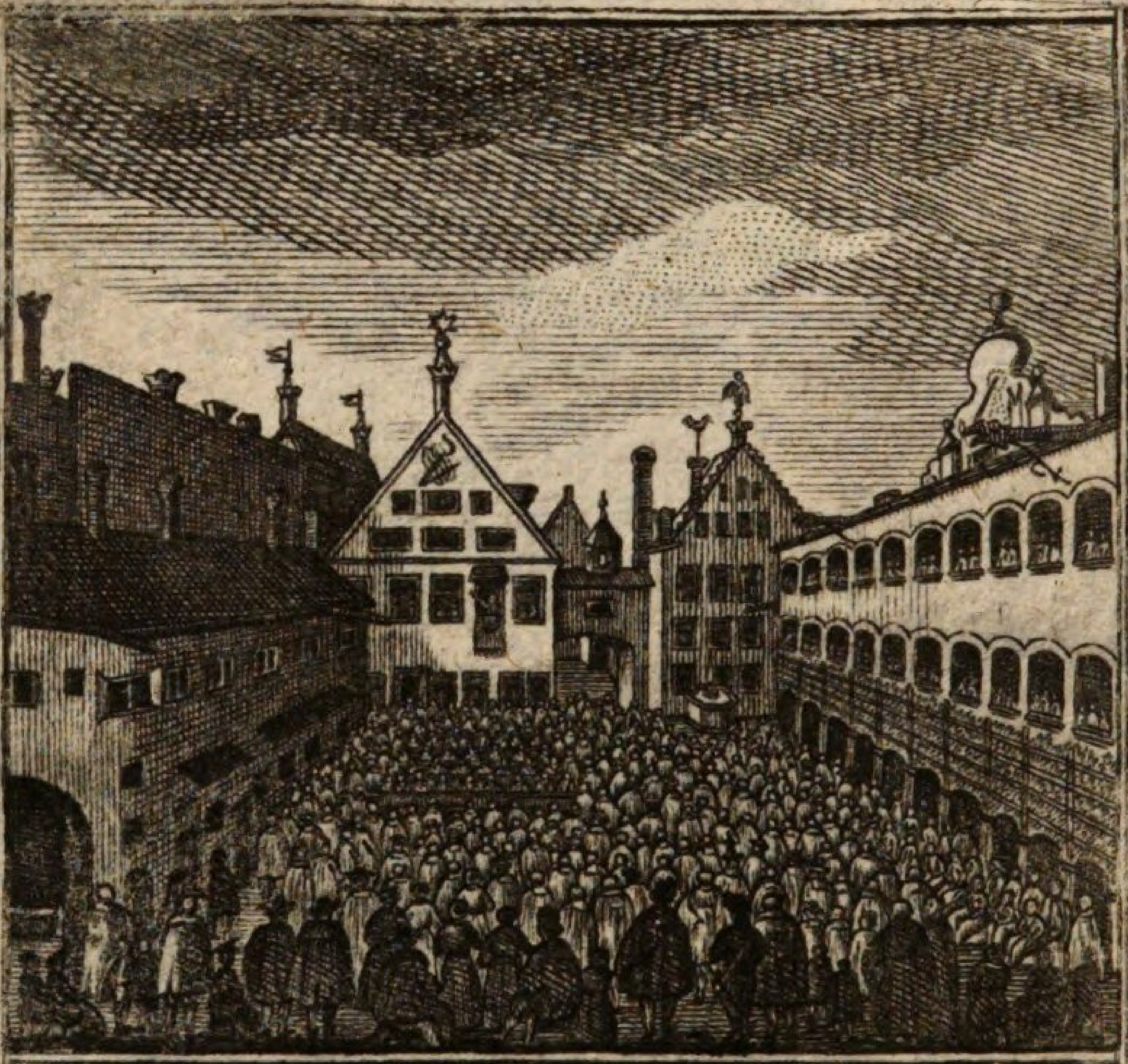
GS
7701



Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps.

[Guillaume Thomas]

Raynal's Philosophische Beschreibung des Handels, und der Besizzungen der Europäer in Asien und Afrika.

In einen fruchtbaren Auszug gebracht, mit den Beobachtungen neuerer Reisebeschreiber verglichen und nach den Bedingungen des lezten Pariser-Friedens zwischen Frankreich und England eingerichtet

von

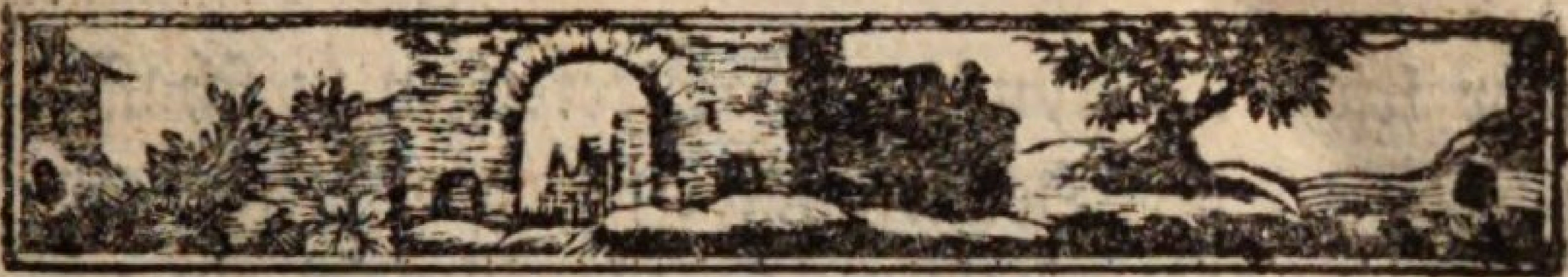
Hrn. Poncelin de la Roche Tilhac.

Aus dem Französischen.

zweyte unveränderte Ausgabe.

Zweyter Band.

Straßburg,
im Verlage der akademischen Buchhandlung.
1788.



Philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika.

Afrika.

Dritter Theil.

Zustand der Länder in Afrika.

Von Afrika überhaupt.

Afrika ist ein ungeheuer großes Land, und hängt mit Asien nur durch eine Erdzunge von 20 Meilen zusammen, welche die Landenge von Suez genennt wird; diese physische und zugleich politische Verbindung und Grenzscheide kann aber über kurz oder lang durch das Meer getrennt werden, welches durch seine Abhängigkeit hier-

sehr leicht Meerbusen und Meerengen zu schaffen vermögend ist. Der Aequator schneidet diese Halbinsel in zween ungleiche Theile, welche ein unächtes Dreyeck bilden, wovon der eine Winkel gegen Osten, der andre gegen Norden, und der dritte gegen Westen zu steht. Dieser Welttheil ist zwar größer als Europa und kleiner als Asien, aber weniger bevölkert und nicht so gemäßigt als beyde. Seine Ausdehnung von Süden gen Norden, d. h. vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur Meerenge von Gibraltar beträgt 1,300 und von Ost zu West, oder vom Vorgebirge Guardafu nahe beym Eingange ins rothe Meer bis an das grüne Vorgebirg 1,360 Meilen.

Die Afrikaner sind insgemein sehr vortheilhaft und stark gebaut. Man bürdet ihnen auf, sie seyen unbändig, grausam, grob und sehr schlechte Krieger. Wahr ists, daß alle in ein dichtes Dunkel von Unwissenheit verhüllt sind. Die Araber, welche seit etlichen Jahrhunderten ihre Wohnsitze unter ihnen aufschlugen, sind die einzigen, welche man wegen ihrer Geschicklichkeiten und ihres Muthes davon ausnimmt. Manche unter ihnen besitzen so gar Kenntnisse, die zur Schiffahrt, Handlung und Erdkunde erforderlich sind. Die Farbe der Afrikaner ist verschieden. Die, welche man unter dem Namen Mauren kennt, sind blos von der Sonne stark gebrannt, und die so

genannten Negern oder die Lands-Eingebohrnen haben eine dunklere Haut, die aber auch nach der Wärme des Himmelsstrichs mehr oder weniger schwarz ist.

Die natürliche und muhametanische Religion wird am stärksten ausgeübt. Nur in Egypten, Abyssinien, und in einigen andern Gegenden, wo Europäer sich niederliessen, trift man Christen an. Die Juden, welche hier sehr zahlreich sind, zählen die Epoche ihrer Niederlassung daselbst aus dem ältesten Zeitalter her, und machen einen wichtigen Theil von den Staaten aus, welche die Küste der Barbarey bewohnen. Die Sprachen in Afrika sind mancherley, wovon aber der gröste Theil uns unbekannt ist, weil das brennende Klima, der trokne Sand und die Wildheit der Innwohner unsere europäischen Gelehrten abhielt das ganze Land zu durchreisen. Die arabische Mundart, welche gleich edel, kraftvoll und reich ist, hat sich am meisten verbreitet. Die Kaufleute müssen sich derselben bedienen, um sich den Eingebohrnen verständlich zu machen. An den Küsten der Barbarey wird eine verdorbene Sprache gesprochen, welche die europäische (langue francque) genennt, und besonders in der Handlung gebraucht wird. Sie soll sich ziemlich gut ausdrücken und ein Mischmasch aus der franzö-

sischen Haupt- und Provinz-Sprache, aus der spanischen und italienischen seyn.

Das Klima ist überhaupt ziemlich ungesund, und in mehrern Provinzen sind die Negern gefährlichen und öftern Krankheiten unterworfen, die sie allmählig zum Grabe abzehren. Das Innere des Erdbodens besteht an vielen Orten aus brennendem, unfruchtbarem Sande. Die Länge der Küsten hin aber, und in den Ländern, welche von Flüssen durchwässert sind, ist dasselbe sehr ergiebig. Von allen vier Welttheilen ist Afrika am meisten von der Natur beschenkt worden. In allen drey Naturreichen hat sie Wunder gethan, deren sich kein anderer Welttheil rühmen darf, und das reiche Gemälde, welches uns die Natur hier darstellt, hält uns auf eine vortheilhafte Art schadlos für alles, was die Jahrbücher der unzähligen Bewohner dieser Insel uns von ihrer entsetzlichen Unfruchtbarkeit erzählen.

In dem Schoose der Erde finden sich alle Metalle im Ueberflusse, das Eisen und Kupfer ausgenommen; diese für den kultivirten Theil der handelnden Nationen so wichtige Gegenstände scheinen sich blos das kalte Erdreich zu ihrer Mutter erwählt zu haben. Das Eisen wird in Bambouk und das Kupfer in den Königreichen Loango und Congo zwar auch gefunden, aber nicht gar häufig. Wenn die Sagen von dem berühmten Land

Tonguto wahr sind, so ist dieses Königreich allein reicher, als Mexiko und Peru zusammengenommen. Das Gold, welches man so gar auf der Oberfläche der Erde findet, läßt uns auf die Reichthümer schliessen, welche die Minen enthalten. In einigen Gebirgen wird auch eine große Menge Silber gegraben. Die Salzgruben, welche im innern Afrika ziemlich selten sind, wären für die Bewohner hinreichend, wenn auch die Küstenbewohner das Salz mit nicht so geringer Mühe aus dem Meerwasser erhielten. So groß auch Afrika ist, so liefert es doch außer Egypten, der Barbarey und einigen kleinen Ländern kein Getreide, aber desto mehr Reis und Honig, welche hier vorzüglich gut wachsen und die Innwohner vor allem Mangel bewahren. An der Küste des Senegals pflanzt man auch Bohnen, welche die europäischen weit übertreffen. Die Pataten und Grundbirnen wachsen und reifen hier in sechs Wochen. Die Afrikaner haben auch grüne Erbsen, welche von den Reisenden sehr gerühmt werden, und Wassermelonen, deren Fleisch hellroth und zuckersüß ist, uud wovon eine 50 bis 60 Pfund wiegt. Die Ignamepflanze, welche sehr reichlich auf der Küste von Guinea wächst, und ungefähr die nemlichen Bestandtheile unserer gelben Rüben hat, wird von den Negern statt des Brods zum Fleisch gegessen. Die afrikanische Aloe ist nach

H. Demanet so vollkommen, als die auf der Insel Socotra, Cochinchina und im Königreiche Laos. Myrrhen, Manna, Cassia, Euphorbium und Terbentin werden die ganze Länge des Senegals hin mit vielem Erfolge gebaut, und könnten für die Franzosen ein wichtiger Zweig ihrer Handlung werden. Die Tamarinden werden hier an der mitternächtlichen Küste des nemlichen Flusses und an dem Strom Gambra so gut und häufig, als in keinem andern Welttheile gefunden. Der Palmbaum ist einer der ersten Bäume in Afrika. Die zahme Palme trägt Datteln, welche eine vortrefliche Frucht sind, und viele von den Völkern ernähren, bey denen er wächst. Dieser Baum giebt auch ein gutes Getränk, das Palmwein heißt, und von den Negern so sehr als der Brandwein geliebt wird, mit dem sie die Europäer bekannt machten. Man findet hier auch Bananas und Bananasfeigen, und süße Pomeranzen, von einer sehr guten Art, und eine große Menge Kürbisse (Giraumons) welche die Franzosen, wenn sie an Senegals Ufern sich aufhalten, als große Leckerbissen kosten. Bekannt genug ist der Gebrauch der Calebassen. Diese Früchte sind unsern Kürbissen nicht unähnlich, und werden von den Negern, welche sie in der Mitte entzwey schneiden, zu Hausgeräthen benutzt. Wenn der afrikanische Indigo nicht so geschätzt ist, als der

aus unsern amerikanischen Pflanzörtern, so ists nur ein Fehler an gehöriger Pflege. Diese Pflanze bringen die Ufer und alle feuchten Orte zahlreich hervor. Nahe bey dem See Panierfoulis zwischen Gorea und dem Senegal ist ein Wald von Ebenbäumen, welche die schönste schwarze Farbe von der Welt haben. Die Ufer des Gambra Stroms sind ganz mit Heuschreckenbäumen bedeckt, welche sehr dicke und große Bäume sind, und daher besonders zum Schiffbau können gebraucht werden. Der afrikanische Feigenbaum ist auch sehr dick, und einige messen 25 bis 30 Schuhe im Umfang. Sein Holz ist sehr schön und die Negern verarbeiten es zu Schüsseln, Schaalen, Tellern, Löffeln und mehrern andern Geräthen. Baumwollenbäume werden sehr häufig in allen erhabenen Gegenden angetroffen, welche keiner Ueberschwemmung ausgesetzt sind. Die Baumwolle, die sie liefern, wäre vielleicht der levantischen vorzuziehen, wenn die Negern sich genugsame Mühe um ihre Pflege gäben. Das Thierreich ist eben so fruchtbar und mannigfaltig als das Pflanzenreich. Alle Thierarten leben hier, und nirgends sind die Elephanten in solcher Anzahl als in diesem Welttheile. Sie übertreffen an Größe des Körpers alle andere arabische und persische sowohl, als auch die, welche auf der Halbinsel Indiens sich aufhalten. Sie verbinden mit einer Länge von acht

bis zehn Schuhen, auch eine Höhe von zehn bis zwölf Schuhen, mit denen das Ganze verhältnismäßig ist. In Afrika leben auch die stärksten Kameele, wovon einige eine Last von 1200 Pfund tragen, ohne dadurch in ihrem gewöhnlichen Schritte gehindert zu werden. Die Pferde sind hier von der schönsten Bildung. Die Mauren, welche von ihrer ersten Kindheit an mit diesen Thieren umgehen, ziehen große Heerden davon auf. Sie nähren sie mit an der Sonne getrökneten Kräutern und darunter gemischtem zerstoßenem Hirs. Sie sind gewohnt wenig und selten zu trinken; und diese Mäßigkeit ist durchaus in einem Lande nöthig, wo das Wasser oft so selten ist. Wenn sie dieselben recht ausfüttern wollen, so geben sie ihnen klein zerstoßenen Hirs in der Milch; dieß giebt man den Pferden zu trinken, wenn sie ihre trokene Kräuter gefressen haben.

Der Büffelochs ist sehr gemein in Afrika. Das Thier ist dort wild und bösartig, lauft sehr schnell, und wenn es das Thier oder den Menschen erreicht, den es verfolgt, so schlägts ihn mit seinem Maul zu Boden, kniet auf ihn nieder, und drükt und stößt ihn so lange, bis er aufhört zu athmen. Wenn man es bezähmen kann, so ist es wie ein Ochs zu brauchen, den es noch an Dicke übertrift.

Die Hirsche und Hirschkühe in Afrika sind wie unsere europäischen. Die einige Gattung, welche wir nicht haben, sind die Gazellen, welche von mehrern Thieren, dem Kameel, dem Hasen, der Ziege und der Hirschkuh etwas haben. Der Kopf, der Schwanz und das Haar ist ganz kameelartig, und der übrige Theil des Körpers ist einer Hirschkuhe nicht unähnlich. Sein Geschrey ist die Nachahmung einer Ziege, und in seinen vordern Füssen, welche kleiner als die hintern sind, hat das Thier viele Gleichheit mit dem Hasen. Es steigt sehr schnell in die Höhe, aber mit desto größerer Unbequemlichkeit herab. Das ebene Feld ist sein Element zum Springen. Jährlich reiset eine große Anzahl aus der Barbarey nach Nigritien.

Die Negern bekriegen sie; und um ihrer Jagd mehr Sicherheit und Annehmlichkeit zu verschaffen, erwarten sie die Jahrszeit, wo die Kräuter durch ihre Tröckne brennbar sind, damit sie diese Thiere mit dem Feuer verjagen und in die Gegend zwingen können, die am vortheilhaftesten zu ihrer Metzelung ist. Die Negern gehen dem Feuer, das immer weiter vor sich frißt, in einer Linie hinter her, und so bald sie diese Thiere an einen Ort eingeschlossen haben, tödten sie eine große Menge derselben mit Pfeilen und Keulen. Die, welche sich ins Wasser flüchten, werden von andern Negern, die in Kähnen oder an dem entgegen-

gesetzten Ufer auf sie lauren, ermordet. Die Negern theilen dann unter sich ihre Beute, salzen und dörren das Fleisch, und verhandeln die Haut an Fremde. Das Fleisch der Gazellen ist sehr delikat, aber es muß frisch und gerade um die Zeit genossen werden, wenn die Kräuter in ihrer besten Jahreszeit sind; auch ist es sehr fett; man hat bemerkt, daß es mehr von seinem natürlichen Geschmack habe, wenn die Kräuter weniger Saft haben. Der Löwe hat auch seinen sichersten Aufenthalt in Afrika. Eigentlich zu reden, ist dieses Land sein Vaterland. Man findet ihn daselbst überall, auf Bergen, Ebenen, in Wüsten, Wäldern, an den Ufern der Meere und Flüsse, und oft sogar in Dörfern. Er ist hier stärker und grimmiger als sonst nirgends. Und doch beleidigt er niemand, wenn er nicht besonders hungrig ist, dazu gereizt, oder seine überlegene Stärke durch eine verzagte Flucht aufgefordert wird. Die Negern und Araber setzen daher in Gegenwart dieser Thiere, welche stillstehend sie anschauen, ihren Weg ruhig fort. Wenn sie sehr jung sind, kann man sie leicht so zahm machen, daß sie mit den übrigen Hausthieren weiden. Die Afrikaner schätzen ihr Fleisch, das, wie man sagt, an Farbe und Geschmack dem Kalbfleisch nahe kömmt.

Der Tyger und das Panterthier sind wie dieser König der Thiere sehr gemein in Afrika. Diesen

ist von fleischfräßigen und grausamen Thieren der Dubbach das nächste, welcher die Hyäne der Alten zu seyn scheint. Er gräbt mit den Klauen, womit seine großen Füsse bewafnet sind, todte Körper aus. Seine Haare sind dunkelbraun, und von noch braunern Streifen durchschnitten. Am Körper ist er größer und länger als der Wolf. Wenn die Araber aus der Barbarey ein solches Thier tödten, so begraben sie seinen Kopf sorgfältig in die Erde, weil sie befürchten, das Hirn möchte zu irgend einer Uebelthat angewandt werden. Der afrikanische Wolf ist gar viel größer und dicker als der europäische. Er ist sehr heißhungrig und hat silberfärbige und beynahe ganz weisse Haare. Ihre Anzahl ist sehr stark, weil sie von niemand verfolgt werden, und die Negern aberglaubisch genug sind sie zu schonen; denn sie befürchten die lebenden möchten den getödteten rächen. Herr Adanson hat die Beobachtung gemacht, daß der Wolf aus dem Senegal öfters mit dem Löwen auf die Jagd ausgieng, um die Bewohner, trotz ihrer Wachsamkeit, zu bestehlen. Dieses Verständnis herrscht auch, nach Berichten des Hrn. Schaw, zwischen dem Löwen und dem Jakal.

Die Affen sind in Afrika so gemein, daß oft die Bäume mit ihnen ganz beladen sind. Man sieht deren von allen Farben, wovon einige

häßlicher und eckelhafter sind als die andern. Die Negern fürchten und hassen diese Thiere am meisten, denn sie verwüsten ihre Reis- und Hirsenfelder, zerstören die Früchten, und behalten das beste für sich. Wenn sie auf der Ebene eine leere Hütte erblicken, so wird sie von ihuen abgedeckt, was drinn liegt, zerbrochen, und was ihnen anständig ist, mitgenommen. Die Weibchen tragen ihre Jungen, wie die Negerinnen ihre Kinder, auf dem Rücken angeklammert.

Die Mauren haben große Heerden Schafe, die aber von zwey verschiedenen Arten sind. Die einen tragen Wolle wie die europäischen, haben außerordentlich lange und schwere Schwänze, daß sie dieselben, so groß und stark auch die Thiere selbst sind, mit Mühe fortschleppen können. Die andern sind stärker, haben spitzige Haare wie die Ziegen, und einen ausnehmenden Geschmack in ihrem Fleische.

Die Schlangen in Afrika sind außerordentlich groß. Es giebt deren, die 25 bis 30 Schuhe lang, und verhältnismäßig dick sind. Dieses kriechende Geschlecht lebt in einem beständigen Krieg mit allen wilden Thieren, welche sie oft mit ihrem Gifte tödten. Man findet auch kleinere, von verschiedenen Farben, welche aber nicht weniger schädlich sind. Ihr Biß wäre beynahe immer tödtlich, wenn die Negern nicht so vorsichtig wären,

sogleich ein glühendes Eisen auf die Wunde zu legen, damit das Gift sich nicht mit der übrigen Masse des Bluts vereinigen könne. Auch hat die Natur dafür gesorgt, und in diesen Ländern verschiedene Pflanzen wachsen lassen, welche ein Heilungsmittel für den Biß dieser gefährlichen Thiere sind, und von den meisten Negern wissen angewandt zu werden.

Egypten und die Ufer des Senegals wimmeln von ungeheuern Krokodillen, die 15 bis 18 Schuhe lang sind. Herr Adanson behauptet, mehr denn zweyhundert auf einmal gesehen zu haben. Sie halten sich meistens im Koth der Moräste und Flüsse auf; unter dem Wasser aber können sie nur einige Minuten ohne Athem zu holen bleiben. Wenn sie schwimmen, so ragt nur der obere Theil des Kopfs, und ein wenig vom Rücken hervor. Man hält sie in diesem Zustande eher für den Stamm eines Baums, als für ein lebendes Thier. Doch läßt ihnen diese Art zu schwimmen die Augen frey, daher sie auch alles um sich her sehen; wenn sie nun ein Thier erblicken, das sich ihnen nähert, so tauchen sie plötzlich unter, und schwimmen durch Umwege auf es zu, fassen es bey den Füssen, und schleppen so das Thier mit sich ins volle Meer, um es zu ersäufen, und alsdann zu verschlingen. Es giebt deren, die so kühn und gefräßig sind, daß sie sich in die Kähne erheben,

und die Menschen herausreißen. Ihre Eyer haben die Größe eines Gänse-Eyes. Sie legen sie in den Sand, und überlassen das Ausbrüten der Sonne.

Das Wallroß oder Seepferd ist die gröste Amphibie, und hält sich nur in den süßen Wassern Afrika's auf; in diesem Welttheile scheint es besonders gern zu leben. Es ist gebildet wie ein Ochs, hat aber kürzere Füsse, und einen übermäßig dicken Kopf, der an Größe nur vom Elephant und Nashorn übertroffen wird. Sein Kiefer ist mit vier Zähnen versehen, womit es die Baumwurzeln losreißt, die seine Nahrung sind. Es kann auch nicht lange unter Wasser bleiben, ohne Luft einzuathmen, und muß daher wie das Krokodill seinen Kopf von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche des Wassers tragen. Es wiehert wie ein Pferd, und mit solcher Stärke, daß man es in der Entfernung einer Viertelsmeile hört.

Die Meere an den westlichen Küsten Afrika's sind sehr fischreich. Man fängt darinn Rochen, Stockfische, Austern, Schildkröten, und Heeringe. Oft ist das Meer so mit Fischen angefüllt, daß man sie für Sandbänke hält. Ein einiger Fischzug, sagt H. Demanet, ist hinreichend zweyhundert Menschen zu sättigen; und die Negern füllen ihre Piroguen, eine Art von Kähnen, die man aus einem ausgehölten Baume verfertigt, in Zeit von zwey Stunden mit den besten Fischen.

Der Verfasser des französischen Afrika sagt, der Meerbusen Arguim liefere Stockfische, wovon die meisten bis 200 Pfund schwer sind.

Der Hay ist das im afrikanischen Meere, was der Krokodill in den Flüssen ist. Dieser so hungrige Fleisch fressende Fisch ist einer der gefährlichsten im Weltmeere. Man findet oft deren, die 25 Schuh lang, und 4 — 5 breit sind. Seine Haut ist roh und stark, ob sie schon nicht gar dick ist. Er hat einen langen Kopf und einen sehr großen Schwanz; in seinem Ober- und Unterkiefer sitzen mehrere Reihen Zähne, die theils dreyeckigt, theils platt, theils spitzig sind. Sie sind alle sehr hart und schneidend, und nichts könnte seinem mörderischen Schlunde entgehen, wenn der Rachen nicht beynahe einen Schuh lang von dem äußersten Theile des Mauls entfernt wäre. Dieser unbequeme Bau seines Körpers zwingt ihn seine Beute lange Zeit vor sich her zu treiben, ehe er dieselbe anbeißen kann.

Man findet in Afrika auch einen Fisch, der Manati (Seelöwe) genennt wird, sechszehn und achtzehn Schuh lang ist, und 4 bis 5 im Durchschnitte hat. Vom Kopfe bis in die Mitte des Körpers ist er rund; wird aber gegen unten zu immer flächer. Sein Kopf ist sehr groß, der Rachen breit, und die Augen klein nnd scheel. Er lebt von Kräutern, die auf dem Meersboden und

in den Flußbeethen wachsen. Er ist ein Freund des süßen Wassers. Oft sieht man ihn so schlafen, daß er das Maul auf der Oberfläche des Wassers hält. Die Negern benutzen diese Gelegenheit, um ihn zu harpunieren. Sein Fleisch ist kostbar und weiß wie Kalb= und Schweinenfleisch, von denen beyden es den Geschmack hat, ob es schon selten so zart ist.

In dem afrikanischen Meere fischt man zu Ende des Monats Oktober sonderbare Fische, die man fliegende Fische nennt. Diese Thierchen haben die Größe eines Weißfisches. Ihre beyden Floßfedern, die fast eben so lang als der ganze Körper sind, dienen ihnen zu Flügeln, um sich über das Wasser zu erheben. Die Goldbrasse und Bonetfische, welche sich auch an diesen Ufern aufhalten, sind sehr gierig nach ihnen, und quälen sie aufs äußerste; daher man bey der Meeresstille ganze Wolken von fliegenden Fischen in der Luft sieht, welche sich vor ihren grausamen Feinden flüchten. Sie können sich nur nach dem Maaß der Feuchtigkeit in der Luft erhalten, und ihr Flug ist sehr kurz, sie stürzen sehr bald wieder herab, und werden die Beute ihrer Verfolger. Ihr Fleisch ist sehr niedlich. In allen benachbarten Flüssen des Senegals findet man eine entsetzliche Menge Krebse und Karpfen, die sich von den europäischen nur dadurch unterscheiden, daß sie dicker und wohlschmeckender sind.

Jährlich wird auch ein beträchtlicher Aalfisch-fang in diesen Gegenden angestellt, wovon die kleinen Aerme der Flüsse, und die Sümpfe wimmeln. Wenn die Wasser so angeschwollen sind, daß man vermuthen kann, sie werden nicht mehr höher steigen, so versperren die Negern die Mündung derselben mit geflochtenen Weiden, welche durch Pfähle bevestigt sind; durch dieses Mittel erhalten sie beym Fallen des Wassers eine ungeheure Menge Fische, welche der Strom zurücklassen mußte.

Auf den Feldern und in den Wäldern Afrika's wohnen unzählige Vögel, wovon die wenigsten anderswo angetroffen werden. Der Adler, der König der Vögel, ist hier viel größer und stärker als sonst nirgends. Er ist der grausamste Feind der Schlangen, welche für einen großen Theil von Afrika eine wahre Plage sind; daher sie auch die Negern auf ihren Jagden zu schonen pflegen. Das Gefieder des Adlers ist so hart und liegt so vest auf der Haut, daß kein Schlangenbiß durchdringen kann. Die Adler schleppen daher diese Thiere mit sich fort, ohne weder ihr Zischen, noch ihr Gift zu fürchten, und zerlegen sie in Stücke, um sie unter ihre Jungen auszutheilen.

Straußen werden in allen öden Gegenden Afrika's gefunden, und besonders auf der östlichen Seite des Capo Blanco, der Meerbusen Arguim

und Portendik, und die Länge des Flusses St. Johann hin. Dieser Vogel ist einer der grösten und dicksten Vögel, die man kennt. Wenn er seine Flügel ausbreitet, so hat er gemeiniglich sechs Schuhe und einen halben in der Ausdehnung derselben, sieben und einen halben in der Länge von dem Ende des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes, und acht Schuhe vier Zoll bis an das Aeußerste der Klauen. Dieses lezte Maas steigt oft bis auf zehn Schuh und mehr, und das übrige geht ohnehin verhältnismäßig. Der Strauß läuft außerordentlich schnell. Seine Eyer sind groß, und ihre Schaal ist hart und dick, daß man daraus Trinkgeschirre und andere Geräthe verfertigen kann. Er legt sie in den Sand, und überläßt sie den Tag durch der Sonnenwärme, des Nachts aber brütet er selbsten.

In der Nähe des Senegals sind die Wasser-Pelikanen oder Löffel-Gänse sehr häufig, welche, wie die Schwanen, mit Majestät auf den Wassern herumschwimmen. Unstreitig sind sie nach dem Strauß die grösten Vögel des Landes. H. Adanson sagt, er habe einen getödtet, dessen Flügel in ihrer Ausbreitung zehn Schuhe hatten. Die Länge seines Schnabels betrug anderthalb Schuhe, und der unten hängende Sack enthielt zwey und zwanzig Maas Wasser. Diesen Sack brauchen sie blos für ihre Fischerey. Es scheint, die Natur

habe ihn damit statt eines Wurfgarns versehen, um ihm die Erwerbung seines Unterhalts zu erleichtern. Kein Thier könnte sich auch desselben besser bedienen, und man kann sagen, daß er den Fischfang vollkommen verstehe. Sie schwimmen meistens in Gesellschaft, und auf dem Grunde, welcher der Oberfläche des Wassers am nächsten ist, machen einen Kreis, den sie immer mehr verengen, um die Fische, welche sie durch das Zappeln ihrer Füsse in demselben erhielten, näher zusammenzutreiben; dann erst tauchen sie ihren Schnabel unter, fangen die Fische auf und schliessen nach erhaschter Beute den geöffneten Schnabel mit eben der Geschwindigkeit zu, als ein Fischer der sein Wurfgarn auswirft und wieder einzieht. Um aber das Wasser wieder auszuleeren, das sie mit den Fischen aufschnappten, hängen sie ihren Schnabel halbgeöffnet auf eine Seite, und so entfließt das Wasser, und die Fische bleiben trocken im Schnabel liegen, die sie alsdann auf dem Lande in aller Bequemlichkeit verzehren.

Der Pfau ist in Afrika so gemein als der Strauß und der Pelikan. Er ist von der Größe eines kalekutschen Hahns. Die Federn auf dem Rücken und am Bauche sind dunkel-violet, gewässert und werfen Schatten und Licht von sich; die verschiedenen Brechungen des Lichts geben ihnen bald eine glänzende Schwärze, bald ein helles

Violet, das ganz fein übergoldet ist. Seine Flügel sind vielfarbiger als das Gefieder. Sein Schwanz ist einem europäischen Pfauenschweif ähnlich; er ist hochbeinig wie ein Storch, hat breite Vorderfüsse, einen langen Schnabel, und sehr lebhafte Augen. Die beyden Federbüsche, welche er auf dem Kopfe trägt, bestehen aus so feinen Federn, daß man sie für lange, dünne, weiche Seidenfedern hält. Der vordere Schopf hat eine glänzende und abwechselnde schwarze Farbe; der hintere ist hochrothfarbig. An der Küste von Guinea trift man eine ziemlich ähnliche Gattung dieser Vögel an; nur daß sie bösartiger sind und stolzer einhergehen. Sie mishandeln alles andre Geflügel, das man mit ihnen zugleich in den Wohnungen unterhält. Ihr Fleisch ist vortrefflich und sehr kräftig.

Die afrikanischen Wälder und Gehölze enthalten eine Menge Perlhüner, deren Fleisch delikat und sehr gesund ist. Diese Vögel lassen sich mit geringer Müh zahm machen, und leben mit den Hünern in den Häusern. Die Auerhähne, die an dem Gambra sehr häufig vorkommen, sind erstaunend groß. Es giebt deren, die bis 35 und 40 Pfund schwer sind. Ihr Fleisch ist sehr kostbar, zart, und von einem viel angenehmern Geschmack als die europäischen Auerhähne. Wilde Gänse, Enten, Rebhüner Schnepfen, Wachteln, Holztauben, Kriechenten,

Drosseln und Turteltauben zeigen sich überflüssig in allen Theilen von Afrika. Mit Papagayen ist das Land gleichsam übersäet. Die kleinern aber, welche hier besonders häufig sind, haben die Größe einer Wachtel. Diese Art ist außerordentlich schön und grünfarbig. Ihr Schwanz ist zehn bis zwölf Zoll lang, und in seinem zweyten Jahr wächst ihm ein schwarzes Band um den Hals, wodurch die Pracht seines Gefieders noch mehr erhöht wird. Man findet in Afrika Vögel mit vier Flügeln, welche so groß als ein kalekutscher Hahn sind, ein schwarzes Gefieder, einen großen gebognen Schnabel und sehr starke Klauen haben. Ihre Flügel sind groß, stark, und wohl befiedert. Die an den Schwungfedern sind ohne Schleißen, haben aber desto mehr andere um 5 bis 6 Zoll längere Federn. Ihre Kiele sind mit so langen und dicken Schleißen versehen, daß sie in ihrer Ausdehnung von jeder Seite zween verschiedne Flügel vorstellen; und aus dieser Ursache haben die Franzosen am Senegal dieses Thier **den Vogel mit vier Flügeln** genennt.

Oestliche Küsten von Afrika.

Afrika soll dreytausend achthundert Meilen an Küsten-Erde zählen, die vielen Buchten und Meerbusen mit einbegriffen, welche dieselbe sehr verunstalten. Die östliche Seite, welche sich von

Suez bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung erstrekt, ist durch das rothe Meer und den Ocean bewässert. Das Innere des Landes ist nicht sehr gekannt, und auch das bekannte ist weder dem Geist des Kaufmanns, noch der Wißbegierde der Reisenden, oder dem Menschengefühl des Weisen wichtig. Die Missionaren selbst, welche in das Innere, besonders von Abyssinien, mehr eingedrungen sind, wurden durch das Erlittene so abgeschrekt, daß sie diese Völker nun nicht mehr besuchen, und sie ihrer Unbesonnenheit und Treulosigkeit überlassen. Die Küsten sind sehr oft fürchterliche Felsen und Berge von troknem, heissem Sande. Die bewohnbarsten sind unter die Eingebohrnen, die Araber, die Portugiesen und die Holländer getheilt. Ihr Handel, der in wenigem Gold, Elfenbein, und einigen Sklaven besteht, ist in einem Bündnis mit dem ostindischen.

Die mitternächtliche Seite, welche von der Landenge Suez, bis an die Meerenge von Gibraltar reicht, ist durch das mittelländische Meer begrenzt. Eine Ausdehnung auf den Küsten von 900 Meilen nimmt das so genannte Land die Barbarey und Egypten ein, welches unter dem Joch des osmanischen Reichs seufzet.

Beschreibung von Egypten.

Dieses große Land ist gegen Osten durch das rothe Meer, gegen Süden durch Nubien, gegen Westen durch die Wüsten von Barca, oder Lybien, gegen Norden durch das mittelländische Meer eingeschlossen. Seine Länge von Mittag gegen Mitternacht beträgt ungefähr 212 Meilen. Eine Kette von Felsenbänken und Bergen, welche in gerader Linie fortlaufen, lassen von hier bis an Cairo nur eine Breite von 6 — 7 Meilen. Von dieser Hauptstadt an bis an das Meer bildet das Land ein Dreyeck, dessen Basis 100 Meilen hat. Dieses Dreyeck umfaßt ein anders, das unter dem Namen Delta in den ältern Schriften vorkömmt, und durch zween Aerme des Nils seine Gestalt erhält, die sich in das mittelländische Meer stürzen, der erste eine Meile von Rosette, und der andre zwey Meilen von Damiette.

Obschon dieses Land so brennend heiß ist, so ist doch das Klima meistens gesund. Die einige Ungemächlichkeit, welche Egypten eigen ist, entsteht aus dem reinen Sande, welcher im Monat May und Junius von den Mittagswinden herumgeweht wird, und die Leute des Gesichts beraubt. Aber sollte man dieses Elend nicht vielmehr der Gewohnheit dieser Völker neun Monate des Jahrs

in der freyen Luft zu schlafen, zuschreiben? Die lezte Meynung wird dadurch sehr einleuchtend, weil die, welche unter Zelten oder in Häusern schlafen, selten dieses Unglück erfahren.

Auf dem ganzen Erdenrund sind wenige Gegenden so fruchtbar als Egypten. Die Sonnenwärme schenkt jährlich drey Erndten, wovon jede nur eine Bearbeitung des Ackers erfordert; auf das Getreide folgen die Hülsenfrüchten, und dann die Küchenkräuter. Der Nil bringt hauptsächlich diese glückliche Fruchtbarkeit hervor.

Dieser Fluß entspringt in Aethiopien, und erhält sein Aufschwellen durch Wolken, welche in Regen herabfallen, und sein periodisches Wachsen und Sinken verursachen. Mit dem Monate Junius fängt er an zu steigen, und wächst bis an das Ende des Herbstmonats, wo er dann wieder stufenweis fällt. Er durchfließt eine ungeheure Strecke Landes ohne sich zu theilen; fünf Meilen unter Cairo theilt er sich in zween Aerme, welche sich nimmer vereinen.

Dieses Land, in dem jede Quelle so selten, und nichts so außerordentlich, als der Regen ist, konnte nur durch den Nil befruchtet werden; daher man auch in den ältesten Zeiten 80 große Kanäle, und noch mehr kleine grub, welche mit ihrem Gewässer ganz Egypten wässerten. Zu Anfang oder in der Mitte des Winters sind alle bis

auf 5 oder 6 der tiefsten ganz ausgetröknet; aber um diese Jahreszeit braucht man auch keine Befeuchtung. Wenn der Fluß nur 400 Zoll hoch steigt, so werden nur die niedern Gegenden überschwemmt. Die andern, welchen auch ihre Zieh- und Räderbrunnen alsdann nichts nutzen können, sind fürs ganze Jahr als unfruchtbar angesehen, und von allen Auflagen frey.

Die Länder in Egypten sind in drey Haupttheile getheilt. Zu dem ersten werden die Vakoupen oder das Gebiet der Moscheen, und andrer geistlichen Anstalten gezählt. Diese ist sehr schlecht angebaut, nnd auch durch die Regierung mit allgemeinen Auflagen am wenigsten gedrükt.

Die vornehmsten Staats- und Kriegsbeamten besitzen als eine Nutznieſsung die zweyte Eintheilung. Die Leibeignen, welche ihre Aeker mit ihrem Schweiß benetzen, und die Schatzkamer erhalten selten und sehr wenig von dem, was ihnen davon gebührt.

Die dritte Eintheilung gehört einer großen Menge von Bürgern, welche ihr großes oder kleines Eigenthum fleißigen und verständigen Pächtern übergeben. Diese Felder sind der Reichthum Egyptens, und die Quelle des Staats-Schatzes. Der dritte Theil des Landes liegt brach, und doch ist es nicht entvölkert. Man zählt daselbst 5 bis 6 Millionen Einwohner. Die zahlreichsten sind die Copten,

welche von den alten Egyptern herstammen, denen sie auch ziemlich gleichen. Die einen sind unter dem Joche des Alkorans, und die andern blieben dem Evangelium treu. Sie bewohnen beynahe das obere Egypten allein, und sind auch hier und da im untern zerstreut. Die meisten sind Akersleute; viele treiben auch Künste. Die Verständigsten regieren die Geschäften der reichen Familien, oder lassen sich als Schreiber bey den Beamten brauchen.

In diesen Aemtern, welche sehr geschäzt werden, misbrauchen sie oft die uneingeschränkteste Gewalt über ihre durch das Klima oder durch die Wollüsten entnervte Herrschaft. Durch diese Art von Anspruch auf ihre Güter fließen ihnen die grösten Reichthümer zu, welche sie gewöhnlich in den niedrigsten Ausschweifungen wieder verschwenden. Wenn sie aber je der Geiz von dieser Lebensart abgehalten hat, so werden sie doch noch bey ihren Lebzeiten von ihren Herren, die sie betrogen haben, wieder bestohlen. Daher man auch nichts weniger antrift, als Kinder, die einen reich gewordenen Vater erben.

Nach den Copten sind die Araber die zahlreichsten. Diese Nachkommen von einem ehemals kriegerischen Volke leben alle in dem schimpflichsten Zustande, ohne Muth und Theilnehmung an den Revolutionen, welche die andern Bewohner

dieser Gegenden immer in Bewegung erhalten. Ihre Herren behandeln sie als Thiere, welche sie zum Akerbau nöthig haben. Man geht ganz willkührlich mit ihren Gütern und mit ihrem Leben um, und man hat nicht zu befürchten, daß diese ungerechte und grausame Handlungen die Rache der Regierung auffordern. Diese Unglücklichen haben eine besondre Kleidung, bewohnen das Feld, verbinden sich untereinander und nähren sich von Gemüse und Milch. Selbst diejenigen, welche sich ihr Leben erleichtern könnten, wagen es nicht, aus Furcht, sie möchten zu viel Aufmerksamkeit erregen, die ihnen früh oder spät könnte nachtheilig werden. Den übrigen Theil der Bevölkerung füllen Türken, Juden, Armenianer und verschiedne andre Sekten aus, welche sich nach und nach in Egypten niedergelassen haben. Diese Fremden hinterlassen selten viele Nachkommen, welche nicht viel glücklicher sind. Sonst war eine solch traurige und beschämende Unfruchtbarkeit nur den Mammelucken eigen.

Man hat deswegen in Cirkassien und Georgien die kraftvollsten jungen Männer gewählt, die das Land nur liefern kann, aber auch dieses Mittel blieb fruchtlos. Man hat ihnen so gar die schönsten Weiber aus ihrem Lande zu Gehülfinnen gegeben, und sie in dem grösten Ueberflusse, der gar keine Noth kennt, leben lassen, wodurch

man ihnen völlige ungestörte Muse verschaffte; und doch sind diese so glücklich gewählten Verbindungen selten mit einem Kinde gesegnet, welches überdies kaum ein Jahr überlebt. Es sind nur zwo Familien bekannt, welche aus diesem Blut entsprangen, und diese sind erst in der zwoten Generation. Die Regierungsform in Egypten hat keine ihresgleichen. Vor dem Einfall der Türken wurde das Land durch einen Anführer regiert, der aus den als Sklaven gebornen Soldaten gewählt wurde, die auch sein Ansehen mit ihm theilten. Ohne Zweifel wünschte Selim diese neue Eroberung unter den Despotismus seiner übrigen Länder zu rücken, aber die Umstände erlaubten es seinem Ehrgeize nicht, sich so hoch zu schwingen. Er mußte sich mit der Gewalt und den Rechten des entthronten Sultans begnügen, und dessen stolze Untergeordnete die alten Vorrechte geniessen lassen. Der Sultan ließ 14000 Mann von seinen besten Truppen in das Land ziehen, die das Gleichgewicht mit der furchtbarmächtigen Landmiliz erhalten sollten.

Aber statt das Interesse der Pforte zu besorgen, waren diese Völker nur für sich bedacht. Sie brachten es auch so weit, daß sie nach ihrem Dünkel alles entschieden; aber eben diese Herrschaft daurte nur so lange, bis das Klima ihnen ihre ursprüngliche Stärke und Ansehen benahm, und sie zu

kraftlosen Weibern umschuf. Ihre Gewalt fiel wieder, in größerer Ausdehnung als jemalen, auf die Mammelucken zurück.

Die herrschende Regierung besteht aus zehn bis zwölf tausend Sklaven, welche in ihrer Jugend aus Georgien oder Circassien hieher geführt wurden. Diese nehmen Dienste bey den Großen der Nation, welche ehemalen alle Fesseln schleppten, und ihre Sklaven nun auch früher oder später frey machen, die alsdann von Stufe zu Stufe endlich den Grad eines Bey, welcher der höchste ist, ersteigen können.

Diese Bey sind die Befehlshaber der achtzig Provinzen des Königreichs. Es sind aber dennoch nur sechszehn oder siebenzehn, denn die kühnsten befehlen über mehrere, und einige schwächere Gegenden, besonders in Ober-Egypten, sind von undenklichen Zeiten her arabischen Cheiks übergeben.

Der Befehlshaber der Hauptstadt nimmt sich gewöhnlich eine Oberherrschaft über seine Amtsbrüder heraus, obschon die Macht unter allen soll gleich seyn; wiewohl auch dieser oft von einem seiner mächtigern, reichern oder geschiktern Amtsgenossen übertroffen wird, der ihn ersezt. Das Gleichgewicht mag sich aber behaupten oder sinken, so erhalten die Türken doch nur bürgerliche oder kirchliche Bedienungen.

Die Kriegs-Dienste, Staats-Würden, und alle andre Ehren-Aemter sind gänzlich für befreyte Sklaven bestimmt. Der Divan, welcher aus den Bey's und ihren Creaturen besteht, ist allein der Allbeherrscher. Der Pascha, welcher die Stelle des Sultans vertritt, empfängt die Huldigungen. In seinem Namen werden so gar die Befehle ertheilt, die ihm aber Sklaven vorschreiben. Wenn er nicht in die Vorschrift willigt, so wird er sogleich abgesezt, und lebt hernach so lang als ein Privatmann, oft auch in der Gefahr eines schmählichen Todes, bis das Serrail ihn zurückruft oder in die Acht erklärt.

Die eigentliche Macht Egyptens hat ihren Sitz bey den Mammelucken. Da sie alle unter einem rohen oder gemäßigten Himmelsstrich gebohren sind, und eine harte Erziehung genoßen, so hat ihr Arm auch seine volle Kraft, und ihr Muth ist nicht geschwächt. Sie machen unter sich verschiedene Cavallerie-Truppen aus, welche unter die Bey's nach dem Grade von Ansehen, und Macht, welche sich diese Befehlshaber unter dem Volke erworben haben, vertheilt sind. Diese vielvermögende Männer haben beynahe das nemliche Gewicht bey der türkischen Infanterie. Denn diese ist entnervt, hat den wahren Kriegs-Geist gänzlich verloren, und besteht meistens aus friedsamen Handwerkern, welche diesen Stand nur

darum annehmen, damit sie die mit ihm verbundenen Vortheile geniessen können. Die Officiers aber hängen vollkommen von den Bey's ab, ohne deren Schutz sie nicht einmal Beförderung erhalten. Von allen Revolutionen, die Egypten je erlitten hat, war gewiß die, welche während des Kriegs zwischen Rußland und der Pforte entstanden, die merkwürdigste.

Europa sah mit Staunen eine russische Flotte aus dem entferntesten Theile des finnländischen Meerbusens die Meerenge bey Gibraltar durchschiffen, und sich die schönsten Lorbeeren des Siegs in der Levante brechen. Diese kühne Unternehmung, welche allein schon Catharina II. unsterblich macht, wurde anfänglich für ein glänzendes Hirngespinnst gehalten, das man daselbst noch mit Mühe glaubte, als sie bereits ausgeführt und durch einen völligen Triumph bestätigt war. In Egypten entstand dadurch eine Empörung. Aly-Bey, von dem damalen so vieles gesprochen ward, der aus dem Stande eines armen Sklaven sich in den Besitz der grösten Reichthümer und eines von den Russen unterstüzten Ansehns erhoben hatte, verjagte den Pascha, der Befehlshaber von demjenigen Theile Egyptens war, den der Nil durchströmt, und faßte den gewagten Entschluß sich unabhängig zu machen. Dieser glückliche Rebelle besaß hohe Eigenschaften, und suchte durch

allerhand Begnadigungen und Freyheitsbriefe sich die Liebe des Volks zu erwerben. Die alten Bergbewohner, die Persen, welche die Opfer einer beständigen Verfolgung der Muselmänner waren, genoßen auch von seinen Wohlthaten. Sie waren kriegerische und wilde Völker, die er mit Recht schonen mußte. Die Armenianer, die Copten, die Jakobiten — kurz, alle Sekten erhob seine Bemühung aus dem elenden Zustande, in dem sie die Türken bisher hielten. Er bezeichnete seine neue Souverainetät durch Aufhebung alles Unterschieds, wodurch die Christen von den Muselmännern getrennt waren, und machte seine Unterthanen alle gleich. Den Venetianern schrieb er einen sonderbaren Brief, in dem er seine ganze Denkungsart entdekte, und der wegen seinem Interesse hier nicht an seinem unrechten Platz angebracht wird.

„Adgi-Aly-Bey — den Anhängern der evangelischen Bücher, welche den Staat von Venedig regieren, Unterthanen des römischen Stuhls sind, und die heiligen Oerter zu sehen wünschen: Meinen Gruß.

„Ihr seyd unsere Brüder auf der Erde, weil wir alle Söhne Adams sind. Ihr habt Euern Gottesdienst und wir den unsrigen, wie der Alkoran sagt. Von jeher waret ihr Freunde dieses Königreichs; euer Briefwechsel und eure Verbindung hat sich niemalen gebrochen. Eure

Kauf-

Kaufleute werden auf ihren Reisen niemalen beunruhigt, und auch ihr Gefühl giebt unserm Schutze dieses Zeugnis. „

„ Wir thun Euch hiemit kund, daß wir aus unsern Staaten alle Ungerechtigkeit und Unterdrückung verbannt, und an deren Stelle die Gerechtigkeit eingeführt haben. Kein Mensch soll künftig mehr in unsern Staaten bestohlen oder beraubt werden. Wir verkaufen keine Würden oder Ehrenstellen, damit sie nicht auf Unwürdige fallen. Wenn Eure Nation je eine Beleidigung erlitten hat, so haben wir sie erst nach verrichteter That in Erfahrung gebracht. Und auch diese sind nur von den Juden, welche Feinde von Eurer Religion sind, ausgeübt worden. Unsre Vorfahren haben ihnen die Verwaltung der Zölle übergeben, wobey sie viele Unterschleife begiengen, die uns zwar lange Zeit verborgen, aber nicht ungestraft blieben. Wir haben unser Eigenthum von diesem gefährlichen Volke gereinigt; unsere Unterthanen leben nun in einer glücklichen Genügsamkeit, welches alle Reisenden, die nach Egypten kommen, oder sich hier aufhalten, bezeugen werden. Einige Hebräer behaupten unter dem Schatten Ihres Schutzes zu leben, aber dieser Schutz ist, wie uns deucht, übel angewandt, wir befürchten von ihnen neue Betrügereyen, die das gute Verständnis und die Freundschaft, die

unter uns herrschen soll, stören könnten. Die Nachrichten, welche sie ihren Correspondenten mittheilen, sind immer gegen alle Wahrheit; also dörfen auch weder Ihr noch ich ihren Berichten Glauben beymessen. Euer Consul beweist durch sein Betragen den Adel seiner Nation.

Rossetti, Kaufmann aus Venedig, ist ein sehr kluger und geschikter Handelsmann, dem wir unsern Schutz verliehen haben. Wir haben diesen nicht allein ihm, sondern auch allen euern Unterthanen zugesagt; wir wollen sie vertheidigen, unterstützen, und in einer so vollkommenen Sicherheit bevestigen, als wenn sie zu Venedig selbst wären. „

Gott behüte uns vor aller Unruhe, welche ein Werk des Teufels ist, und bewahre uns vor allen bösen Geistern. Mein Königreich ist fruchtbar, und alle meine Unterthanen leben geborgen vor aller Ungerechtigkeit: die Reichen und Armen sind zufrieden. Die Vernunft hat den Vorzug vor dem Interesse: Ueberfluß und Glückseligkeit umarmen sich an den Ufern des Nils, und wachsen täglich wie das Wasser dieses Stroms. „

Wir bitten den Ewigen und Erwecker der Todten, den Schöpfer Himmels und der Erde, daß er unsere beyderseitige Länder beschütze, und euch und euern Staat bewahre. „

Aly-Bey versuchte es, wie man sagt, Mekka zu erobern, und war auch schon an der Spitze einer zahlreichen Armee fünfzehn Tagreisen weit auf einem beschwerlichen Wege in einer ungeheuren Einöde vorgerükt, als er einen Brief von einem in den dasigen Wüsteneyen gefürchteten Sohn eines arabischen Fürsten erhielt, welcher einige Jahre vorher die Carawane der nach Mekka reisenden Pilgrimme plünderte. Dieser Brief verdient wegen seiner interessanten Sonderbarkeit hier beygesezt zu werden.

„Daß du bis in diese Gegenden gekommen bist, wo weder du, noch dein Herr, noch sonst jemand das Recht hat durchzudringen, hast du nur der Gnade des Nissaredins zu danken. Er hat sich geschmeichelt, daß der Anblick dieser Wüste die weise Entschliessung der Rückkehr in dir erzeugen wird. Er hat dich gewürdigt dir dazu einige Zeit zu lassen. Die Grenzlinie zwischen uns beyden ist von izt an gezogen. Mein Lager ist nur zwo Tagreisen von hier entfernt. Jenseit desselben darf man hoffen die Länder zu sehen, welche an die Küste grenzen. Auf was wagst du deine Hoffnungen zu gründen? Kannst du wie der Adler dich in die Lüfte schwingen, die Wolken ebnen, und auf denselben mein Lager vorbeymarschiren? Kannst du dich in Wasser verwandeln, und so alle Höhlen und undurchdringbaren Eingeweide

der Erde durchströmen ? Weißt du nicht, daß seine Oberfläche dem stärkern Anhaber und dem geübtern Pfeil gehört. Halt ! es ist noch Zeit dazu übrig. Wer sich erkühnt in diese Gegend weiter vorzurücken, wird sicher diese furchtbare Nation antreffen, aus deren Gewalt noch niemand entwischte, als nur um seinem Vaterlande die Nachricht von der Macht und Tapferkeit seiner Sieger hinterbringen zu können.

Aly-Bey wurde durch diese Drohungen nicht geschrekt, sondern ließ nach Art der Barbaren, dem Abgesandten die Daumen abschneiden. Er sezte seinen Marsch fort, indem er vest glaubte, die Araber überwältigen zu können, aber sie fielen ihn mit einer Wuth an, der seine Truppen ohnmöglich Widerstand thun konnten; Er verlor sein ganzes Reisegeräthe, mehr als die Hälfte seiner Mannschaft, kehrte wieder nach Egypten zurück, und gab für immer das Vorhaben auf, diese Wüste wieder zu besuchen.

Die Begebenheiten Egyptens unter Aly-Bey, seine Streifereyen, Eroberungen und Siege waren für alle Völker des Orients sehr lange ein Gegenstand des Schreckens und der Bewunderung; aber auch dieser berühmte Abentheurer hatte das Schicksal aller Rebellen. Man hezt sie auf, weil man vieles von ihnen erwartet; man unterstüzt sie, so lang man sie braucht, und ver-

läßt sie, wenn man sie entbehren kann. Er starb zwey Jahre vor dem Friedensschlusse, welchen die Pforte und Rußland im Jahr 1734 machten. Außer den Auflagen zu Geschenken, die der Großherr als ein freywilliges Opfer nach Mekka und Medina schikt, oder unter die Armee vertheilen läßt, werden noch mehrere in Geld gehoben. Die Länder zahlen eine gewisse Steuer, und die Christen eine Kopfsteuer (Capitation). Das Monopolium von der Cassia Frucht, Senes-Blättern, Leder, und Salmiak ist ein sehr wichtiger Gegenstand. Vieles Geld wird auch von den Zöllen gezogen.

Alle diese Auflagen zusammengenommen, steigen wenigstens auf zehn Millionen Livres, wovon oft kaum der vierte Theil nach Constantinopel kömmt. Der vornehmste Bey behält das übrige oder theilt es mit seinen Amts-Brüdern, wenn er nicht alles für sich behalten kann. Und auf die nemliche Art — wie das Interesse des Sultans — wird auch der Nutzen des Pascha beobachtet. Selbst die Miliz empfängt niemals ihren völligen Sold, und die Bürger von allen Ständen werden gewöhnlich bestohlen.

Nur der innere sehr vortheilhafte Handel kann ihnen diese Beschwerden ertragen helfen. Für ihn sind auch einige Seehäven geöfnet. Alexandrien, diese ehemalen so berühmte Stadt, hat

deren zween, die vorzeiten vereinigt waren, und nun durch eine sehr schmale Erdzunge getrennt sind. Die Einfahrt in den östlichen oder neuen Seehaven ist besser als die andre; aber ganz mit Sand überhäuft, welcher von dem Meer dahin geschwemmt wird, oder aus dem Ballast der Schiffe besteht, den man gewöhnlich an das Ufer wirft. Es sind keine hundert Jahre, daß man die Schiffe noch am Ufer fest machte; nun aber sind sie mehr als zweyhundert Klafter davon entfernt. Der Raum, den sie einnehmen, ist so eng, daß man sie mit mehrern Ankern bevestigen muß, damit sie sich nicht schaden können. Oft ist auch diese Vorsicht nicht hinreichend. Denn bey heftigen Stürmen stoßen die Schiffe aneinander, und werden so in Untiefen getrieben, wo sie mit einander untersinken.

Der westliche oder alte Seehaven ist geräumig und bequem. Die Kriegs- und Kauffahrtey-Schiffe sind hier gleich sicher; die Europäer aber dörfen nicht einfahren.

Die Misgunst hat die türkischen Schiffer mit einer Weissagung begeistert, welche ihnen vorhersagt, daß dieser Haven noch unter die Herrschaft der Christen kommen würde, wenn ihre Schiffe die Erlaubnis hätten in diese schöne Rhede zu fahren.

Vier Stunden von diesem Platze ist Bequies, welche zwar keine Handlung treibt, aber zum

Anlanden sehr gelegen ist, wenn die Winde verhindern Alexandrien zu erreichen, oder in den Nil einzulaufen. Der Haven ist sehr klein, jedoch so vortheilhaft, daß die Königsschiffe, selbst im Winter, in demselben keiner Gefahr ausgesezt sind.

Rosette erhält eine Meile von der westlichen Mündung des Nils die Lebensmittel, welche auf Schiffen, Mäks genannt, den Fluß herab und wieder bis an den lezten Wasserfall, oder an die mitternächtlichen Grenzen Egyptens hinauf fahren. Diese Stadt schikt auf etwas größern Barken, oder bey ihnen sogenannten Germes ihre eigenen Produkten den unweit entfernten Seeschiffen zu.

Ein ähnliches, aber sehr viel größeres Waarenlager befindet sich bey der östlichen Mündung zu Damiette. Ehemalen wars vielleicht ein Seehaven. Heutiges Tags müssen die Schiffe im vollen Meere, zwo Meilen von der Küste, aber an einem sichern Orte vor Anker liegen. Wenn ein stürmisches Wetter, welches auf diesem Seestrich im Winter sehr gewöhnlich ist, sie in der Entfernung zu bleiben nöthigt, so retten sie sich in die cyprischen Rheden, bis die Gefahr vorbey ist. Sieben bis achthundert türkische und Barbarey-Schiffe oder auch christliche, schiffen für diese Völker, und kommen jährlich in Egypten an. Hundert und vierzig oder hundert und fünfzig kommen aus Syrien; siebenzig oder achtzig aus Constantinopel,

fünfzig oder sechszig aus Smyrna, dreyßig oder vierzig aus Salonika, fünf und zwanzig oder dreyßig aus Candia, und alle andern von einigen Inseln, und mehr oder weniger reichen und fruchtbaren Gegenden des vesten Landes. Ihre Ladungen sind, eine in die andere gerechnet, jede auf 30 tausend Livres geschätzt.

Wenn man annimmt, daß jährlich siebenhundert und fünfzig Schiffe in Egypten ankommen, so verzehrt das Land an herbeygeführten Waaren zwey und zwanzig Millionen, fünf hundert tausend Livres. Aber diese Provinz liefert das doppelte dieser Summe an Reis, Kaffee, Leinen, Tuch, Getreide, Hülsenfrüchten und andern weniger erheblichen Artikeln. Daher ihm also zwey und zwanzig Millionen, fünf hundert tausend Livres in Geld eingehen müssen.

Die Verbindungen der Europäer mit den Egyptern sind nicht so stark. Die Stifter derselben verkaufen Tücher, Vergoldungen, Seiden-Stoffe, Eisen, Bley, Zinn, Papier, Scharlach-Beeren, (Cochenille) kleine Waaren und Glas. Zum Tausch erhalten sie dagegen Reis, Kaffee, Saffran, Elfenbein, Gummi, Baumwolle, Senes-Blätter, Cassia, gesponnenes Garn und Salmiak. Im Jahr 1776 belief sich die Einfuhr der Venetianer auf sieben hundert, fünf und fünfzig tausend, und fünf und dreyßig Livres,

und ihre Ausfuhr auf achthundert, zwanzig tausend, zwey und sechszig Livres. Die Einfuhr der Toskaner und Engländer, welche durch Livorno handeln, betrug ungefähr zwey Millionen, hundert, drey und neunzig tausend, sechshundert sechszig Livres, und ihre Ausfuhr etwa zwey Millionen, neun und neunzig tausend sechs hundert drey und dreyßig Livres.

Die Einfuhr der Franzosen war nicht höher als drey Millionen, neun hundert, sieben und neunzig tausend, sechs hundert fünfzehn Livres, und ihre Ausfuhr machte etwa drey Millionen, fünf und siebenzig tausend, vierhundert fünfzig Liv. Die gänzliche Einfuhr betrug also nur sechs Millionen, acht hundert, sechs und neunzig tausend, drey hundert und zehn Livres, und die Ausfuhr fünf Millionen, neun hundert, fünf und neunzig tausend, ein hundert sieben und vierzig Livres. Alle Waaren, welche die Europäer kaufen und verkaufen, zahlen drey vom hundert. Diese Gebühr steigt beym Kaffee bis auf sechs, und beym Reis, dessen Ausfuhr verboten ist, bis auf zehn vom hundert. Aus dieser Expressung werden die zwey Schiffe erhalten, welche jährlich aus den Dardanellen geschikt werden, um die egyptischen Küsten vor den Plünderungen der Seeräuber zu sichern, aber statt dessen die Kaufleute drüken, und den Betrug begünstigen.

Europa braucht hundert Schiffe zu diesem Handel; aber kaum fünfzig oder sechszig kommen wieder gerade in den Seehaven, aus dem sie ausgelaufen sind. Die andern begeben sich in Dienste bey allen Völkern, die ihnen in der Levante Beschäftigungen geben wollen.

Der Sommer ist die bequemste Jahrszeit, um aus Europa nach Egypten zu reisen. Die Nord- und Westwinde, welche beynahe immerfort wehen, verkürzen die Reise, und im Frühling, oder im Sommer muß man wieder die Rückreise vornehmen. Im Winter ist die Schiffahrt auf den niedern Küsten so gefährlich, daß man nicht einmal ein Land, welches zwo Meilen entfernt ist, erblicken kann, wenn das Wetter nur ein wenig dunkel, oder der Himmel bewölkt ist.

Die Verbindungen, welche Egypten mit Asien unterhält, sind nicht so wichtig als die mit Europa. Alle Waaren, welche sie von daher beziehen, reisen durch das rothe Meer und landen zu Suez an. Diese Stadt, welche auf den Ruinen des alten Arsinoe gebaut seyn soll, ist an dem Ende des rothen Meers, und zwey oder drey Stunden von Cairo gelegen. Ihre Bewohner sind theils Egypter, theils Araber. Sie lieben diesen ungesunden Aufenthalt, in dem kein trinkbares Wasser ist, so wenig, daß die Wohlhabenden unter ihnen, oder die sich anderswo beschäftigen können, nur

bey der Abreise und Rückkehr der Schiffe, welche Zeit durch periodische und unveränderliche Winde angezeigt wird, sich hier einfinden. Diese Stadt schickt alle Jahre zwanzig Schiffe nach Gedda, einem arabischen Seehaven, welche nach holländischer Art geformt, aber schlecht gebaut, ausgerüstet und angeführt werden. Der gröste Theil ihrer Ladung besteht aus Eßwaaren; fünf davon, welche dem Großherrn gehören, liefern ihre Waaren unentgeltlich nach Medina und Mekka, und die andern verkaufen sie gemeiniglich um einen sehr einträglichen Preis. Sie bringen auch kleine Glasarbeit, Corallen und Bernstein aus Venedig hieher, wovon die Indianer Hals- und Armbänder verfertigen. Gegen ihre Eßwaaren, Kaufmannsgüter und besonders gegen ihr Gold erhalten diese Schiffe eine 6 bis 7 Millionen schwere Last Kaffee, und an Tüchern, Stoffen, Specereywaaren für 7 bis 8 Millionen Livres. Die Unwissenheit und Trägheit der Schiffer ist so groß, daß diese reichen Güter selten ganz ihren Ort der Bestimmung erreichen. Ein großer Theil davon wird ein Raub der Wellen, so sehr man auch sich bemüht, um die Dämmerungszeit immer den Anker zu werfen.

Zufolge eines Vertrags vom 7 März 1775 zwischen dem vornehmsten Bey und Herrn Hasteing, großbrittanischen Statthalter in Bengalen, sind

die in Indien wohnhaften Engländer bevollmächtigt, alle möglichen Waaren gegen sechs und einen halben vom hundert für die am Ganges und zu Madras, und acht vom hundert für die zu Bombay und Surate geladenen Güter zu zahlen, welche sie in den Seehaven Suez führen, oder in dem Innern Egyptens umher verschicken wollen. Dieser Vertrag wurde schon benuzt, und der Erfolg hat alle Erwartung übertroffen. Wenn die ottomannische Pforte, und die Araber nicht die neue Vereinigung störten; wenn der Seehaven von Suez, den der Sand vollends anfüllt, ausgebessert wäre, und der Aufruhr, welcher die Ufer des Nils stets beunruhigt, endlich gedämpft wäre, so sähe man vielleicht die Verbindungen Europens mit Asien ganz oder zum Theil ihren alten Weg nehmen.

Die Barbarey.

Die Barbarey, welche ehemalen unter dem Namen Lybien bekannt war, hat 900 Meilen an Küsten. Von dem westlichen Egypten erstrekt es sich die ganze Länge des mittelländischen Meers hin, und so gar die Meerenge von Gibraltar vorbey. Man theilt das Land in zween Hauptheile,

welche durch den Berg Atlas getrennt sind; die eigentliche Barbarey gegen Mitternacht und Biledulgerid gegen Mittag.

Die eigentliche Barbarey, welche allein unsere Aufmerksamkeit verdient, ist eines der schönsten, besten und volkreichsten Länder in Afrika. Es bringt Getreide, Wein und vortreffliches Obst in Ueberfluß hervor. Auch liefert es uns kleine, aber sehr geschäzte Pferde, Corduanfelle und Corallen. Die Luft ist sehr gemäßigt, und die gesündeste in Afrika. Der Thermometer steht niemalen auf gefroren, und selten auf sehr heiß. Der Barometer verändert sich höchstens um einen Zoll.

Drey verschiedene Völker bewohnen die Barbarey. Die Eingebohrnen des Landes, welche man Mauren nennt. Die Türken, deren viele in sehr großer Anzahl sich hier niedergelassen, und die unabhängigen Araber, welche die gegen Mittag gelegenen Berge bewohnen. Man beschuldigt die einen, wie die andern der Grausamkeit, Wildheit und des Eigennutzes. Die meisten sind von ihrer Jugend an Seeräuber, welche ihr Leben in der Straßen- und Seeräuberey zubringen. Die herrschende Religion ist die muhametanische. Man findet auch hier Juden und einige europäische Christen, welche des Handels wegen sich hier aufhalten. Ihre Hauptsprache ist ein Dialekt von der arabischen; die meisten Handelsleute aber

verstehen die italienische, spanische und französische Sprache; und das ganze Volk bedient sich der sogenannten europäischen Sprache (Langue franque.)

Die vornehmsten Staaten der Barbarey sind die Königreiche Tripoli, Tunis, Algier und Marokko. Diese Abtheilung gehörte lange Zeit den Carthaginensern. Nach ihnen kam sie an die Römer. Die Vandalen, ein nördliches Volk, brachten sie im sechsten Jahrhunderte an sich, und von ihnen kam sie unter die Herrschaft der Saracenen. Indessen brachten die Beamten des egyptischen Califen diese reiche Beute an ihren Landesherrn. Die Provinzen, welche man ihrer Aufsicht anvertraute, erhoben sie zu unabhängigen Staaten. Diese Vertheilung der Macht und Stärke flößte den Türken den Muth und den Stolz ein, sich dieses großen Landes zu bemeistern. Ihr Unternehmen führte sich über ihr Erwarten schnell aus; aber eine neue Revolution verwandelte ihre so großen Eroberungen in einen sehr geringen Besitz.

Die Pascha's oder Vicekönige, welche die unterjochten Länder regieren sollten, brachten den Verwüstungsgeist unter diese Nation, wovon man noch unauslöschliche Merkmale sieht. Nicht allein die Unterthanen seufzten unter einem beständigen Drucke, sondern auch die Truppen, welche

doch alle Türken waren. Diese Soldaten, welche mehr geneigt sind Ungerechtigkeiten auszuüben, als zu leiden, machten der Pforte die Vorstellung, daß die Mauren und Araber durch die öftere tyrannische Behandlung, zu einer Empörung aufgehezt seyen, und daß Spanien auf seiner Seite sich zu einem baldigen Einfall rüste, und die Armee weder Stärke noch Lust besitze, sich gegen diese traurigen Vorfälle zu stemmen. Das einzige kräftige Mittel sich gegen dieses Unglück zu sichern, war die Errichtung eines besondern Gouvernement, welches unter dem Schutz des Serrail und gegen einen gewissen Tribut, für seine eigne Erhaltung und Vertheidigung sorgen sollte. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und nach einigen Schwierigkeiten erhielten auch Algier, Tunis und Tripoli diese Gesezgebung. Es ist eine Art von Aristokratie. Der Vorsteher, welcher unter dem Namen Dey die Republik regiert, wird aus der Miliz gewählt, welche immer türkisch ist, und aus dem Adel des Landes besteht. Selten geschieht diese Wahl ohne Blutvergiessen; und sehr oft trägt sichs zu, daß ein solcher, der unter der fürchterlichsten Mezelung erwählt wurde, in der Folge wieder durch unruhige Leute ermordet wird, die nach seinem Platze streben, oder ihn zu verkaufen suchen, damit sie höhere Würden erlangen. Das marokkanische Reich, ob es schon

erblich ist, muß sehr oft die nemlichen Revolutionen erfahren. Das weite Feld der Wissenschaften, welches unter diesem Klima vorzeiten so blühend war, liegt izt brach. Wenn man je in dem Geiste dieser Afrikaner eine Beurtheilungskraft oder gar eine Genieskraft entdekt, so ists ein roher Kiesel, der vermittelst des Reibens einige Funken sprüht. Das Geschlecht der Männer, welche das durch Aberglauben so verfinsterte Europa aufheiterten, ist so herabgesunken, daß sie so gar die ersten Anfangsgründe der Astronomie, Chymie, Medicin, und der Algebra, kurz, aller der Wissenschaften vergessen haben, welche sie vor 800 Jahren, zum Erstaunen aller, die Nationen lehrten. Da die Araber aus den Städten verjagt wurden, sagt ein gewisser Schriftsteller mit vieler Wahrheit, so verloren sie auch die Wissenschaften aus ihrem Auge. Ein Volk, welches immer mit den ersten Bedürfnissen zu kämpfen hat, tritt niemalen aus seinen thierischen Beschäftigungen heraus. Die wirklichen Bewohner der Städte, die Mauren, scheinen von der Natur weniger begünstigt zu seyn, als die Araber. Die Sklaverey verdunkelt ihren Verstand, der sich blos zur Leidenschaft des Geizes neigt, und so folgen sie dem häßlichen Instinkt der zerrütteten Menschheit, und der Geizige lernt nichts als zählen. Die Türken, welche die Unter-

drücker eines großen Strich Landes sind, bewahren diese ihnen kostbare Unkunde ihres Zustandes, einer erlaubten Niederträchtigkeit und der stolzen Tyranney. Die Regierung hält die Unterstützung dieser Barbarei für sehr vortheilhaft, und beschüzt so gar diesen Druck durch die härtesten Strafen, womit sie diejenigen belegen, welche nur arabisch schreiben lernen. Dieses sind die vornehmsten Grundsätze der marokkanischen Krone.

Die Republik Tripoli.

Der Staat von Tripoli grenzt auf einer Seite an Egypten, und auf der andern an Tunis. — Die Küste von Nord zu Süd beträgt 230, und ihre Breite 40 bis 50 Meilen. Obschon das Erdreich nicht besonders fruchtbar ist, so könnte die Bevölkerung doch zehnmal stärker seyn, weil der Ueberfluß an Fischen das ersezt, was die Erndte zu mäßig ist, und selbst diese würde durch bessere Bearbeitung der Aecker reicher. Das Innere des Landes ist eine Wüste. Hier und da sieht man einige weit zerstreute Familien der Mauren oder Araber, welche sich in den Gegenden niederliessen, wo das Erdreich ihnen einen mäßigen Unterhalt hervorbringen kann. Dreyßig Tagreisen weit von der Hauptstadt liegt das elende und zinsbare Königreich Fezer, dessen Einwohner schwarz sind.

Die geringe Verbindung, in welcher diese zwey Länder mit einander stehen, wird mit Mühe wegen dem trokenen Triebsand und dem Mangel an Wasser unterhalten.

Die Republik hat ungefehr zwo Millionen Livres Einkünfte, welche sie von den Palmbäumen, von den Brunnen auf den Feldern, von Zöllen, und den Münzen zieht. Ihre besten Produkte sind der Saffran, die Datteln, die Senesblätter, das Wachs und der Honig.

Carawanen von Gademe [Gadame] und Tombuto brachten vorzeiten vieles Geld nach Tripoli; seit einiger Zeit aber sind sie nicht mehr so reich und ordentlich. Die marokkanische sezt ihre Wanderung hieher, wenn sie nach Mekka reiset, oder von diesem den Muselmännern so heiligen Orte zurückkehrt, noch immerfort. Da aber die Anzahl der Pilgrimme merklich abgenommen hat, so ist diese Durchreise nicht mehr so vortheilhaft. Aus allen obigen Ursachen ist der Handel zu Land ohne große Bedeutung oder gar verloschen.

Der Handel zur See ist beträchtlicher. Die levantischen Schiffer machen oft ihre Ladungen auf schlechten Ankerplätzen, welche an dieser Küste zerstreut sind; die meisten aber kaufen und verkaufen in dem Seehaven der Hauptstadt, welcher der beste von allen ist, und wo die Waaren des ganzen Landes sowohl als auch fremde ihr Lager

haben. Obschon ihr Handel nicht sehr wichtig ist, so sind doch die Verbindungen der Republik mit Europa noch geringer. Nur die Toskaner und Venetianer stehen in folgendem Verständnisse mit Tripoli, und doch werden die Waaren der einen nur um 140,000 Livres jährlich verkauft und die andern bringen den Verkauf kaum auf 200,000 Livres. Die ersten sind allen Gebräuchen und Beschwerden der Zölle unterworfen, wovon die andern gegen eine jährliche Erlegung in die Schatzkammer von 55,500 Livres befreyt sind. Die Franzosen verachteten diesen Handel, und doch erhalten sie immer einen Agenten daselbst. Die wichtigsten Gegenstände, welche die Europäer nach Tripoli locken, sind der Saffran, die Senesblätter, und besonders die Asche, welche sie für die Verfertigung des Glases und der Seife kaufen.

Von allen Staaten der Barbarei war Tripoli sehr lange mit den zahlreichsten und bewafnetsten Seeräuberschiffen versehen. Seine ganze Seemacht besteht izt in einem Kriegsschiffe und einigen kleinen Galeeren. Die Hauptstadt dieses Reiches heißt auch Tripoli. Ihre prächtigen Ruinen und eine noch stehende schöne Wasserleitung lassen vermuthen, daß sie die alte Stadt Oria sey, welche wenigstens eine griechische oder römische Pflanzstadt war. Sie liegt an dem Ufer des Meers in einer sandigten Ebene, in welcher

nichts als Datteln wachsen, und die weder durch einen Fluß, noch durch eine Quelle bewässert ist. Man theilt sie in die alte und neue Stadt. Die erste ist beynahe gänzlich zerstört; aber die andere ist sehr bevölkert, ob sie schon nicht besonders groß ist. Sie ist mit Wällen und einer mit pyramidenförmigen Thürmen besezten Mauer umschlossen, an deren Fuß aber keine Gräben sind. Sie hat nur zwey Thore, wovon das eine auf der Meerseite in Gestalt eines halben Monds, und das andere gegen Mittag auf der Landseite geöfnet wird. Der Theil, welcher gegen Morgen zusteht, ist eine aufgethürmte Menge von Felsen und alten Vestungen, die beynahe gänzlich niedergerissen sind. Tripoli muß nach seinem Ansehen zu schliessen sehr erbärmlich von Innen seyn. Die Häuser sind unrein, niedrig und finster; die Gassen kothigt, eng und unregelmäßig. Diese Stadt war eine der ersten Plätze, welche die Araber, die durch Egypten nach Lybien kamen, einnahmen. Die Spanier eroberten sie im Jahr 1510, und Carl V. überließ sie achtzehn Jahre hernach den Maltheser-Rittern, welche sie bis ins Jahr 1551 behielten. Sie wurde unterdessen zweymal durch die Franzosen bombardirt, ohne daß diese Züchtigung nur die geringste Wirkung auf die Kühnheit der Seeräuber gemacht hätte. Die bürgerlichen Unruhen, welche diese unglückliche Gegend zerrütten, waren allein die

Ursache ihres Verfalls, und der izigen Schwäche ihrer Seemacht.

Die Republik von Tunis.

Der Staat von Tunis ist auf der mitternächtlichen Seite vom mittelländischen Meer, auf der östlichen vom nemlichen Meer und dem Königreiche Tripoli, auf der mittäglichen von Wüsteneyen, und auf der westlichen Seite vom Königreiche Algier umschlossen. Seine Länge beträgt 85 und seine Breite 79 Meilen. Die Hauptstadt heißt Tunis und ist zweyhundert Meilen von Tripoli, 130 von Algier, 66 von der Insel Sardinien, 40 von der Insel Sicilien, und 380 von Paris entfernt. Diese Stadt, so wie die übrigen Länder der Barbarei ist von Mauren, Türken, Juden, Neubekehrten, und von Sklaven verschiedener Nationen bewohnt. Die Luft des Königreichs Tunis ist überhaupt sehr rein und sehr gesund. Seit mehr als 50 Jahren wurde sie nicht mehr von der Pest verunreinigt, welche doch in der Levante, und in allen andern Ländern der Barbarei sehr oft wüthet. Die gröste Hitze fängt mit dem Monat Junius an, und dauert bis zu Ende des Oktobers. Die Europäer halten den Winter daselbst für sehr gelinde, und doch

ist die Kälte, für ein Land, in dem es niemalen eist, sehr scharf. Vom Monat Oktober bis in die Mitte des Aprils regnet es von Zeit zu Zeit; in der übrigen Jahrszeit aber fällt kein Tropfen Wasser. Winter und Sommer wechseln unmittelbar mit einander ab, ohne daß man das Kühle des Frühlings und des Herbstes fühlt.

Das Erdreich ist in dieser Republik sehr fruchtbar; besonders in der Nachbarschaft des Meers. Es bringt Früchten aller Arten im Ueberflusse hervor, so nachläßig auch ihre Pflanzer sind. Die Tyrannei der Türken ist so groß, daß die Hälfte des Landes brach liegt. Der übrige Theil ist so schlecht angebaut, daß man kaum die Spuren der Arbeit eines Ackermannes entdeckt. Nach dem Regen, der im September oder Oktober fällt, fängt man an zu säen. Wenn es im April regnet, so ist man einer Erndte versichert, welche zu Ende des May's oder zu Anfang des Junius geschieht. Die Mauren, denen der Ackerbau übergeben ist, sind außerordentlich träg, und haben nicht die geringste Sorgfalt für die Thiere, welche sie dazu brauchen. Niemalen, selbst in der rohesten Herbstzeit, werden diese Thiere nur ins Trockene oder in einen Stall gebracht. Sie bedienen sich ohne Unterschied der Ochsen, der Maulthiere, oder der Kameele zu ihren Feld-Arbeiten.

Die Republik Tunis hatte ehemalen eine furchtbare Seemacht, welche aber seit dem Vertrage mit den nordischen Mächten und seit Corsika unter französischer Herrschaft ist, sehr vernachläßigt wurde. Man fand, daß der Werth der Eroberungen kaum die Unkosten der Kriegsrüstungen bestreite; und ohnehin hatte man nur diejenigen Kriegsschiffe unterhalten, welche die Küsten vor den feindlichen Einfällen der Maltheser beschützen mußten. Die ganze Seemacht der izigen Regierung besteht nur aus 4 — 5 Schiffen von 20 bis 40 Kanonen, und 25 oder 30 leichten Galeeren, mit 20 bis 120 Mann Schiffsvolk. Die Landmacht ist noch nicht im mindesten verkleinert worden. Fünf oder sechstausend Türken oder Türken gewordene Christen sind die stärksten Stützen des Staats.

Ihre Kinder machen unter dem Namen **Coloris** die zweyte Truppe aus. Vom Augenblicke ihrer Geburt an sind sie besoldet. Der erste Sold, den sie erhalten, besteht in zween Apern oder in einem Sol, und vermehrt sich mit dem Alter und ihren Würden bis auf 29 Apern oder 16 Sols, 6 Deniers. Diese Summe wird um die Hälfte vermindert, wenn Unvermögen oder Wunden diese Soldaten nöthigen ihren Abschied zu nehmen.

Siebentausend Mauren machen die Reuter-Truppen des Staats aus. Ihren Sold, der

sehr gering ist, erhalten sie sehr oft in Eßwaaren. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Einforderung der Steuren, welche auf die Araber gelegt sind.

Jeder von ihnen ist mit einem Gewehr ohne Bajonnette, und mit zwo Pistolen am Gürtel versehen. Die Türken sind noch mit einem Dolch und die Mauren mit einem großen Messer bewafnet. Ihr Muth und ihre Tollkühnheit ersezt ihnen den Mangel an Taktik und Kriegszucht.

Tunis hat die größten öffentlichen Einkünfte von allen nördlichen Gegenden Afrika's. Sie betragen 18 Millionen. Dieses Glück, welches sie erst seit kurzem genießt, ist die Frucht einer glücklichen Revolution, die sich im Staate zutrug. Der Dey, welcher mit seinen Türken herrschte, wurde des grösten Theils von seinem Ansehen beraubt, und seine Stelle durch einen maurischen Fürsten besezt, welcher nnter dem Namen Bey, nebst einem weisern und billigern Rathe die wirklichen Geschäften besorgt. Der Druck der Obern wurde gelindert; die Erde besser angebaut, und die Manufakturen vergrößert. Es war fast nicht möglich, daß der Verbindungen mit dem Innern Afrika's mehr wurden. Und diese werden sich blos auf einige Dinge einschränken; welche sie gegen Goldstaub auswechseln, den man aus großen Wüsteneien und sandigten Gegenden hieher

bringt. Aber der ganze Handel zur See hat sich ausgedehnt. Die Levante hat mehrere Produkten erhalten, und der Handel mit Europa hat auch zugenommen.

England, Holland, Dänemark, Schweden, Venedig, Ragusa, oft auch Toskana haben ihre Consuls zu Tunis. Der Kauf und Verkauf dieser Nationen betrift nur sehr geringe Sachen. Selbst die Engländer machen keine großen Geschäfte daselbst; ihr Agent dient ihnen nur zur Sicherheit ihrer Flagge auf dem mittelländischen Meere. Die Franzosen allein handeln dahin; und doch führen sie in die Länder der Republik jährlich nur für zwo Millionen Waaren ein. Die Lieferungen, welche Tunis an die Franzosen macht, sind Oel, Getreide, Bohnen, Linsen, Wachs, Wolle, Leder, und Corduan. Die Wollen- und Lein-Tücher aus Tunis sind überhaupt sehr geschäzt. Der Faden derselben ist sehr fein und schön. Die Art zu spinnen, daß sie nemlich die Spindel von einem Gange herab auf die Erde fallen lassen, macht durch die Schwere des Spindels den Faden stärker, und gleicher. Gegen diese Waaren erhält Tunis von den Franzosen spanische Wolle, Languedocker Tücher, Zinnober, Zucker, Pfeffer, Würznägelein, Wein, Brandtwein, Papier, Nadlerwaaren, Eisen und Stahl. Ein anderer Vortheil, den noch die Bewohner

von Tunis von ihren Rückreisen ziehen, besteht darinn, daß ihre Schiffer ihre Wollentücher, ihren Goldstaub, ihr Bley, ihre Sequins (Art Venetianischer Goldmünzen) Mützen, und verschiedene Eßwaaren der Republik in alle Handelsstädte der Levante führen, und ihnen dagegen Leintücher, Kaffee, Reis, Baumwolle, und andere Waaren mitbringen, welche diese Gegenden liefern. Jedes dieser zahlreichen Schiffe, welche zu diesem kleinen Schiffshandel gebraucht werden, bezahlt 31 Livres 10 Sous für die Erlaubnis zu ankern, und eben so viel seine Ladung aufs Land zu legen. Die in Tunis eingehenden Waaren zahlen nur 3 vom Hundert, wenn sie gerade aus dem Lande kommen, das sie liefert. Aber die nördlichen oder andere Produkten, welche zu Livorno ihr Niederlager hatten, zahlen 8 vom Hundert, wie die Waaren selbst, welche aus diesem berühmten Haven kommen, und wenn sie an Juden adressirt sind, so gar Eilf vom Hundert. Das Gouvernement behielt sich ehedem einen ausschließlichen Handel mit dem Oel bevor, welches ein Theil von Europa für seine Seif-Fabriken; und Egypten, Algier, Tripoli zu anderm Gebrauche nöthig hat. Nun hat es diesen Monopol gegen andere sehr beträchtliche Vorrechten aufgegeben. Von den Carawanen von Sale genießt Tunis den Werth einer Million, entweder

in Goldstaub oder in Sequins. Die von Gademe, einem mitternächtlichen Theile Mauritaniens 30 Tagreisen von Tunis kommen, bringen vom nemlichen Staub und Negern mit. Obschon ein großer Theil des Handels in den Mauren von Tunis eingeschlossen ist, so laufen doch noch viele Kauffartheischiffe in die übrigen Rheden, die sich an der 80 Stunde langen Küste befinden. Die nächste bey Tripoli ist unter dem Namen Sfax bekannt. Der Meeresboden ist thonigt, und das Wasser so klein, daß die kleinsten Schiffe sehr weit davon vor Anker liegen, und ihr Geräthe ausladen müssen, wenn sie nicht wollen, daß ihr Schiff Gefahr leide. Das Erdreich liefert keine Eßwaaren, welche können ausgeführt werden; aber in der Stadt, welche meistens von Arabern bewohnt ist, stehen einige ziemlich beträchtliche Fabriken.

Die Rhede von Suza [Sousa] ist sehr gefährlich. Drey Schlösser dienen zu ihrer Bevestigung, wovon das neuste so gar, ob es schon noch nicht ausgebaut ist, doch schon einzustürzen anfängt. Die Ost- und Nord-Westwinde, welche hier wehen, beunruhigen die Schiffe unaufhörlich, und wenn sie ihnen Zeit genug übrig lassen, in dem Meerbusen von Monoster ihre Sicherheit zu suchen, so gehen sie unter. Trotz dieser Unbequemlichkeit, hat sie doch wegen ihrem Ueberflusse an Wolle und Oel, welche beyde Artikel ihren Handel am

meisten beleben, doch den zweyten Rang in der Republik.

Tunis liegt in schwammigen und stinkenden Morästen, am Fuße oder vielmehr an dem abhängigen Theile eines Hügels. Die Luft ist daher sehr ungesund, und würde häufige Krankheiten verursachen, wenn die ansteckenden Ausdünstungen nicht durch den Wohlgeruch der Pflanzen und aromatische Harze, die man in den Stuben und in den Bädern verbrennt, gereinigt würde, und von dem Meere her nicht alle Mittage ein kühler Wind die Zimmer auslüftete, wodurch die sonst unerträgliche Hitze dieses Himmelsstrichs, welche kein Schatten mindern kann, gemäßigt wird. Das Wasser ist so schlecht, daß man es, wenn die Cisternen, die sich durch das Regenwasser im September füllen, ganz ausgetröcknet sind, 4 bis 6 Stunden weit herbey holen muß. Die Mauren dieser Stadt umfassen bis 150 tausend Einwohner, welche noch die geschicktesten in Afrika sind. Die Häuser sind theils von Backsteinen, theils von Steinen gebaut. Die meisten haben nur Ein Stockwerk, und ihre Zimmer sind mit Steinen, statt des Holzes belegt, weil dieses sehr theuer und selten ist. Man zählt mehr als 3000 Tuch- oder Lein-Kramläden. Jede Handwerkszunft hat ihren eigenen Markt. Die Schusterzunft ist die ansehnlichste. Merkwürdige Reste

von Alterthümern findet man keine in dieser Stadt. Die meisten Gebäude der Burg, welche Carl V. zu bauen anfieng, fallen ein. Der Divan, ein mehr sonderbares als schönes Gebäude enthält eine Gerichtsstube für die Justiz, ein Zeughaus, und die Schatzkammer des Staats. Unter den türkischen zeichnet sich der Laffis am meisten aus, welcher dem Begräbnis der Beys geweiht ist. Tunis ist mit dem Meere durch einen See verbunden, in den nur ganz kleine Schiffe einlaufen können, die man Sandals nennt. Der See endigt sich mit einem engen Kanal, welcher nach Goulette, [Goletta] das man als die Rhede der Hauptstadt ansehen kann, sich zieht. Sie ist sehr geräumig, sicher, und ihr Meersboden so eben als wenige, und das Wasser sehr gleich daher an Tiefe; nur der Nordostwind kann hineinwehen, denn die andern Seiten sind durch eine Kette von Bergen verschlossen, deren nördlicher Theil sich mit dem Cap Bon und mit dem Cap Zebib endigt.

In einiger Entfernung von der Stadt wächst eine Menge Oelberge. Das Holz wird zu Kohlen gebrannt, und das Oel theils von den Innwohnern stark verbraucht, theils auch an Fremde verkauft.

Der Haven **Bizerte** [Viserta] war sehr berühmt als er noch die große Anzal Galeeren unterhielt.

Denn in diesen Haven wurde der Raub gebracht, auf den sie von hier ausliefen. Nach und nach aber füllte sich der Kanal, welcher von der Rhede nach der Stadt führte, mit Schlamm, so daß er izt nur noch für Sandals zugänglich ist. Selbst die Kauffarthenschiffe können nicht mehr einsegeln, und müssen auf einem ziemlich gefährlichen Grunde den Anker werfen.

Der Haven Fort-Farine, welcher auf den Ruinen und in der Nachbarschaft der alten Stadt **Utica** gebaut ist, war ehemalen und würde izt noch, unter einer andern als der Mauren Regierung, einer der geräumigsten, sichersten und bequemsten Häven auf dem mittelländischen Meere seyn. Er hat vier Vestungen, und ist durch einen engen Durchweg verschlossen, durch welchen wirklich kaum das kleinste Schiffgen schiffen kann. Heutiges Tags ist er doch noch das einige Zeughaus für das Kriegs-Seewesen, und hat drey Halb-Galeeren und fünf Schaluppen. Etliche Meilen von dieser Stadt ist die Gegend, wo Carthago stand. Die Trümmern einer großen Wasserleitung, und einige Cisternen in ziemlich gutem Zustande, sind alles, was noch von dieser so berühmten Stadt übrig blieb. Sein Haven ist so sehr zernichtet, daß das Meer um eine Meile davon entfernt ist.

Nahe an der Mündung des Havens Zaine, welcher den Staat Tunis von Algier trennt, liegt die Insel Galite, welche sehr viele Heerden Vieh hat, wovon besonders die in der ganzen Levante gesuchten Maulesel einen großen Theil ausmachen. Seine zahlreichen Einwohner sind alle entweder Weber oder Schwammen-Fischer. Nicht weit von dieser Insel liegt die Insel Tabarq, welche die Lomellinische Familie schon zwey Jahrhunderte besaß, als sie ihr im Jahr 1741 entzogen wurde. Die Genueser bezogen von diesem trockenen Felsen eine Menge sehr schöner Corallen.

Das Königreich Algier.

Auf der westlichen Seite von Tunis liegt die Stadt Algier. Dieses Königreich, welches nach dem Zeugnisse der meisten Schriftsteller das alte Cäsarische Mauritanien ist, hat 200 Meilen in der Länge von Morgen nach Abend, und 100 in seiner ausgedehntesten Breite von Mittag nach Mitternacht. Das Clima ist gemäßigt. Die Wiesen sind sehr fruchtbar, und viele Gegenden noch unangebaut. Obschon die Erde überhaupt ziemlich sandigt und trocken ist, so bringen doch die gebirgichten Gegenden um Tena (Tenes), Algier und Bugie (Bugia) viel Korn und andere Früchten

hervor. Die mitternächtlichen Theile haben gute Weiden, und die mittäglichen sind der Aufenthalt der wilden Thiere.

Das Königreich Algier ist in drey Gouvernements getheilt; wovon das eine gegen Morgen, das andere gegen Abend, und das dritte gegen Mittag liegt. Jedes derselben ist einem Bey unterworfen, welcher unter dem Dey von Algier steht, der, unter dem Osmannischen Schutze, Souverain des ganzen Königreichs ist. Die Gewalt dieses Fürsten ist uneingeschränkt. Er theilt Belohnung und Strafe aus; ordnet alle Kriegs-Verrichtungen, Zurüstungen und die Besatzungen an, und ernennt alle Beamten, kurz, er befiehlt als Herr über alles, was die öffentliche Verwaltung der Staatssachen betrift. Die Türken geben diesem Monarchen die Würde eines **Effendi**, womit sie ihn auch, so wie die europäischen Consuls benennen. Die Araber, die Mauren und alle Fremden, die kein öffentliches Amt haben, betiteln ihn **Sultan**.

Die Völker, welche das Königreich Algier bewohnen, können in sechs Abtheilungen gesezt werden, die innländischen, die Mauren, Araber, Juden und Christen. Die ersten sind gemeiniglich weiß; zu Zeiten findet man auch halbschwarze unter ihnen. Die Mauren sind verschieden, der eine Theil wohnt in der Stadt, der andere auf

dem

dem Lande. Unter den ersten sind einige Handelsleute zu Land und zu Wasser, die andern bekleiden Aemter in den Staats-Verrichtungen ihrer Zünfte, und stehen unter dem Aga dieser Gegend. Einige sind Künstler, und andere Pachter. Alle können die Würde eines Bürgers des Königreichs erlangen.

Die Mauren auf dem Lande besitzen keine unbeweglichen Güter. Sie wandern mit ihren Familien, die sehr zahlreich sind, und theilen sich in Zünfte, welche vereint eine sehr mächtige Nation ausmachen würden. Man unterscheidet sie oft durch den Namen des Landes, das sie bewohnen, oft auch nach den Anführern ihrer Zünfte.

Jede Familie sieht einem wandelnden Dorfe ähnlich, welches man Adouar nennt. Vater und Mutter leben mit ihren Kindern in einem besondern Zelte unter dem Ansehen des Scheiks. Die Vereinigung dieses Obern mit den vornehmsten jeder Familie giebt ihrer Regierung eine aristokratische Form, welche die Ordnung und die Oekonomie in der ganzen Gemeinde handhabet.

Dieser Scheik wird gewöhnlich aus einer der Familien gewählt, welche die Mauren für Nachkömmlinge von ihren alten Beherrschern halten, und meistens Pächter von Gütern sind, die den Stadtbewohnern gehören. Die Zinse, welche sie bezahlen, bestehen in Getreide, Obst, Wachs u.

f. f. Das übrige ihrer Eßwaaren verkaufen sie an die Bewohner ihrer benachbarten Städte. Jedes Adouar bezahlt dem Dey von Algier einen Tribut, der nach der Anzahl der Bewohner, und nach der Fruchtbarkeit der angebauten Länder angesezt ist. Der Dey macht sich verbindlich für alle, und der ganze Staat für jedes einzelne Glied zu sorgen.

Die Araber bestehen aus mehrern Zünften, die von den muhamedanischen Arabern, den Eroberern Afrika's herstammen. Diese Völker wurden aber hernach aus ihren Sitzen verjagt, und mußten sich mit ihren Heerden in Gebirge und Wüsteneyen retten. Friedsam genossen sie ihre Freyheit in diesem Aufenthalt, den sie durch eine anhaltende Arbeit fruchtbar und sich angenehm machten. Sie sind so stolz drauf, ihr Blut nicht mit den übrigen Völkern vermischt zu haben, daß sie sich für das berühmteste Volk in Afrika halten. Einige unter ihnen, denen ihre Länder und Häuser zu lieb waren, blieben in' den Städten, und unterwarfen sich dem Sieger. Dafür sind sie aber auch von dem erstern mit der grösten Verachtung angesehen, und da sie sich nach und nach gar mit fremden Völkern vereinigt haben, so wurden sie in die Klasse der Mauren gesezt.

Die Juden sind sehr zahlreich zu Algier. Einige hält man für Nachkömmlinge von denen, die sich, da Titus Jerusalem zerstörte, nach Afrika flüch-

keten, oder die seitdem durch die Waffen der Perser, Saracenen und Christen allmählig verjagt wurden. Jede Zunft hat ihre Synagogen. Man behandelt sie als Mauren. In jeder Stadt haben sie ihre eigene Richter, welche die Streitigkeiten von minderm Gewichte entscheiden, so daß man aber immer sich des höhern Gerichts der türkischen Obrigkeit bedienen kann, dessen Richterspruch unwiederruflich ist.

Die Türken beherrschen das Land. Sie sollen unter sich einen Staat ausmachen, der aus 12 tausend Mann Fußgängern und Reitern besteht, und eine aristokratische Regierung unter sich beobachtet. Jedes Glied desselben kann Ansprüche auf den Thron machen, wenn seine Dienste, seine Fähigkeiten oder seine Geschicklichkeit ihn dessen würdigen.

Christen giebts sehr wenige in diesem Reiche, und diese hat entweder das Ohngefehr oder die Handlung dahin geschleudert. Die Christen-Sklaven, welche ehemalen ein sehr beträchtlicher Theil der Bevölkerung waren, sind nicht mehr so zahlreich, und heutiges Tages giebts deren nur 2 bis 3 tausende.

Algier die Hauptstadt des Reichs ist der Sitz des Hofes, der Aufenthalt der vornehmsten türkischen Miliz, und der Galeeren. Ihre Lage ist zwischen den Provinzen Tenez und Bugie,

und wird gegen Norden durch das mittelländische Meer bewässert. Ihr Umfang beträgt ungefähr eine Meile. Sie erhebt sich in einer halben Rundung an dem abhängigen Theile eines Hügels, der mit einer Vestung gekrönt ist. Die freye Aussicht, welche man von den terassenweis gebauten Häusern genießt, verschafft dem Auge die angenehmste Beschäftigung. Die weisse Farbe, worinn diese Terasse immer unterhalten werden, geben der Stadt in der Entfernung den Anschein eines großen Strich Landes, der mit Schnee bedekt ist.

Die Gassen in Algier sind so eng, daß zwo Personen nicht einmal bequem neben einander gehen können. Die beyden Seiten, welche viel höher als die Mitte sind, hindern den Durchgang, weil sie so zu sagen zwey Seitengeländer vorstellen. Die außerordentliche Unreinlichkeit macht diese Straßen besonders unangenehm. Die Vestungswerker von Algier sollen keine europäische Nation zittern machen. Die vornehmsten Gebäude sind das Schloß, einige Schanzen, der Pallast des Dey, einige Häuser, worinn die Türken ihre Sklaven verschliessen, Moscheen, öffentliche Bäder, der Damm, welcher den Haven zuschließt, und die Kasernen der türkischen unverheyratheten Soldaten. Das Erdreich um diese Stadt her wird durch Sklaven sehr gut angebaut, und ist ganz mit Getreide, Reis, Hanf, Obst, Hülsen-

früchten, und so gar mit Reben bedekt, welche die Mauren gleich nach ihrer Verjagung aus Grenada hier anpflanzten. Das öffentliche Einkommen ist mit der Anzal Menschen, und der Menge Produkten nicht in Verhältnis. Von den Abgaben des Volks bleibt der gröste Theil in den Händen der dazu bestellten Untereinnehmer. Die drey Bey's oder Statthalter des östlichen, südlichen und westlichen Theils geben in die Staats-Kasse nur 1,250,000 Livres, und den Soldaten 117,000. Was die Staats-Unkosten weiters erfordern, müssen die Zölle, und die Domainen liefern, oder es wird auch aus Abgaben von den Eßwaaren und dem Vieh, oder aus den noch wichtigern Eroberungen, die sie zur See machen, und aus dem Gewinn des Sklavenverkaufs bezahlt. Alle Jahre reisen drey Detaschements von Algier ab, um sich mit den Truppen eines jeden Bey's zu vereinigen, und mit gewafneter Hand die Abgaben einzufordern.

Die Türken sind, wie man sagt, die erste Miliz des Landes. Ihre Zahl soll aus 12 tausenden bestehen, aber sie ist niemalen vollkommen. Aus diesem mächtigen Haufen wird der Dey, die Staatsbeamten und die Glieder des Divans gewählt. Sie sinds, eigentlich zu reden, welche die Edlen von Venedig vorstellen, ob sie schon gar keine Gewalt mehr dazu haben.

Man nennt die Nachkommen derjenigen Männer, welche dieses Recht besitzen, **Couloris.** Ihre Anzal beläuft sich auf 60,000, die alle im Dienste der Regierung sind und auf die nemliche Art, wie die in Tunis bezahlt werden.

Die Reiterey ist ungefähr 20,000 Mann stark, wovon die meisten Mauren sind. Sie sind schlecht besoldet, sie mögen nun zum Kriege mit den Arabern, oder zur Vertheidigung der Provinzen oder zur Beschützung der Auflagen gebraucht werden. Außer dieser großen stehenden Armee kann die Regierung im Nothfalle sich auch der Mauren, die auf der Ebene, und in den Bergen wohnen, bedienen. Beyde treten willig unter die Fahne, und stürzen in den Feind mit vieler Kühnheit ein.

Die Meeres-Macht ist bey weitem nicht so groß, als die zu Land. In dem Augenblicke, als dieses geschrieben ward, bestand sie aus 21 Kriegsschiffen, einem Schiffe von 50 Kanonen, und 3 Fregatten von 42, 38, und 34 Kanonen, 6 großen Barken, 3 Schebecken, 4 Halb-Galeeren, und eben so vielen Galiotten. Die mehrsten dieser Kriegsschiffe sind zum Raube bestimmt, und gehören dem Staate; die übrigen den Beamten bey der Regierung, einige sind auch Bürgern eigen. Jeder Eigenthümer trägt die Kösten von der Zurüstung des Schiffes, und theilt seinen

Gewinn mit der Staats-Schatzkammer und mit dem Schiffsvolke. Dem Dey müssen gewöhnlich die Eroberungen überliefert werden, die in Bauholz, oder in Kriegsgeräthen bestehen. Nach dem Gesetze soll er den Werth davon bezahlen; aber sie erhalten niemalen eine verhältnismäßige Schadloshaltung für ihre Opfer.

Die Schiffer, denen der Eingang in das Land Algier erlaubt ist, können an sieben oder acht Orten landen. Der Haven **Calle**, welcher nahe an den Grenzen von Tunis liegt, ist ziemlich gut, aber er faßt nur fünf oder sechs Schiffe. Die, welche einzukaufen pflegen, sind alle französische Schiffe. Einige französische Privatleute erhielten auch im Jahr 1560 von dem maurischen Prinzen, welcher damals diese Gegend beherrschte, die Erlaubnis, eine Korallenfischerey hier aufzurichten. Acht Jahre nachher wurden sie von den Türken verjagt, aber im Jahr 1597 sezten sie ihre Unternehmung wieder fort. Sie wurden zum zweytenmale vertrieben, und erst im Jahr 1637 wieder aufs neue zurückberufen, da man ihnen auch erlaubte eine kleine Vestung wieder aufzubauen, welche viele Jahre vorher schon unter dem Namen **Bastion de France** existirte. Da ihnen aber dieser Ort zu unbequem war, so pflanzten sie ihren Sitz bald darauf nach Calle über, woraus die Engländer verjagt wurden.

Auch sie behielten nicht lange die Freyheit hier zu bleiben, und durften erst nach der Bombardirung von Algier, welche die Franzosen in den J. 1682 und 1684 ausführten, wieder zurück. Im Jahr 1694 erhielt eine Gesellschaft, welche viel wichtiger ist, als die vorige war, ein ausschließliches Recht, welches auch etlichemal erneuert wurde, und wahrscheinlich so bald nicht wird umgestürzt werden, zufolge dem sie mit einem sehr ausgedehnten Strich Landes, das an dem Meere hin liegt, handeln darf. Diese Begünstigung ist um so dauerhafter, weil ihre Bedingungen für die Miliz, welche die Auflagen davon einnimmt, sehr vortheilhaft sind. Mehrere Gesellschaften haben diese ohnunterbrochen mit vielem oder wenigem Gewinn benutzt. Seit 1741 genießt sie eine Gesellschaft, die zu Marseille einen Fond von 1,200,000 Livres zusammenlegte, der aus 1200 Antheilen besteht, wovon 300 der Commerzkammer dieser Stadt gehören.

Ihre ersten Versuche waren unglücklich. Die Bestehlungen der Seeräuber und der Eingebohrnen des Landes, und der Streit um die Freyheit, die sie noch mit andern suchten, ohne Zoll in die Häven einlaufen zu dörfen, und verschiedene andere Sachen, brachten ihr Kapital im Jahr 1766 auf 570,000 Livres herab. Nach dieser Epoche aber gelangen ihre Unternehmungen so sehr, daß

sie im December 1773 ihre Fonds bis auf 4,512,445 Livres, 3 Sols, 4 Deniers erhöht hatten, worinn nicht einmal die ungewissen Schulden, der Werth ihrer Gebäude, und einige Waaren, die ohnverkauft noch in ihren Magazinen lagen, mit einbegriffen sind.

Ihre Ausfuhren sind von keinem Belang; denn sie kaufen die Korallen, das Wachs, die Wolle, das Unschlitt, das Leder, und besonders das Getreide mit Geld ein. Im Jahr 1773 liefen in Frankreich 84,336 Ladungen Weizen, und 16,173 Ladungen Gerst, Bohnen und Hirs ein. Hundert oder hundert und zwanzig Schiffe, deren Fracht 300,000 Livres kostet, sind jährlich mit diesen Ausfuhren beschäftigt.

In **Bone** und in **Calle** hat sie Agenten, aber in Calle ist das Haupt-Comtoir, und der Sitz ihrer Geschäften, wo sie auch die Erlaubnis hat etliche Batterien und Soldaten zu unterhalten, damit sie vor den Seeräubern und den Beleidigungen der benachbarten Mauren gesichert seyn könne.

Bone scheint die alte Stadt **Hippone** zu seyn, welche der heil. Augustin durch die Annalen des Christenthums so berühmt machte. Man entdekt noch unter dem rohen Geschmacke der Mauren einige schöne Ueberbleibsel davon. Man könnte bey dieser Stadt, deren Rhede so vortrefflich ist,

einen bequemen Haven anlegen. Dieser Aufenthalt würde hinlänglich durch einige veste Werker beschützt, die unter dem Namen **Fort Genois** schon lang existiren.

Bugie ist ein ziemlich großes Waarenlager von Oel und Wachs, welche auf den benachbarten Ebenen wachsen; besonders aber liegt daselbst viel Eisen, welches aus entferntern Gebirgen, die sehr reich an Erzgruben sind, gebracht wird. Obschon seine Rhede den Nordwinden sehr ausgesezt ist, so diente sie doch in dem vorigen Jahrhundert dem Geschwader der Republik, welches aber von den Engländern zernichtet wurde.

Die Alterthümer, welche in **Thedelis** gefunden werden, beweisen, daß sie ehemalen ein sehr ansehnlicher Ort war. Man sieht noch an ihren Ufern Merkmale von einem großen Damm, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit in das Meer hinein sich erstrekte, und einen Haven bildete. Heutigs Tags ist sie nur eine sehr schlechte Rhede, wo sehr oft die dort einladenden Schiffe untergehen.

Die Aus- und Einschiffung in den Algierer Haven ist sehr schwer. Er ist sehr eng, und hat für die Kriegsschiffe nicht Wasser genug. Die Kauffartheyschiffe selbst sind bey ungestümmer Witterung nicht in Sicherheit. Sie stoßen sich oft gegenseitig, und manchmal, wenn die Nord-

und Nordostwinde heftig stürmen, zerscheitern sie. Die Rhede ist ein halber Cirkel. Ihr Boden ist gut; aber sie ist dem nemlichen Winde ausgesezt, der auch dem Haven so nachtheilig ist, und die Schiffe sind daselbst in der stürmischen Jahrszeit in eben derselben Gefahr.

Fünf oder sechs Meilen von Algier liegt Sersselles. Diese Stadt hat einen Seebusen, oder eine kleine Bucht, wo viele Schiffe Anker werfen. Diese Gegend liegt sehr tief, der Platz selbst sehr schön, und ist zu einer Landung der vortheilhafteste Theil der Küste.

Arsew, dessen Außenseiten reizend sind, soll die Stadt Arsenaria der Alten seyn. Man sieht noch daselbst schöne Reste von mehrern Denkmälern. Die Rhede ist sicher, bequem und wird ziemlich benutzt. Man könnte allda mit wenigen Kosten einen Haven aufbauen, der für die grösten Schiffe brauchbar wäre. Die Spanier haben den Platz Maure, der sehr nahe bey Oran liegt, in Besitz.

Die Anzal der europäischen Kauffarthenschiffe, welche jährlich in den Staaten von Algier ankommen, verändert sich nach den Umständen. Groß aber ist sie niemalen. Die reichsten Erndten locken höchstens hundert Schiffe hin. Ein französisches Schiff, es mag nun groß oder klein, voll oder leer seyn, bezahlt für den Platz, wo es

ankert, 143 Livres, 8 Sols; und dieser Tax ist für andere Nationen noch theurer. Alle ohne Unterschied müssen für ihre Waaren 3 vom 100 zahlen, aber nach einer gewissen Uebereinkunft mit den Pachtern der Zölle zahlt man nur 2 vom Hundert. Bey ihrer Abfahrt zahlen sie für die Eßwaaren des Landes, die sie mitnehmen, gar keine Auflage, weil das Gouvernement den Alleinverkauf davon hat.

Die Engländer, Dänen, Holländer, Schweden, und die Venetianer sind auf den Rheden von Algier nicht im mindesten gehindert. Diese Nationen machen aber sehr geringe Geschäften. Drey Theile der Handlung sind in den Händen der Franzosen; der Verkauf ihrer Waaren beträgt jedoch nur 200,000, und der Ankauf 600,000 Livres. Alle ihre Ausfuhr schränkt sich auf 2,650 Zentner Wolle, 5,000 Ohmen Oel, 16,000 Zentner Früchten, und 30,000 Zentner Leder ein. Mit dem Handel dieser Produkten steht aber die afrikanische Gesellschaft in keiner Verbindung. Die Einfuhr-Waaren sind goldene, silberne und wollene Stoffe, Spezerey-Waaren, Brasilien- und Kampeschen-Holz; Bley, Zinn und Queckſilber, Schiffs- und Kriegsrüstungen; Papier, Karten, kleine Waaren, Reis, Zucker u. s. f. Die Engländer aber liefern dem Gouvernement von Algier Werkzeuge, welche sie im Kriege und zu Ausrüstng ihrer Schiffe brauchen.

Marokko.

Das Marokkanische Reich endigt sich gegen Norden am mittelländischen Meere; gegen Osten an den Staaten von Algier und den Wüsteneyen; gegen Süden an Bildulgerid; und gegen Westen am atlantischen Weltmeere. Sein Umfang beträgt 300 Meilen in der Länge, und 220 in der Breite.

Das Land wechselt sehr angenehm mit Ebenen und Bergen ab. Die Berge sind Glieder von der großen Kette des Gebirges Atlas, welches diese Gegend in der Gestalt des zunehmenden Monds umschließt. Die Luft ist meistens gemäßigt, und doch wird zu Zeiten eine starke Frost gefühlt; die Gipfel einiger Berge sind so gar einen großen Theil des Jahrs mit Schnee bedekt. Der Winter ist in den Thälern sehr kurz und so gelinde, daß man oft Mittags eine ziemliche Wärme fühlt, wenn es schon den nemlichen Morgen gefroren war. Die Nordwestwinde wehen sehr heftig. Die regnerische Zeit fängt mit dem Monat Oktober an. Oft wird man auch im Sommer vom Regen überrascht, der sehr bösartige Fieber verursacht, welche eine Menge Menschen wegraffen. Das Land wird von Quellen und Flüssen bewässert, welche meistens auf dem Gebirge Atlas entspringen. Wälder sieht man sehr selten, und die wenigen, welche da sind, geben kein Bauholz.

Das Königreich Marokko ist eines der reichsten und fruchtbarsten Länder der Barbarey. Seine mitternächtlichen Theile liefern Getreid, Oel, Wein, Honig, Wachs, Seide und sehr schöne Wolle. Seine mittäglichen Länder bringen Baumwolle, Ingwer, Zucker und Indigo hervor.

Die Berge enthalten überflüssiges Kupfer, welches jährlich in großer Menge nach Europa geschikt wird. Die Thäler haben eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Obst; die Ebenen geben vortrefflichen Weizen, Hanf und Flachs; und die Reben einen starken, feurigen Wein. Von jeher sind auch seine Pferde berühmt. Die Esel und Maulesel sind zwar sehr klein, aber die Kameele sind desto stärker und muthiger, und so ist auch dieser Schaden ersezt. Sie sind überdies um vieles besser als die asiatischen. Man sagt, sie können ohne die geringste Nahrung mit ihrer Last eine Reise von 10 Tagen machen. Die Natur unterhält diese Thiere mit ihrem eigenen Körper. Das Fleisch ihrer Höcker fängt zuerst an abzunehmen, dann der Bauch, und die hintern Theile. Endlich werden sie aber so schwach, daß ihr Körper unter einem Gewichte von 100 Pfunden niedersinkt.

Das Königreich Marokko hat schon so öftere und grausamere Zerstörungen erlitten, als der übrige Theil des mitternächtlichen Afrika's; und

doch ists noch nicht von den Türken unterjocht worden. Sogar einige seiner Provinzen, welche unter dem Namen, Königreiche Fez, Sus und Tafilet davon gerissen wurden, haben sich nach und nach wieder mit ihm vereinigt.

Ein einziger Despot beherrscht heutzutage nach seinem Eigensinne diese Gegend, der nur zu oft ausschweifende und blutige Folgen erzeugt. Er nennt sich selbst Kaiser von Afrika, König von Fez, Marokko, Sus, Tafilet, Fürst von Gago, Dara und Guinea, und großer Scherif des Muhameds. Sein Ansehen wird nur von einer schwachen Wache von 10 tausend Negern unterstüzt, denn andere Soldaten hat er keine. Im Falle er zu einem Kriege eine Armee braucht, so nimmt er diejenigen von seinen Soldaten, die ihm gefallen. Seine Seemacht ist auch nicht mehr so wichtig. Sie ist auf 3 Fregatten, 2 Halbgaleeren, 3 Schebecken und 15 Galiotten herabgesezt. Vor etwa 50 Jahren hat eine englische Fregatte diese ganze Macht zerstört; und diese Begebenheit hat die Marokkaner so furchtsam gemacht, daß die Weiber von Sale ihre Kinder blos damit besänftigten, wenn sie ihnen drohten, der Capitaine Delgarna müßte sie fortholen. Der Seeraub blieb aber immerhin ihre vornehmste Beschäftigung. Vielleicht ist auch diese ihrem Ende nahe, und wie leicht kann der Geist der Philosophie, welcher

seine Helle beynahe über die ganze Erde zu verbreiten anfängt, auch mit seinen Stralen das Königreich Marokko erleuchten! Seine Einwohner sind ohnehin von Natur lebhaft nnd sehr verständig. Sie besitzen auch eine erstaunende Leichtigkeit in Nachahmung der europäischen Gebräuche. Mit Freuden führen wir hievon ein Beyspiel an. Ein Sohn des Herrn Sumbells, des leztern marokkanischen Gesandten am französischen Hofe, ein Jüngling von 18 Jahren; lernte in 15 oder 16 Monaten die französische Sprache so rein als sie nur immer ist; und die Kenntnis seines Vaterlandes ist so groß, daß er uns oft eine Beschreibung von allen Städten machte, die es enthält, und alles so pünktlich und leicht ordnete, daß er die ausgezeichnetsten Fähigkeiten, und die glücklichsten Anlagen dadurch entdekte.

In einem Lande, welches durch Unruhen und Blutvergießen beständig zerrüttet wird, können die öffentlichen Einkünften nicht gar reich seyn. Der zehnte Theil der Eroberungen, des Viehes, des Obstes, des Getreides, und aller Erdefrüchten gehört dem Kaiser. Die meisten glauben, seine Einkünften betragen höchstens sechs Millionen. Seine Ausgaben sind aber viel geringer; durch Sparsamkeit muß eine Schatzkammer die vor alten Zeiten aus spanischen Beuten errichtet, und nun täglich durch eine lange Reihe von mehr

oder weniger grausamen Beherrschern, die das Gold über alles, und das Wohl der Unterthanen für nichts schätzen, vermehrt wird, zu einem unermeßlichen Reichthum anwachsen.

Die Stadt Marokko war lange Zeit die Hauptstadt dieses Reichs. Heutiges Tages genießt aber Mequinez diese Ehre. Sie liegt etwa 12 Meilen von Fez, in einer schönen Ebene unter einem angenehmen Himmelsstriche, und hat 4 oder 6 Meilen im Umfang. Eine Mauer umschließt sie ganz, und ein Bollwerk unterscheidet sie von der Negern Stadt. Diese hat ihren Namen von der Wache des Königs, welche daselbst wohnet. In Mequinez werden ungefähr 300 tausend Seelen gezählt. Der kaiserliche Pallast, der allein einer Stadt ähnlich sieht, besteht aus Thiergärten, Gärten und einer Menge sehr kostbarer Zimmer. In der Mitte der Stadt ist das Quartier der Juden. Während der Nacht haben sie ihr Thor verschlossen; und diese Freyheit geniessen sie in dem ganzen marokkanischen Reiche.

Die Stadt Mequinez hat keine Manufakturen; und die umliegende Erde ist zu schlammig, als daß man Wege zur Erleichterung der Handlung bahnen könnte. Doch wird ein großer Markt gehalten, wo die Araber ihre Felle, ihren Honig, ihr Wachs, ihren Butter, und ihre Datteln ver

kaufen. Diese Stadt und einige andere im Reiche litten vieles durch das Erdbeben den 1 November 1755.

Die Stadt **Marokko** ist 75 Meilen von Mequinez. Sie ist viel geräumiger als die lezte; aber nicht so bevölkert. Ihre Burg wird für die schönste in Afrika gehalten, und ist der Serrail des Kaisers. In einigen ihrer Zimmer sind große Fischbehälter, worinn man Fische schwimmen sieht, wenn man in die gespiegelten Decken derselben blikt. Die berühmten Wasserleitungen, welche das Wasser mehr als 80 Meilen weit zur Stadt her führen, werden für ein erstaunendes Werk gehalten.

Fez, die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, bildet zwo Städte, die alte und die neue. Das alte Fez, welches im 9ten Jahrhundert gebaut wurde, und worinn beynahe 40 tausend Männer leben, die Waffen tragen könnten, verdient besonders die Aufmerksamkeit der Reisenden. Sie hat 2 Meilen im Umfang; ihre Häuser sind wie die übrigen Häuser in den Städten der Barbarey, viereckigt, auf einer Anhöhe gebaut, und ohne Fenster auf die Straße. Sie haben Höfe mit Brunnen. Die Reichen zieren ihre Höfe mit Springbrunnen, großen marmornen Bassins oder Fischteichen, die mit Pomeranz- und Citronen-Bäumen umpflanzt sind, an denen das ganze

Jahr Früchte hangen. Der Fluß des nemlichen Namens theilt sich beym alten Fez in sechs Aerme, welche allen Häusern in der Stadt Wasser zuführen, und sich so sehr auf die Aecker verbreiten, daß sie so gar zur Fruchtbarkeit beytragen. Dreyhundert sechs und sechzig Mühlen und eben so viele Bäder werden auch von diesem Flusse getrieben. Eine gleiche Anzal Oefen unterhält auch die Stadt, in welchen täglich Brod gebacken wird. Die Vestungswerker zerfallen. Die große Moschee, der schönste afrikanische Tempel der Muselmänner ist von einer edlen und majestätischen Bauart. Man sagt, sie habe 800,000 Dukaten Einkünfte. In dem Schulgebäude, welches eben so prächtig ist, steht eine große und kostbare Bibliothek. Kein Reisender wird vielleicht in diesen barbarischen Ländern, wo der Gebrauch der Buchdruckerey verboten ist, einen solchen Schatz suchen. Fez ist der Mittelpunkt der Handlung vom ganzen Reiche, und seine Bewohner sind die reichsten Leute in der ganzen Barbarey. Die kühne Wehr, womit sie von jeher sich gegen den Despotismus stämmten, hat ihnen große Freyheiten zuwege gebracht, in welche ihre Beherrscher niemalen Eingriffe wagen konnten. Ihre Seide- und Baumwolle-Manufakturen haben die Stadt unter den levantischen Handelsstädten sehr berühmt gemacht.

Die neue Stadt Fez, welche gegen das Ende des 13 Jahrhunderts erbaut wurde, ist bevestigt genug, um die andere in Ehrfurcht zu erhalten. Ihre Bewohner sind meistens Kriegsleute, welche zur Einnahme der kaiserlichen Einkünfte bestellt sind. Ihr Umfang mißt 4 Meilen, und sie ist ziemlich bevölkert.

Eine so despotische, drückende, heißhungrige Regierung, wie die marokkanische, ist weder einer großen Handlung noch einer Verbesserung fähig. Man behauptet, dieses Land könnte hundertmal mehr eintragen, als seine Unterthanen nicht im Stande wären zu verzehren. Jährlich kann man dreymal erndten, und doch ist das Land, in der Entfernung von drey Meilen von der Stadt, ohne Eigenthümer und ohne Pachter. Wenn man den Berichten mehrerer Reisenden trauen darf, so hat der Kaiser immer Früchten unter der Erde, um sein ganzes Land fünf Jahre durch zu nähren. Diejenigen, welche Geld besitzen, denken nicht daran, es gelten zu machen, sondern begraben es sorgfältig, damit es ihnen nicht von ihren Unterdrückern mit Gewalt genommen werde. So verhält es sich auch mit ihrem Hausgeräthe; daher sie die gröste Einfachheit darinn scheinen lassen. Das einzige, was man in ihren Häusern erblikt, besteht in einer oder zwo Bettdecken zu ihrem Lager, und einigen andern geringen Dingen.

Der Handel der Marokkaner ist so wenig blühend als ihr Ackerbau. Die Haupt-Ausfuhr ist Zinn, Kupfer, Wachs, Wolle, Leder, Ziegenfelle, Honig, Datteln, getroknete Trauben, Oliven, Mandeln, Indigo, arabischer Gummi, Sandarak, Elephantenzähne, Straussenfedern, und schöne Strohmatten. Die Ausfuhr des Getreides ist durchaus verboten, als etwas, das wider die Vorschriften des Alkorans ist. Doch die Europäer, und besonders die Spanier, erhalten zu Zeiten von der Regierung die Erlaubnis zur Ausfuhr.

Der Handel zu Land geschieht hauptsächlich durch Carawanen. Alle sechs Monate reiset eine Carawane von Fez nach Mekka und Medina. Sie trägt Indigo, Cochenille, Felle, Straussenfedern und wollene Tücher, wovon einige sehr fein und schön sind, und bringt dagegen Seide, Nesseltuch und Gewürz zurück.

Jährlich geht auch eine Carawane von Marokko ab, welche Gold im obern China sucht. Sie besteht aus mehrern tausenden Kameelen, wovon die einen die Waaren, und die andern den nöthigen Reisvorrath schleppen. Ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kömmt, durchwandert sie einen Weg von 500 Meilen; 200 im Reiche selbst, 200 in der Wüste Saharra; und 100 außerhalb derselben. In die Mitte dieser

Wüste, wo nichts als unfruchtbarer, aufgehäufter Sand ist, wo man nur des Nachts reisen kann, und sich durch den Kompaß und den Lauf der Sterne mus leiten lassen, wie auf dem Weltmeere, hat die Natur eine Gegend gepflanzt, welche überflüssige Quellen und Salzgruben hat. Hiemit werden die Kameele beladen, und dieses nebst Oele, Wollentüchern und Seide tragen sie in das Königreich Tombuto, wo sie dagegen in Tausch Gold, Elfenbein, Straussenfedern, und Negern erhalten. Einige Türken von Algier und Tunis bringen auch seidene oder gestrikte baumwollene Stoffe, und schöne Gurten, die sie in der Levante kaufen, nach Guinea. Diese Kaufleute bereichern sich durch diesen Handel, weil ihre Geburt sie von den gewöhnlichen Bedrängnissen befreyt.

Neun Rheden sind im marokkanischen Reiche den europäischen Handelsleuten offen. Die nächste bey dem Algierer Staate ist **Tetuan**. Diese Stadt liegt an dem abhängigen Theile eines steinigten Hügels, nahe an der Mündung der Meerenge von Gibraltar. Die Häuser daselbst sind wohl gebaut. Ihr Handel besteht in getrokneten Trauben, in Wachs und Leder; dieser mit den Einkünften der Seeräuberei verbunden, macht die Innwohner sehr wohlhabend. Ihre Rhede ist sehr sicher; wenn nicht die Ostwinde, welches aber selten

geschieht, außerordentlich heftig wehen. Der Fluß **Bousfega**, welcher sich in dieselbe ergießt, dient einigen Seeräuber-Schiffen zu ihrem Aufenthalt während des Winters. Die Besatzung von Gibraltar ließ ehemalen ihr Vieh, ihr Obst, und ihre nöthigen Zugemüser zu ihrem täglichen Gebrauche dort einkaufen; aber diese Verbindung hat aufgehört, seitdem der Kaiser wollte, daß der Consul von Großbritannien zu **Tanger** residire.

Diese Stadt, welche die Portugiesen im Jahr 1471 eroberten, erhielten die Engländer im Jahr 1662, welche sie nach einem Besitz von 22 Jahren verliessen; indem sie einen Damm zerrissen, der sie ungeheure Summen kostete, und die grösten Schiffe in Sicherheit sezte. Die Ruinen dieses schönen Werkes machen die Annäherung an den Meerbusen sehr beschwerlich. Auch würde sie von keiner Wichtigkeit seyn, wenn die Mündung eines Flusses, dessen Tiefe man bis auf sein Beet sieht, nicht den meisten Galiotten des Reichs zu einer Zuflucht diente. Tanger versieht nun, statt Tetuan, Gibraltar. Die Verbindung dieser beyden Maurischen Städte ist durch die Vestung Ceuta unterbrochen, welche von Spanien, zu dem sie gehört, nur durch eine Meerenge von 5 Meilen getrennt ist.

Arrache ist der natürliche Ausgang aus Asgar, welches eines der grösten und fruchtbarsten Länder

des Reiches ist. Dieser Vortheil, eine glückliche Lage, und ein guter Haven, werden ihr gewiß über früh oder spät viele Thätigkeit verschaffen. Heutiges Tages ist sie nur von Soldaten bewohnt. Seit der Unternehmung, welche die Engländer im Jahr 1765 wagten, hat man die von den Spaniern, als sie noch Besitzer dieses Platzes waren, erbauten Vestungen wieder ausgebessert.

Sale war vor nicht gar langer Zeit die Hauptstadt einer beynahe unabhängigen Republik, welche ein selbst gewähltes Oberhaupt hatte. Diese Stadt, welche an den Ufern des Guerou gebaut ist, der von dem Gebirge Zawia herabfließt, und sie in zween Theile theilt, wovon der eine Sla oder alt, und der andere Arbatte oder neu Sale genennt wird. Ihre Lage — mitten in den Ländern, die unter Marokkanischer Herrschaft stehen, verschaffte ihr den Vortheil, viele Eßwaaren einzusammeln. Ihre Einwohner waren Seeräuber und Kaufleute zugleich. Um die Zeit, als der izige Monarch, während der Regierung seines Vaters, sie unterjochte, und ihnen ihre Reichthümer entzog, haben diese beyde Beschäftigungen aufgehört. Ein Sandbank, der sich täglich zu vermehren scheint, erlaubt nur den Schiffen, welche nicht mehr als 6 oder 7 Schuh tief gehen, den Eingang in den Fluß; aber die Rhede ist sicher vom 15ten April bis zu Ende des Herbstmonats.

Mulay-Muhamed wollte eine Handelsstadt auf der Halbinsel Fedal errichten, und schon war der gröste Theil der Gebäude angefangen. Eine Rhede, welche zu allen Jahrszeiten sicher ist, obschon das Meer immer stark bewegt wird, hat ihm Anlaß zu dieser Anstalt gegeben. So bald man ihm aber bewies, daß diese Unkosten an eine beynahe unzugängliche Küste angewandt und verloren seyen, so gab er sein Vorhaben wieder auf.

Im Jahr 1769 verliessen die Portugießen Olbriza, oder Mazagan, nachdem sie zuvor alle Vestungswerker zerstört hatten. Seit dieser Zeit ist der Platz ganz öde. Seine Rhede ist im Sommer für kleine Schiffe sehr bequem, aber die Kriegsschiffe müssen so gar in der schönsten Jahreszeit im weiten Meere bleiben.

Safy hat eine ungeheure und während einiger Zeit im Jahr sehr sichere Rhede; aber sie ist im Winter zu viel den Sud-Sud-Westwinden ausgesezt. Ihre Lage — in der Mitte einer sehr reichen, fruchtbaren und bevölkerten Provinz hat diese große Stadt zum Hauptmarkt für alle Produkten des Reichs gemacht. Dieser Vortheil wurde ihr aber entrissen durch Mogodor, welche an der westlichen Spitze von Afrika gebaut ist.

Der Haven dieses neuen Waarenlagers ist ein Kanal, der einer etwa 500 Klafter davon entfernten Insel sein Daseyn zu danken hat; man

kann bey allen Winden aus- und einfahren; aber für große Schiffe ist er nicht tief genug, und bey schlechtem Wetter ist das Ankern daselbst auch nicht sicher. Der Strom ist so schnell, daß kein Kriegsschiff an der Küste Anker werfen kann. Das Erdreich, welches diesen Platz umgiebt, ist zwar keines Anbaues fähig, aber der itzige Beherrscher des Landes hat einen der wichtigsten Märkte seiner Staaten hier aufgerichtet. Die Bevölkerung von Mogodor, die auf arabisch Assonira heißt, ist sehr beträchtlich. Man trift daselbst sehr viele französische Handelsleute an, welche so vielen Einfluß auf den Geist der Eingebohrnen haben, daß diese alle ihre Gebräuche annehmen.

Sainte-Croix [Heilig-Kreuz] liegt in dem Königreiche Sus in dem 30sten Grade der Breite, und ist der lezte Seeplatz im Reiche. Seine Rhede ist bequem und so gar für die Linienschiffe sehr sicher, doch nur im Sommer. Ehemalen war hier ein ziemlich großer Markt, wo die Schiffer alle Produkten einer ungeheuren und auch angebauten Gegend beysammen fanden, und wohin alles Gold das Tarudan aus Tombuto bezieht, gebracht wird. Die Stadt kam von der Herrschaft der Portugiesen unter die Regierung der Mauren, ohne ihren ganzen Werth zu verlieren. Ein Erdbeben, wodurch im Jahr 1731 ein Theil davon

zerstört wurde, war ihr nachtheiliger, als diese Revolution. Sie hätte sich vielleicht wieder aus ihrem Elende erhoben, wenn nicht Mulay-Muhamed in einem Anfalle von Zorn, dessen Ursache unbekannt ist, einige Jahre hernach die Einwohner verjagt hätte, um an ihrem Platze eine Pflanzstadt von Negern aufzurichten.

Das marokkanische Reich nimmt nur wenige europäische Schiffe auf. Seine Häven sind mehrern Nationen verschlossen; und England, Holland, Toskana, welche in Verträgen mit dieser Macht stehen, benutzen sie nicht. Nur das müssen wir hier bemerken; seit einiger Zeit haben die Holländer den Gebrauch angefangen, hebräische Bücher dorthin zu verschicken, die sie sehr wohlfeil verkaufen, und wovon sie einen starken Absatz haben. Um dem marokkanischen Handel, welcher zu viel vernachläßigt wurde, einige Thätigkeit zu verschaffen, so hat man in Coppenhagen im Jahr 1755 einen Fond von 1,323,958 Livres, 6 Sols, 8 Deniers zusammengelegt, welcher in 500 Aktien, jede von 2,647 Livres, 18 Sols, 4 Deniers getheilt ist. Diese Handlungsgesellschaft sollte 40 Jahre dauern, aber sie hat ihre Laufbahn nicht einmal bis auf die Hälfte durchlaufen; die Ursache davon wissen wir nicht. Obschon Frankreichs Verbindungen mit diesem Reiche erst im Jahr 1767 anfiengen, so sind doch

die Unternehmungen dieser Krone weit wichtiger, als die von allen andern Mächten; und nebst diesem Vortheile übersteigt ihr jährlicher Verkauf nicht die Summe von 400,000 und der Ankauf beläuft sich kaum auf 1,200,000 Livres.

Alles, was in die Staaten von Marokko ein- und ausgeht, zahlt Zehn vom Hundert. Jedes Schiff soll noch überdieß 500 Pfund Pulver, 10 Kugeln von 10 bis 12 Pfund, oder 577 Livres, 10 Sols in Geld liefern. Die spanische Münze ist am meisten im Gange; aber auch alle andere werden nach ihrem Werthe und Gewicht angenommen.

Beschreibung von Guinea.

Unter dem Namen Guinea verstehen wir hier die ganze westliche Küste von Afrika, welche sich von der Meerenge von Gibraltar, bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung zieht. Dieses große Land ist sich weder in der Mäßigung des Himmelsstriches, noch in der Fruchtbarkeit der Erde gleich. Von den Grenzen des marokkanischen Reiches, bis an den Senegal ist die Erde ganz unfruchtbar. Ein langer schmaler Strich von der Wüste Saharra, welche sich vom atlantischen Weltmeere bis nach Egypten zieht, auf der

mittäglichen Seite aller barbarischen Staaten, nimmt diesen großen Raum ein. In der Mitte des brennenden Sandes leben einige maurischen Familien an etlichen wenigen Orten zerstreut, wo sie Quellen und ein Erdreich fanden, in das sie Palmen pflanzen, und da man auch Datteln erndten kann. Ihre Hauptbeschäftigung ist; Harze zu sammeln, welche besonders die Europäer auf diese Gegend aufmerksam machen. Sie schleppen auch nach Ober-Guinea, und besonders nach Bambouk, eine große Menge Salz, welches ihnen mit Gold und auch mit Sklaven bezahlt wird.

Die Ufer des Senegals, des **Gambra**, von **Sierra-Leona**, und die Gestade der kleinen Flüsse, welche zwischen diesen großen Flüssen fließen, würden sehr fruchtbar seyn, wenn man sie anbauen wollte. Die Viehzucht ist fast die einzige Beschäftigung ihrer Bewohner. Sie nähren sich von der Milch ihrer Stutten, welche sie angenehm finden, und reisen selten, weil keine Nothdurft sie aus ihrem Vaterlande zwingt.

Die Bewohner des **Vorgebirgs Monte**, welche von allen Seiten mit Sande umgeben sind, leben ganz getrennt von allen andern Völkern Afrika's. Der Reis, der in ihren Morästen wächst, ist ihre einzige Nahrung und ihr ganzer Reichthum. Sie verkaufen davon, aber sehr wenig, den Europäern, welche sie mit Brandtwein und kleinen Waaren bezahlen.

Vom Vorgebirge Palme bis an den Fluß Volte sind alle Bewohner Kaufleute und Ackersleute. Sie bauen ihre steinigte Erde an, weil sie reichlich die Mühe, und die nöthigen Unkosten des Umbrechens lohnt. Sie beschäftigen sich mit dem Handel, weil hinter ihnen eine Nation wohnt, welche ihnen Gold, Kupfer, Elfenbein und Sklaven liefert, und sie nichts an der Verbindung mit den Völkern auf dem Lande, und an den Küsten hindern kann. Diese ist die einzige Gegend in Afrika, wo in einem großen Lande weder große Wüsten, noch tiefe Flüsse hinderlich sind, und wo Wasser und nöthiger Unterhalt genug gefunden wird.

Zwischen den Flüssen Volte und Kalabare ist die Küste flach, fruchtbar, stark bevölkert und wohl angebaut. Das Land aber von Kalabare bis an den Gabon hat gar nichts ähnliches mit ihm. Es ist fast gänzlich mit dichten Wäldern bedeckt, bringt wenig Obst und gar keine Früchten hervor, und dient mehr den wilden Thieren als den Menschen zum Aufenthalte. Obschon der Regen sehr oft fällt, wie es unter dem Aequator seyn muß, so ist doch die Erde so sandigt, daß man einen Augenblick darauf keine Spur von Feuchtigkeit mehr sieht.

Auf der südlichen Seite der Linie bis an den Zaire bietet die Küste einen lachenden Anblick

dar. Bey ihrem Entstehen ist sie niedrig, erhebt sich aber allmählig, und zeigt angebaute Felder, die mit immer grünen Wäldern und Wiesen abwechseln, auf denen viele Palmbäume stehen.

Vom Zaire bis an den Coanza und noch weiter ist die Küste meistens erhaben und steil. In dem Innern findet man eine erhöhte Ebene, deren Boden aus grobem fruchtbarem Sande besteht.

Jenseits des Coanza, und der portugiesischen Besitzungen fängt ein unfruchtbares Land an, das mehr als 200 Meilen in seiner Länge beträgt und bey den Hottentotten aufhört. Dieser große Erdstrich hat keine andere bekannte Bewohner, als die Cimbebas, mit denen man in gar keiner Verbindung steht.

Bey dieser Verschiedenheit der abendländischen afrikanischen Flüsse hat man doch den seltenen und vielleicht ihnen eigenen Vortheil, daß man nirgends an der unermeßlichen Küste von den fürchterlichen Felsen antrift, deren Anblick schon den Schiffer erschröckt. Das Meer ist daselbst ruhig und zum Ankern sicher. Ohne diese Vortheile könnte es nicht wohl benutzt werden, weil es wenige Häven hat, und die beynahe an einander grenzenden Sandbänke die Schiffe nöthigen im weiten Meere zu ankern.

Die Winde und der Strom der Flüsse haben 6 Monate durch vom April bis in den November

die nemliche Richtung. Auf der mittäglichen Seite der Linie bläst der Sud-Ostwind, und der Strom läuft gegen Norden zu, auf der mitternächtlichen Seite derselben herrscht der Ost-Wind, und der Strom fließt gegen Nord-Ost. In den sechs übrigen Monaten ändern die Sturmwinde bisweilen ihren Lauf; aber ihre Stärke nimmt auch ab, und die Anspannung der Luft ist so zu sagen schlaffer. Die Ursache dieser Veränderung scheint auch auf die Richtung des Stroms zu wirken. Auf der nördlichen Seite der Linie wehen sie gegen Sud-West; und jenseits derselben nach Sud.

Auf der Küste, welche sich vom Senegal bis an das Vorgebirg der guten Hoffnung ausdehnt, haben die Einwohner alle einen länglichten Kopf, eine breitgedruckte Nase, große Lippen und krause Haare, wie die Wolle unserer Schaafe. Sie werden weiß gebohren, haben anfänglich nur um die Nägel nnd um die Augen herum eine braune Farbe, und einen kleinen Flecken an dem äußersten Theile der Zeugungsglieder. Gegen dem achten Tage nach ihrer Geburt fängt die Farbe an sich zu ändern; die Haut wird bräunlicht; und endlich schwarz, aber häßlich ohne Glanz und gelblicht; aber nach und nach wird sie doch glänzend und lebhaft.

Die Menge der Staaten, die sich auf dieser großen Küste befinden, verursacht auch eine

Ver-

Verschiedenheit der Regierungsform. Hier ist die Krone erblich, dort wählen sich die Völker selbst ihr Oberhaupt. Der lezte Gebrauch ist der gemeinste. Die Republik hat da meistens ihr Augenmerk auf einen Greis, dessen Weisheit allgemein anerkannt ist. Die Wahl-Art ist sehr einfach, hat aber nur bey ganz kleinen Staaten statt.

Die Kriege, welche die Völker in Guinea gegen einander führen, sind so wenig ausgesonnen als ihre Politik. Die Regierung hat Truppen, die sie besoldet. Das Kriegshandwerk ist der Stand eines jeden freyen Mannes. Alle nehmen die Waffen, um ihre Grenzen zu beschützen, oder eine Beute zu erhaschen. Die Anführer werden durch die Soldaten erwählt, und diese Wahl bestätigt der Fürst. Die Armee geht ohne Ordnung, ohne Kriegszucht; und meistens sind die Feindseligkeiten, die sich des Morgens angesponnen haben, des Abends schon wieder geendigt. Ein Einfall in die feindlichen Truppen kann wenigstens niemalen lang dauren, weil sie keine Vorrathshäuser haben, und aus Mangel an Lebensmitteln sogleich wieder umkehren müssen.

Die Ursache der Unruhen, welche öfters diese Gegenden zerstören, ist nicht die Begierde nach Ländererwerbung, sondern eine Beleidigung, die man einer Ceremonie angethan, ein heimlicher oder gewaltthätiger Diebstahl, und der Raub eines

Mädchens; dieß sind die gewöhnlichen Beweggründe zum Kriege. Allemal den folgenden Tag werden die Gefangenen wieder gegenseitig ausgekauft. Man tauscht sie gegen Waaren, oder Sklaven. Niemals wird nur das geringste Stück Landes dem Feinde überlassen, denn das ganze Land gehört der Gemeine, deren Oberhaupt jedem seinen Theil ausmißt, den er anbauen, und geniessen soll.

Das eigentliche Guinea ist gröstentheils schlecht bevölkert. Man trift selten Wohnuugen, als nur bey Flüssen, Seen und Quellen an. In diesen Gegenden verbinden sich die Leute mehr wegen der Blutsverwandtschaft, als wegen gegenseitigen Bedürfnissen. Daher unterscheidet man auch in der nemlichen Stadt, oft im nemlichen Dorfe, kleinere Städtchen oder Dörfer, welche eben so viele Familien sind, denen ihr Patriarch vrsteht.

In diesen Wohnungen trägt nichts das Gepräge einer sich annähernden Civilisirung. Die Häuser sind von Baum-Aesten erbaut, oder von Rohren, die um Pfähle gewunden sind, welche sehr tief in der Erde stecken, damit sie dem Winde Widerstande thun können. Selten sieht man Fenster an denselben. Die Decke ist eine Anhäufung von Blättern; und wenn es thunlich ist, von Palmblättern, welche, mehr als alle andere, die Beschwerden der Jahrszeiten aushalten können.

Die Hütten in der Hauptstadt, so gar die, welche der Fürst bewohnt, sind nur durch ihre Größe von den andern unterschieden. Nicht der Mangel an dem schönsten und besten Holz, oder an Erde, die zu Backsteinen brauchbar wäre, welche die andern, hier sehr seltenen, Steine entbehrlich machten, hindert sie auf bessere Bauart zu denken; denn diese Materialien sind alle im Ueberflusse da; sondern es ist ihnen niemals in den Sinn gekommen, daß man sich wegen einer Wohnung so viele Mühe geben sollte.

Das Hausgeräthe kömmt mit der Wohnung selbst überein. In den Städten wie auf den Dörfern, bey dem Fürsten, wie bey dem geringsten Bürger, bestehts in etlichen Körben, einigen irdenen Töpfen, und Geschirren von Calebassen. Wenn der Arme nicht auf einer Matte schlief, die im Lande verfertigt wurde, nnd der Reiche auf einem europäischen Teppich, so wäre alles gleich.

Die Nahrung ist auch die nemliche. Reis, türkisch Korn, Ignamen oder Pataten, Maniok, nach der Eigenschaft der Erde; wildes Obst, Palmwein, Wildpret und Fische, welches sich jeder nach seiner Willkühr zu verschaffen sucht; dieß sind die Lebensmittel, welche sie alle, die Sklaven nicht ausgenommen, geniessen.

Ein Gürtel über den Nieren angebracht, den wir Pagne nennen, dient beyden Geschlechtern

statt aller Kleidung. Gläserne Kügelchen, welche man ihnen bringt, nnd sehr theuer verkauft, macht den Putz der meisten Weiber, und der wenigen Männer aus, die sich auszeichnen wollen.

Die Künste sind hier gar nicht geachtet. Man kennt keine, als die, welche die angehenden Gesellschaften besitzen, und diese sind noch in ihrer Kindheit. Die ganze Geschicklichkeit eines Zimmermanns besteht darinn, daß er Hütten aufbauen kann. Der Schmied hat nichts als einen kleinen Hammer, und hölzerne Ambose, um sein weniges Eisen, das er aus Europa erhält, zu bearbeiten. Ohne die Hilfe einer Töpferscheibe, macht der Töpfer einige grobe Geschirre von Thon und Tabakspfeifen. Ein Kraut, welches ohne Anpflanzung wächst, und keine weitere Zubereitung nöthig hat, dient ihnen allein zu ihren Gürteln. Es ist so lang als das Leintuch breit ist. Der Weber webt dieses auf seinen Knieen ohne Weberschiff, und mit den Fingern zieht er den Querfaden zwischen jeden Faden des Aufzugs, wie die Körbmacher ihre Körbe flechten. Die entferntesten Oerter erhalten ihr Salz von den Küstenbewohnern, die mit Hilfe eines großen Feuers es vom Meerwasser absondern. Diese sitzenden Arbeiten beschäftigen die Sklaven, und einige wenige freye Männer. Die andern leben in ihrer ge-

wöhnlichen Trägheit. Wenn sie je einen Beweggrund haben, der sie aus dieser Unthätigkeit hebt, so ists die Jagd, oder der Fischfang. Niemalen lassen sie sich so weit herab, daß sie die Fruchtbarkeit ihres Bodens untersuchen. Der Ackerbau, den man für die häßlichste Beschäftigung hält, ist unter den Händen der Weiber. Die einige Freude, die man ihnen dafür gönnt, besteht in der Erlaubnis, nach dreytägiger Arbeit einen Tag Ruhe zu genießen.

Die Völker in Guinea sind sich in ihren Sitten meistens gleich. In allen Theilen dieses ungeheuren Landes ist die Vielweiberei erlaubt. Sie soll aber doch sehr selten seyn, weil alle freyen Männer und die meisten Sklaven eine Gesellschafterin finden. Die Knaben können nach ihrem Geschmacke heyrathen; ihre Schwestern aber müssen die Einwilligung der Mutter haben. Dieses Band ist überhaupt sehr geehrt. Der Ehebruch allein kanns trennen, und ein solcher Unfug ist gar nicht gebräuchlich. Nur an der Küste von Angola haben die Töchter der Vorgesetzten des Staats das Recht einen Gemal nach ihrer Lust zu wählen, und wenn er auch schon versprochen wäre, ihm zu verbieten andere Weiber neben ihr zu haben; ihn fortzuschicken, wenn er ihr misfällt, und ihm so gar den Kopf abzuschlagen, wenn er untreu ist. Diese Prinzeßinnen benutzen diese Freyheit mit

einem so verachtenden Stolz und Strenge, als wenn sie die Sklaverei, wozu ihr Geschlecht verdammt ist, an diesen Unglücklichen rächen wollten.

Ihr Schicksal ist bedaurenswürdig. Nicht allein müssen sie die Feldarbeit, sondern auch die häuslichen Geschäfte besorgen. Die Weiber allein müssen für den Unterhalt und die Bedürfnisse ihrer Familie bedacht seyn. Sie erscheinen niemalen vor ihren Männern, als in einer demüthigen Stellung. Sie bedienen ihn immer an der Tafel, und leben von dem, was er nicht essen wollte, oder konnte. Dieser Zustand der Verachtung und Mühseligkeit ist nicht allein unter dem gemeinen Volke; sondern die Weiber in den Städten, die Weiber der Reichen, der Großen, der Beherrscher so gar werden auf diese Art behandelt. Ihre Männer lassen sie nicht das geringste Vergnügen von ihrem Reichthum oder Range noch weniger einige Vorrechte genießen.

Während sie in dem Dienste ihrer Tyrannen die wenige Stärke, die ihnen die Natur gab; erschöpfen, leben diese Barbaren alle Tage in einer unnützen Geschäftlosigkeit hin. Sie halten ihre Versamlungen, sitzen auf angehäuftem Laubwerke, rauchen, trinken, singen oder tanzen. Die nemlichen Ergötzungen, die sie Abends endigen, fangen sie den andern Tag wieder an. Niemalen stören Streitigkeiten ihre Freuden; es

herrscht eine Genügsamkeit bey ihnen, die man von einem so unaufgeklärten Volke nicht erwarten sollte.

Ihre Uneigennützigkeit ist noch auffallender. Die Küsten ausgenommen, allwo durch unsern Handel Straßenräuber entstanden sind, sonst herrscht überall eine große Gleichgültigkeit für Reichthümer. Selten denken auch die Verständigsten unter ihnen an den folgenden Tag; auch ist die Gastfreyheit ihre allgemeine Tugend. Wer mit seinen Nachbaren, seinen Verwandten, oder Freunden nicht alles theilt, was er von der Jagd oder von dem Fischfange nach Hause bringt, würde sich eine allgemeine öffentliche Verachtung zuziehen. Der Vorwurf des Geizes übertrift bey ihnen alle andere Vorwürfe.

Dieß ist überhaupt der Charakter der Völker in Guinea. Jezt müssen wir noch von den Gewohnheiten erzählen, wodurch die Bewohner einer Gegend sich von den Bewohnern einer andern unterscheiden.

An den Ufern des Senegals sind die Weiber alle schön, wenn man anders eine gute regelmäßige Bildung Schönheit nennt. Sie sind bescheiden, zärtlich und treu; Unschuld herrscht in ihren Blicken, und ihre Sprache ist ein Ausdruck ihrer Schüchternheit. Die Namen Zilia, Calipso, Fanni, Zame, welche uns wollüstig deuchen,

werden mit einer Biegsamkeit der Stimme ausgesprochen, wozu unsere Organen weder zärtlich, noch lieblich genug sind. Die Männer haben eine sehr vortheilhafte Bildung, eine Haut schwarz wie Ebenholz, und angenehme Züge und Bildung des Gesichts. Ihre Gewohnheit die Pferde zu bändigen, nnd die wilden Thiere niederzulegen, giebt ihnen eine edle Vestigkeit; sie ertragen mit Mühe eine Beleidigung, aber das Beyspiel der Thiere, die sie erziehen, flößt ihnen eine grenzenlose Erkenntlichkeit für einen Herrn ein, der sie wohl behandelt. Man kennt keine aufmerksamere und mäßigere Dienstboten, welche eine solche leidenschaftliche Zuneigung zu ihren Herren haben; aber sie sind keine Ackersleute. Ihr Körper ist nicht gewöhnt sich zu beugen, noch sich gegen der Erde zu neigen, um dieselbe umzubrechen.

Die Farbe der Haut ändert sich bey den Afrikanern, wenn man gegen Osten zugeht. Die Völker haben daselbst meistens einen starken aber kleinen Körper; kraftvolles Aussehen, das sich durch starke Muskeln ausdrückt, verworrene Gesichtszüge, ohne gehörige Bildung. Die Figuren, welche sie sich auf Stirn und Wangen drücken, verunstalten die natürliche Häßlichkeit noch mehr. Ein undankbarer Boden, der sich gar nicht bearbeiten läßt, machte ihnen die Fischerei nothwendig, obschon ein Sandbank, der sich längs der

Küste hin zieht, ihnen das Meer unzugänglich macht, und sie davon abzuhalten scheint. Da diese Elementen ihnen nicht geneigt sind, so suchen sie Hilfe bey andern Nationen, welchen die Natur günstiger ist. Sie erhalten von ihnen Nahrung, indem sie ihnen dagegen Salz verkaufen. Seitdem sie die Europäer kennen, hat sich auch ihr Handlungsgeist verbreitet. Uebrigens so sehr sie zu harten Arbeiten tüchtig sind, so ungeschickt sind sie zum häuslichen Dienste.

Die Weiber dieser handelnden Neger haben weder die Annehmlichkeit und das Zurückhaltende, noch die Bescheidenheit und Schönheit der Weiber am Senegal, und scheinen auch weniger Gefühl zu haben. Wenn man diese beyden Völker mit einander vergleicht, so glaubt man, die einen seyen das niedrigste Gesindel aus einer polizirten Stadt, und die andern Leute von einer ausgezeichneten Erziehung. In ihrer Sprache so gar liegt der Ausdruck ihres Charakters. Die Aussprache der einen ist außerordentlich angenehm, der andern hart und trocken, wie ihr Erdboden. Die Lebhaftigkeit so gar in ihren Ergötzungen gleicht mehr dem Zorn.

Jenseits des Flusses Volte in Benin und in andern unter dem Namen Goldküste bekannten Ländern, haben die Völker eine gleiche dunkelschwarze Farbe, schöne Zähne, eine mittelmäßige

aber wohlgebildete Leibesgestalt, und eine stolze Miene. Ihre Gesichtsbildung würde noch viel angenehmer seyn, wenn die Weiber nicht den Gebrauch hätten, sich Narben ins Gesicht zu schneiden, und die Männer nicht die Stirne brännten.

Dieses Volk hat eine Anlage zur Munterkeit, die man nicht an ihren Nachbaren bemerkt, Lust zur Arbeit, eine Billigkeit, welche selten durch Umstände kann verletzt werden, und eine Leichtigkeit sich nach fremden Sitten umzuwandeln. Es bleibt so gar bey seinen Handlungsgebräuchen, wenn sie ihm auch nicht günstig sind. Die Art mit ihm zu handeln, war lange Zeit die nemliche, wie Anfangs. Das erste Schiff, welches ankam, mußte seine Geschäfte vollendet haben, ehe ein anders die seinigen anfangen konnte. Jedes gieng in seiner Reihe. Der Waaren-Preis, welcher einem angesetzt wurde, war für alle gleich. Erst seit kurzer Zeit hat diese Nation sich entschlossen, die Vortheile, welche ihm der Zusammenfluß mehrerer europäischer Nationen, die seine Rheden besuchten, verschafft, zu genießen.

Die Völker, welche zwischen der Linie und dem Zaire wohnen, gleichen sich alle sehr stark. Sie sind gut gebaut. Ihre Leibesbeschaffenheit ist nicht so stark, als die der nördlichen Bewohner des Aequators; und ob sie schon ein Zeichen auf ihrem Gesichte tragen, so sieht man doch niemalen eine

von den Narben, welche bey dem ersten Anblicke so zurückschauernd sind. Ihre Feste sind mit kriegerischen Spielen verbunden, welche uns an die alten Turniere erinnern; nur mit dem Unterschiede, daß sie in Europa die Uebung kriegerischer Nationen, und in Afrika die Ergötzung eines furchtsamen Volkes sind. Die Weiber nehmen keinen Antheil an diesen öffentlichen Freuden. Sie bringen den Tag geheimnisvoll in einigen Häusern zu, in denen sie sich versammeln, ohne daß ein einziger Mann in ihre Gesellschaften eingelassen wird. Die gröste Leidenschaft dieser sonst friedsamen Völker ist die Eifersucht auf den Rang. Alles ist bey ihnen Etiquette am Hofe der Fürsten sowohl, als bey Privatleuten. Bey der geringsten Begebenheit eilt man zu seinen Freunden, entweder ihnen Glück zu wünschen, oder mit ihnen zu weinen. Eine Heyrath giebt zu einem der monatlichen Besuche Gelegenheit. Das Leichenbegängnis eines beliebten Mannes währt oft zwey Jahre lang. Die Leute, welche durch einige Bande mit ihm verknüpft waren, tragen seine traurigen Reste in mehrern Provinzen herum. Der Haufe Menschen vergrößert sich im Gehen und niemand kehrt zurück, bis der Körper begraben liegt, wo sie noch allerhand Beweise ihres heftigen Schmerzens ablegen. Eine so leidenschaftliche Theilnehmung an Ceremonien erregte Aberglaube,

und der Aberglaube war die Quelle der Faulheit.

Vom Zaire bis an den Fluß Coanza entdeckt man noch wohl alte Sitten; aber sie sind mit vielen europäischen Gebräuchen vermengt, die man sonst nirgends antrift. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Portugiesen, welche in dieser Gegend große Besitzungen haben, und das Christenthum einführen wollten, sich mehr als alle andere Nationen mittheilten, die auf der nördlichen Seite der Linie nur blose Comtoirs haben, und den Handel zu ihrem einzigen Gegenstande machen.

Die christliche und die muhamedanische Religion herrschen an den Grenzen des westlichen Afrika, welches die Europäer besuchen. Die Muselmänner aus der Barbarei haben ihre Lehrsätze zu den Völkern am grünen Vorgebirge gebracht, welche hernach selbsten die Religion weiter bekannt machten. Wie sie sich aber von ihrer Quelle entfernte, so mußte sie auch solche Veränderungen erfahren, daß jedes Königreich, jedes Dorf, jede Familie verschiedene Grundsätze hat. Ohne die Beschneidung, welche allgemein üblich ist, würde man kaum merken, daß diese Völker sich zur nemlichen Religionsübung bekennen. Sie erhielt sich nur am Cap Monte unverändert, weil seine Bewohner in keiner Verbindung mit ihren Nachbaren leben.

Was die Araber auf der nördlichen Seite der Linie für ihren Alcoran thaten, wurde in der Folge von den Portugiesen auf der südlichen Seite von Benguela bis an den Zaire für das Evangelium ausgeführt. Jedoch hat es sich nur in einigen Gegenden erhalten, aber so verstellt, daß es beynahe unkennbar ist.

Die Küsten, welche mitten im Lande sind, haben einen lokalen Aberglauben fortgepflanzt, dessen Ursprung sehr alt seyn muß. Er besteht in einer zahllosen Menge von Götzenbildern, die jeder sich nach seinem Kopfe und für seinen Gebrauch macht, in dem Glauben an Wahrsager, an Proben des Feuers und des kochenden Wassers. Es giebt noch gefährlichere abergläubische Meynungen, zum Beyspiel, der blinde Glauben an die Priester, welche die Diener und Fortpflanzer derselben sind. Die Gemeinschaft, welche sie behaupten, mit dem bösen Geist zu haben, giebt ihnen das Ansehen als Schiedsrichter der Frucht- oder Unfruchtbarkeit der Felder. Wegen diesem Titel werden ihnen auch die ersten Früchte dargebracht.

Es ist eine Aehnlichkeit mit der Lehre von der Seelenwanderung, welche den Völkern an der Goldküste eigen, und der Grund ihres Glaubens ist. Sie sind der Meynung, daß, wo sie hingehen, oder hingetragen werden, so müssen sie nach ihrem

Tode, den sie nun sich selbst angethan, oder erwartet haben, wieder in ihre Heimath zurückkommen. In dieser Ueberzeugung liegt ihr Glück, weil sie ihr Vaterland für den angenehmsten Aufenthalt auf dem Erdball halten. Dieser so süße Irrthum trägt viel zu ihrer Menschlichkeit bey. Die Fremden, welche sich hier niederlassen, werden mit der grösten Hochachtung ja selbst Verehrung behandelt, weil man davon überführt ist, daß diese Leute hieher gekommen sind, um den Lohn ihrer guten Aufführung zu empfangen.

Unter den Krankheiten, denen die Afrikaner meistens unterworfen sind, ist eine, welche der Kürbiswurm [Solitaire] (*) verursacht, dessen Natur und Eigenschaften schon seit mehrern Jahren den Scharfsinn unserer Aerzte beschäftigen.

(*) Der Kürbiswurm oder Tænia Solium ist ein langes, plattgedrücktes, sehr dünnes Thierchen, in der Gestalt eines Bandes und von weißer Farbe. Es hält sich in den Eingeweiden auf, wo es die feinste Substanz des Menschen aufzehrt, ihn aushüngert, und in den elendesten Zustand von Magerkeit und Erschöpfung versetzt. Nach vielen fruchtlosen Versuchen dieses gefährliche Thier zu zerstören, hat Herr Herrenschwans endlich das glücklichste Mittel, welches man nur wünschen konnte, entdeckt. Das wichtigste an diesem Heilungsmittel ist, daß es den Wurm ganz lebendig forttreibt; dieß gab dem berühmten Herrn Bonnet und andern Naturkündigen Gelegenheit den Bau und die Eigenschaft ihres Körpers zu untersuchen. Man muß hiebey noch bemerken, daß man mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, in manchen Menschen zween solcher Würmer anzutreffen, welche sie

Nach den Berichten des jungen Arztes Hrn. Hasselquist, welcher die von ihm durchreisten Länder, als ein verständiger und aufgeheiterter Mann untersucht hat, leiden zwey dritte Theile der Einwohner von Cairo an der Krankheit, welche dieses Thierchen verursacht; zu der man die Augenkrankheit setzen kann, welcher, wie man sagt, alle Völker Egyptens unterworfen sind. Die Juden, das gemeine Volk und die Copten sind am meisten damit behaftet. Die Türken werden selten von dieser Plage angegriffen, welche die Verständigern des Landes der Nahrung zuschreiben, die man in Cairo genießt. Herr Hasselquist behauptet, daß die Melonen, Gurken oder Kukummern, und andere Früchten, welche die vornehmsten Eßwaaren dieser Gegend sind, vieles zur Erzeugung dieses Thiers beytragen, welches oft bis 30 Ellen lang ist. Andere aber glauben, daß die große Menge Zuckerwerk, wovon man in Cairo so vieles verbraucht, die einige Ursache sey, welche dieses

---

verzehren; denn Herr Herrenschwans trieb ans einem Menschen zween zugleich. Wiewohl man doch auch den Einwurf machen kann, daß diese beyden Thierchen, welche er fand, nur eine Theilung des nemlichen Tænia seyen; dieses ist noch unentschieden. Die Bemerkung, daß die meisten Fische, und besonders die Schleiben diese Thiere in ihren Körpern nähren, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß dieses schädliche Insekt aus Eyern entstehen müsse, die man mit dem Wasser, das man trinkt, hinabschluckt, und daß es in den Eingeweiden der Körper auskriecht.

Thier erzeugt. Wenn ich meine Meynung hierüber sagen darf, so glaube ich behaupten zu können, daß nichts von allem diesem die wahre Entstehung des obgenannten Uebels sey. Man ißt anderwärts, und in eben so großer Menge, Gurken, Melonen, Zuckerwerk, ohne daß so üble Folgen dabey zu befürchten sind. Ueberdieß wird auch diese Krankheit vom weißen Vorgebirge bis nach Sierra-Liona, auf der Küste von Guinea, auf den Caraibischen Inseln, im östlichen Indien und in vielen andern Gegenden angetroffen, wo die Nahrungsmittel, welche den Keim dieser Würmer enthalten sollen, wenig oder gar nicht bekannt sind. Ich vermuthe daher, diese Thierchen müssen in dem Wasser leben, welches die Einwohner von Cairo trinken. Der heiße Sand Afrika's ist, wie man weis, der Aufenthalt von vielen giftigen Thieren, als Kröten, Skorpionen, und Schlangen von aller Art. Wenn die Flüsse austreten, und sich über die Felder verbreiten, so strömen von diesen gefährlichen Thieren mit ihnen, wodurch das Wasser vergiftet wird, und überall hin Auszehrung und Tod mit sich führt. Dieß ist der Gift, den der Nil mit sich aus Abyssinien und Aethiopien bringt, die er durchläuft, ehe er die egyptischen Felder befruchtet. Die Eigenschaft des Wassers von diesem Flusse muß also während seines Wachsthumes sehr

ge-

gefährlich seyn, und das Volk, welches davon wie zuvor trinkt, von dem Keime und Saamen der darinn liegt, krank werden. Herr Ridi hat mit seinem Scharfsinne überdieß bewiesen, daß die Würmer, die in den Eingeweiden erzeugt werden, aus Insekten entstehen, die man mit den Eßwaaren hinabschluckt; überhaupt, alles überzeugt uns, daß der Nil viele Millionen von diesen Eyern in sich enthalte, die in dem Magen derer ausgebrütet werden, welche von seinem Wasser, während seines Wachsthumes, trinken. Daher ist also auch die gefährliche Eigenschaft des Wassers von dem Flusse Zahual zu erklären, welcher das Land der alten Thlaskalaner bewässert, und allen die davon trinken, oder sich darinn baden, die Krätze zuzieht. Auch hat man bemerkt, daß die meisten Egypter im Monate Junius während der Hitze, eine Art von Krätze haben, welche, wie sie selbsten glauben, ihren Ursprung in der Eigenschaft des Wassers hat, die der wachsende Nil mit sich führt. Diese Vermuthung erhält um so viel mehr Gewicht, wenn man noch beyfügt, daß das Wasser des Nils, welches sonst sehr angenehm und das beste bekannte Trinkwasser ist, gelblicht, schwer und stinkend wird, wenn der Fluß austritt.

In Guinea hat die Handlung niemalen eine große Sittenänderung bewirken können. Sie war ehemalen auf einen gewissen Tausch mit Salz und

getröcknten Fischen eingeschränkt, welches die von der Küste entfernten Nationen verzehren. Sie gaben dagegen Tücher von einem Faden verfertigt, der weiter nichts, als eine hölzerne Substanz ist, die an der Rinde eines diesen Himmelsstrichen eigenen Baumes klebt. Die Luft verhärtet sie, und macht sie zu allen Arten von Weberei brauchbar. Man verfertigt davon Scherpen, Mützen, und Schürzen an den Gürtel, deren Gebrauch sich nach den Moden ändert, die jede Nation angenommen hat. Die natürliche Farbe des Fadens ist weisgrau. Der Thau, welcher unsere Leinentücher bleicht, giebt ihm eine Citronenfarbe, welche die Reichen der andern vorziehen. Die schwarze Farbe, welche sehr gemein bey dem Volke ist, kömmt von der Rinde dieses Fadens, den man nur ins Wasser eintauchen darf.

Die ersten Europäer, welche die westlichen Küsten von Afrika besuchten, setzten erst den Werth auf das Wachs, das Elfenbein, den Harz, und das Farbholz, denn zuvor war er sehr gering. Man lieferte auch ihren Seefahrern gegen Auswechslung anderer Dinge einige kleine Stücke Goldes, welches sie von Carawanen erhielten, die dieses reiche Metall ehedem aus den Staaten der Barbarei brachten.

Sie reisten in das Innere dieser Länder und besonders nach Bambouk, welches unter dem

12 und 13 Grade nördlicher Breite liegt, und aristokratisch regiert wird, so daß jedes Dorf sein eigenes Oberhaupt unter dem Namen Farim hat. Das Gold ist so gemein in dieser Gegend, daß man ohne Unterschied beynahe überall davon sammeln kann, wenn man nur die Oberfläche einer thonartigen und mit Sande vermischten Erde aufscharrt. Wenn die Grube sehr reich ist, so sieht man sie höchstens einige Schuh tief ausgehöhlt, und niemalen tiefer, ob man schon sieht, daß sie immer reicher wird, je weiter man gräbt: diese Völker sind aber zu träg, um eine Arbeit fortzusetzen, die immer beschwerlicher wird, und zu unwissend die Hindernisse wegzuräumen, die sich dabey vorfinden sollten. Ihre Nachläßigkeit und Ungeschicklichkeit geht so weit, daß sie beym Waschen des Goldes, um es von der Erde zu reinigen, nur die grösten Stücke behalten und die kleinen mit dem Wasser, das einen abhängigen Boden herabläuft, mitfließen lassen.

Die Bewohner von Bambouk dörfen nicht zu jeder Zeit oder wenn es ihnen gefällt, graben, sondern sie müssen warten, bis eine persönliche oder öffentliche Nothwendigkeit die Farims bewegt, ihnen die Erlaubnis zu gestatten.

Wenn diese ausgegeben wird, so gehen die, welche das Recht haben, davon zu genießen, an den bestimmten Ort hin. Nach vollendeter Arbeit

wird getheilt. Die Hälfte des Goldes gehört dem Herrn des Orts, und das Uebrige wird für die Arbeiter in gleiche Stücke zerlegt. Die Bürger, welche außer dieser Zeit, als mit öffentlicher Freyheit gegraben wird, von diesen Reichthümern verlangten, könnten sie in dem Beete eines Stromes suchen, wo sie häufig sind.

Beschreibung der afrikanischen Küste, wo man mit Sklaven handelt.

Der wichtigste Gegenstand des Handels auf der westlich-afrikanischen Küste besteht in Sklaven. Das Eigenthum, das einige Menschen über andere zu besitzen sich bestreben, ist in diesen Gegenden sehr alt. Der Gebrauch ist allgemein, außer in einigen kleinen Strichen Landes, wo die Freyheit sich verstohlener Weise hin geflüchtet hat. Kein Eigenthümer aber hat das Recht einen in der Sklaverei gebohrnen Menschen zu verkaufen. Nur mit eroberten Sklaven hat er freye Hand, die er entweder im Kriege, wo jeder Gefangene, wenigstens durch Austauschung, Sklave ist, oder statt einer Geldstrafe für ein erlittenes Unrecht, oder endlich als einen Beweis von Erkenntlichkeit erhalten hat. Dieses Gesetz, welches zum Vortheile der gebohrnen Sklaven scheint gegeben wor-

den zu seyn, damit sie desto besser ihr Land und ihre Familie genießen sollen, ist nicht genugthuend. Seitdem die Europäer den Luxus auf diesen afrikanischen Küsten eingeführt haben, wird dieses Gesetz täglich so verdreht, daß zwey Eigenthümer einen vorsetzlichen Streit anheben, um gegenseitig zu einer Geldstrafe verurtheilt zu werden, die sie sich mit gebornen Sklaven auszahlen, über die sie alsdann durch das nemliche Gesetz zu einer uneingeschränkten Macht autorisirt werden. Durch Bestechungen haben einige Privat-Personen die Regenten so gestimmt, daß die Kriege sich immer vermehren, um Sklaven dadurch zu erhalten. Sie haben auch den Gebrauch eingeführt, mit der Sklaverey nicht allein diejenigen zu strafen, welche nach dem Leben oder den Gütern eines Bürgers trachteten, sondern auch die Schuldner, welche außer Stand sind, ihre Schulden zu bezahlen, und die Ehebrüchigen. Diese Strafe, welche anfänglich nur auf die grösten Laster gesezt war, wurde endlich für jeden geringen Fehler zuerkannt. Man hat die Verbote der geringfügigsten Dinge sehr angehäuft, damit durch deren Uebertretung die Einkünfte der Strafen desto reicher würden. Die Ungerechtigkeit hatte keine Grenzen mehr. In einer großen Entfernung von den Küsten giebts Oberhäupter, welche alles wegnehmen, was sie um ihre Dörfer herum antreffen.

Man wirft Kinder in Säcke und hängt Männern und Weibern Maulkörbe an, um ihr Geschrey zu ersticken. Wenn die Räuber durch eine höhere Macht aufgefangen und vor den Regenten geführt werden, so läugnet derselbe den Auftrag, den er diesen Entführern gab, und unter dem Vorwande ihnen die gehörige Strafe anzuthun, verkauft er sie sogleich auf Schiffe an Unterhändler, mit denen er schon zuvor seine Abredung genommen hatte.

Trotz dieser abscheulichen Ränke, sahen sich die Bewohner der Küste doch unvermögend die Aufträge der Kaufleute zu erfüllen. Es ergieng ihnen, wie jeder andern Nation, die nur mit Sachen handelt, auf die sie selbst den Werth legt.

Die Sklaven sind für den Handel der Europäer in Afrika, was das Gold in dem Handel ist, den wir mit der neuen Welt treiben. Die Köpfe der Negern stellen den Werth des Geldes in den Staaten von Guinea vor. Täglich werden ihnen davon entzogen, und nichts bleibt ihnen als Eßwaaren. Ihr Capital verschwindet also nach und nach, weil es wegen der Aufzehrung der Lebensmittel immer vermindert wird. Daher auch der Sklavenhandel schon längst gesunken wäre, wenn nicht die Küstenbewohner ihren Luxus den Völkern des innern Landes mitgetheilt hätten, von denen sie heutiges Tages ihre meisten Skla-

ven, die sie uns verschaffen, erhalten. Auf diese Art hat der Handel der Europäer die Handlungs-Reichthümer dieser Nation in der Nähe herum beynahe erschöpft; und dieß ist die Ursache, warum der Werth der Sklaven seit 25 Jahren sich um vier Theile vermehrt hat.

Dieser Handlungszweig wird auf der nördlichen und südlichen Seite der Linie getrieben. Die Handelsleute stehen in Verbindungen und Gemeinschaften untereinander, stellen Carawanen an, und führen 200 bis 300 Meilen weit mehrere Reihen von 30 oder 40 Sklaven, alle mit Wasser und Nahrung zum Unterhalte in den trockenen Wüsten, die sie durchreisen, beladen. Die Art, wie sie ihre Leute vesthalten, ohne sie im Gehen zu hindern, ist mit vielem Scharfsinne ausgedacht: man hängt nemlich an den Hals eines jeden Sklaven eine 8 bis 9 Schuh lange hölzerne Gabel. Am hintern Theile des Haupts ist die Gabel mit einem eisernen Nagel zugeschlossen, damit der Kopf sich nicht durchzwingen könne. Der Stiel der Gabel, dessen Holz sehr schwer ist, hängt vornen herab, und hindert den daran gefesselten so sehr, daß er, obschon an Händen und Füßen frey, doch weder gehen, noch die Gabel tragen kann. Wenn sie gehen, so werden die Sklaven in eine Linie der Länge nach gestellt. Das Ende von jedem Gabelstiele liegt auf der

Achsel des vorhergehenden, der Stiel aber des ersten wird von einem der Führer getragen. Damit die Handelsleute in Ruhe und Sicherheit ihren Schlaf genießen können, so werden dem Sklaven die Hände auf seinen Gabelstiel gebunden. In diesem Zustande kann er weder gehen, fliehen, noch sich frey machen. Diese Vorsicht schien ihnen darum nöthig, weil der Sklave, der seine Fesseln zerreißt, frey ist.

Die Sklaven kommen immer in großer Anzal auf der Küste an, besonders wenn sie aus entferntern Gegenden sind. Diese Einrichtung ist nothwendig, damit die Kosten, welche sie zu führen angewandt werden, nicht zu hoch steigen. Die Zwischenzeit von einer Reise zur andern, welche aus eben dieser ökonomischen Ursache oft lang dauert, wird noch durch besondere Nebenumstände verlängert. Die gewöhnlichsten werden durch den Regen verursacht, welcher die Flüsse austreten macht, und daher den Handel unterbricht. Die günstigste Jahrszeit im Innern von Afrika zu reisen, ist vom Februar bis an den September, und von diesem Monate bis an den März sind die meisten Sklaven auf diesen Küsten feil, welche auf der Rückreise der Handelsleute mitgebracht worden.

Die erste dieser Küsten fängt am weissen Vorgebirge an. Ganz nahe dabey sind Arguin und

Portendic, welche seit 100 Jahren den Franzosen gehören. Weiter davon ist die Insel St. Ludwig, welche nahe an der Mündung des Senegals liegt, und der Krone Frankreich gehört. Dann kömmt man nach Gorea, von diesem hängen ab Rufiske, Joal, Portudal, Albreda, vier französische Handlungssitze, wo der Negernhandel getrieben wird. Gegen dem lezten über, und auf dem Gambra ist die Vestung James, welche ehemalen von den Engländern angebaut wurde. Diese Vestung wurde in Einem Jahrhundert achtmal erobert, wieder ausgelöst, und 7 bis 8 mal geplündert, und liegt auf einer Insel, die höchstens 2 Meilen im Umfange hat. Die Engländer erhandeln daselbst jährlich 3000 Sklaven, wovon der meiste Theil aus dem Innern oder den entferntesten Gegenden des Landes kommt.

Die Portugiesen, welche sich auf den Inseln des grünen Vorgebirges aufhielten, liessen sich ehemalen an den Flüssen Casamans [Cazamance] und Cascheo [Cacheo] dem grösten der Bissao nieder. Ihre Nachkommen arteten endlich so aus, daß man sie kaum mehr von den Eingebohrnen des Landes unterscheiden konnte. Den Stolz aber, Beherrscher eines Landes zu seyn, in dem sie drey Dörfer, und zwo kleine Vestungen gebaut hatten, haben sie nicht verlassen. Die wettstreitenden Nationen verachteten aber

diesen Vorzug, und hörten niemalen auf mit den aus Lisabon, Brasilien und den Inseln des grünen Vorgebirgs angekommenen Schiffen in die Wette zu handeln.

Serra = Liona ist nicht unter britannischer Herrschaft, obschon die Engländer daselbst alle Geschäften in zwo Niederlassungen vereint haben, welche seit langer Zeit existiren. Ohne Wachs, Elfenbein, und Gold, das man daselbst findet, erhalten sie jährlich auf diesem oder andern benachbarten Flüssen 4 bis 500 Sklaven.

Nach diesem Markte kommen die Küsten Graines, Dents und Quaquas, welche beynahe 300 Meilen einnehmen. Man kauft daselbst Reis, Elfenbein und Sklaven. Die Schiffer pflegen im Vorbeygehen auf den Ufern Comtoirs aufzurichten. Sehr oft erwarten sie in ihren Schiffen die Schwarzen, welche ihnen auf ihren Schiffen allerhand Dinge zum Tausch anbieten. Dieser Gebrauch hat seit der Zeit statt, als bey dem Ausladen sich mehrere grausame Handlungen ereigneten.

Die Engländer haben vor kurzer Zeit am Cap Apollonie ein Etablissement angefangen, wo man besonders viele Sklaven verhandelt; aber sie haben noch keinen ausschließlichen Handel, wie sie ihn wahrscheinlicher Weise beym Anfange erwarteten.

Nach dem Cap Apollonie fängt die Goldküste an, welche sich am Flusse Volte endigt. Ihre Ausdehnung beträgt 130 Meilen, da das Land in sehr viele kleine Staaten vertheilt ist, und ihre Einwohner die stärksten Leute in Guinea sind, so sind auch die Comtoirs der europäischen Handelsleute sehr zahlreich. Fünfe davon gehören den Dänen; 12 oder 13, wovon St. George de la Mina das vornehmste ist, gehören den Holländern; und die Engländer haben 9 oder 10 erobert oder errichtet, unter welchen das Vorgebirg Corse das beste ist. Die Franzosen, welche sich ungern in einem an Sklaven so reichen Lande ausgeschlossen sahen, wollten sich im Jahr 1749 Anamabou zu eigen machen. Sie liessen sich daselbst mit Einwilligung der Eingebohrnen nieder, ihre Arbeiter an der Vestung aber wurden durch englische Schiffe mit Kanonenschüssen verjagt. Ein geschickter Negociateur, welcher sich zu London aufhielt, bezeugte eine große Verwunderung über ein so unüberlegtes Betragen seiner Nation; — „Herr, sagte ihm ein Minister, der sehr viel Ansehen bey dieser aufgeklärten Nation hat, wenn wir gerecht gegen den Franzosen seyn wollten, so könnten wir kaum 30 Jahre mehr bestehen.„ Auf diese Epoche haben sich die Engländer zu Anamabou recht vestgesetzt; und seit dieser Zeit haben sie um diesen wichtigen Markt keine Nebenbuhler mehr.

Acht Meilen vom Flusse Volte liegt Kela, welches sehr reich an Lebensmitteln ist. Hieher begeben sich die Schiffer, um sich mit Lebensmitteln zu versehen. Von hier schicken sie ihre Kähne oder Schiffchen aus, um die Gegenden zu erforschen, die sie zur Errichtung ihrer Handlung am gelegensten glauben.

Petit = Popo reizt sie auch oft. Engländer und Franzosen besuchen diese Handelsstadt; aber die Portugiesen sind am zahlreichsten daselbst, und dieß aus folgender Ursache. Diese Nation, welche anfänglich Afrika beherrschte, wurde endlich in einen so schwachen Zustand versetzt, daß sie den Holländern den zehnten Theil ihrer Ladungen zu bezahlen versprach, wenn sie ihr die Freyheit erlaubte, auf der Goldküste ihren Handel fortzusetzen. Dieser schändliche Tribut, welcher immer ordentlich bezahlt wurde, war für ihre Freibeuter von Bahia und Fernanbuc, welche allein diese Küste besuchen, so nachtheilig, daß sie unter sich ausmachten, es sollte in keinem Haven mehr als ein Schiff aus diesen beyden Ländern seyn. Die andern halten sich zu Petit=Popo auf, wo sie der Reihe nach die Zeit zum Handeln erwarten.

Juida, welches 14 Meilen vom Petit = Popo entfernt ist, steht in großem Ruf, wegen der Anzal und den Eigenschaften der Sklaven, die von dort

her gebracht werden. Dieses Königreich, welches eines der reichsten und policirtsten ist, darf nur von Franzosen, Engländern und Portugiesen besucht werden. Jede dieser drey Nationen hat auch eine Vestung daselbst auf der Insel Gregoi vier Meilen vom Ufer. Die Vorsteher dieser Comtoirs machen jährlich eine Reise von dreyßig Meilen, um dem Landesherrn Geschenke darzubringen, die er annimmt, und als eine Huldigung fordert.

Acht Stunden von **Juida** ist **Epee.** Zu Zeiten giebts auf diesem Markte viele Sklaven, gewöhnlich aber gar keine. Auch ist ihre Rhede oft ohne Schiffe.

Ein wenig weiter davon liegt Porto Novo. Die Handlung, welche anderswo an den Ufern des Meers getrieben wird, hat ihren Sitz hier sieben Stunden im Lande. Diese Unbequemlichkeit hinderte sehr lang ihren Wachsthum; nun aber ist sie sehr beträchtlich. Die Leidenschaft für den Tabak aus Brasilien, welche noch heutiges Tages in dieser Gegend stärker als auf der übrigen Küste herrscht, verschafft den Portugiesen eine große Ueberlegenheit über ihre Nebenbuhler. Die Franzosen und Engländer sind so weit heruntergebracht, daß sie mit dem Ausschuß ihrer Ladungen ihre Schiffe belästigen müssen.

Badagry ist nur 3 Meilen von Porto-Novo entfernt. Man führt viele Sklaven dahin. Als

noch alle Nationen daselbst aufgenommen wurden, konnten die Seefahrer ihren Kauf und Verkauf nur einer nach dem andern machen. Seitdem aber die Engländer und Holländer davon ausgeschlossen sind, so ists den Portugiesen und Franzosen erlaubt in die Wette zu handeln, weil ihre Waaren sehr verschieden sind. Sie ist die Gegend der Küste, welche am meisten von den französischen Kapern besucht wird.

Ahoni liegt von **Badagry** 14 bis 15 Meilen entfernt, auf den Inseln **Curamo** an einer beschwerlichen, schlammichten, und ungesunden Rhede. Dieser Markt wird fast allein von den Engländern besucht. Ihre Seefahrer kommen auf großen Schaluppen und verrichten ihren Handel zwischen den Inseln und dem benachbarten vesten Lande.

Vom Flusse Volte bis an diesen Archipelagus kann man sich der Küste nicht leicht nähern. Ein Sandbank, an dem sich die Wellen des Oceans mit Getöse brechen, nöthigt die Seefahrer in diese Meeresgegend aus Hoffnung irgend eines Gewinnstes sich zu flüchten, in Piroguen zu fahren und sich dazu der Eingebornen des Landes zu bedienen, um ihre Ladungen ans Land zu bringen, und von da einen Tausch dagegen zu erhalten. Ihre Schiffe liegen ohne Gefahr auf einem vortreflichen Boden, 6 bis 8 Meilen von der Küste vor Anker.

Der Fluß **Benin** an dem sehr viel Elfenbein und Sklaven angetroffen werden, kann auch Seeschiffe aufnehmen. Die Handlung daselbst ist fast gänzlich in den Händen der Engländer. Die Franzosen und Holländer wurden derselben wegen dem Charakter der Eingebohrnen überdrüssig, welche zwar weniger grausam als ihre Nachbarn, aber in ihrem Geschmacke so wankend sind, daß man niemalen weis, was sie für Waaren tauschen wollen.

Nach dem Cap **Formose** kömmt das alte und neue **Calbari**. Die Küste ist niedrig, das halbe Jahr durch überschwemmt und sehr ungesund. Man findet daselbst lauter schlechtes Wasser. Die Schiffbrüche geschehen öfters; und das ganze Gefolge ist oft das Opfer des ungemäßigten Himmelsstrichs. Alle diese Beschwerlichkeiten hielten doch die englischen Seefahrer von dieser gefährlichen Meeresgegend nicht ab. Sie kaufen daselbst jährlich 7 bis 8 tausend Schwarze in einem sehr geringen Preise. Die Franzosen, welche ehemalen seltener bey diesen Märkten anlandeten, kommen nach und nach in größerer Zahl an. Die Schiffe, welche mehr als 12 Schuh tief im Wasser gehen, müssen bey der Insel Panis vor Anker bleiben, wo das Oberhaupt dieser barbarischen Gegen seinen Sitz und einen sehr großen Handel hingezogen hat.

Am Gabon werden die Geschäften mit grösserer Lebhaftigkeit betrieben. Dieß ist ein großer Fluß, der eine unermeßliche Ebene durchwässert, und welcher mit vielen andern weniger beträchtlichen Flüssen eine Menge Inseln bildet, welche zwar nicht gleich groß sind, aber doch jede von einem besondern Beherrscher regiert werden.

Ihre Regierungsart hat darinn viel ähnliches mit den Staaten, von welchen wir Seite 97 sprachen. Nur daß jene noch folgende Gebräuche beobachten. „ Das Volk begiebt sich nemlich am dritten Tage zu einem Bürger, den es für den regierungsfähigsten hält; wenn die Stimmen getheilt sind, so ernennt derjenige, dem die gröste Anzal zufiel, am vierten Tage einen von denen, die weniger erhielten, als er. Jeder freye Mann hat das Recht zu einer Stimme. Es giebt sogar eine gewisse Zunft, wo die Weiber diese Freyheit genießen. „

„ Dieß ist die Verfassung von der großen Menge der kleinen Staaten, welche auf der nördlichen Seite der Linie liegen, zween sind davon ausgenommen, welche erblich sind, die Staaten von Benin und Juida. Gegen Mittag liegt Mayombe, und Cuilingo, deren Regenten aus den Dienern der Religion genommen werden. Die Reiche Loango und Congo, wo die Krone immer auf dem männlichen Geschlechte von der Weiber-

Seite

Seite bleibt; d. h., der erste Sohn der ältesten Königstochter ist Thronerbe. Denn diese Völker glauben, ein Kind seye mit mehr Gewißheit der Sohn seiner Mutter, als des Mannes, mit dem sie vermählt ist; sie trauen mehr der Niederkunft, die sie sehen, als der Empfängnis, die sie nicht sehen. „

„ Diese Nation lebt in einer gänzlichen Unwissenheit der bey uns unter dem Namen Politik so allgemein verehrten Kunst. Sie beobachtet zwar einige Gebräuche und Wohlstandsregeln, darunter die Gesandschaften zu zählen, welche sie brauchen, um Hilfsvölker gegen einen mächtigern Feind zu begehren, eine Vermittelung in Streitsachen zu bewirken, oder Glückwünschungen auf glückliche Erfolge, auf eine Geburt, auf einen Regen nach einer großen Tröckne zu machen. Der Gesandte darf niemalen nur einen Tag länger als die bestimmte Zeit ausbleiben, noch während der Nacht in den Staaten eines fremden Fürsten reisen. Ein Trommelschläger geht vor ihm her, der seine Würde ankündigt, und ihn begleiten fünf oder sechs von seinen Freunden. An den Orten, wo er sich aufhält, um auszuruhen, wird er mit Ehrerbietung aufgenommen; aber vor der Sonne Aufgang darf er nicht wegreisen; auch muß sein Wirth zuvor einige Leute versammeln, welche bezeugen müssen, daß ihm kein Zufall begegnet seye. „

Dieser Einschiebsel über die Regierungsform von der Küste des Senegals bis an das Vorgebirg der guten Hoffnung hat uns beynahe zu weit von den Inseln des Gabonflusses entfernt.

Die Franzosen, welche mehr flüchtig als unternehmend sind, besuchen diese Gegend selten, ob sie ihnen schon sehr nöthig ist. Die Portugiesen von den Inseln St. Thomas und der Fürsten-Insel [Ile de prince] schicken nur einige Schaluppen hin. Die Holländer beziehen dorther Elfenbein, Wachs und Farbholz. Die Engländer kaufen beynahe alle Sklaven, welche von diesen kleinen Nationen in ihren beständigen gegenseitigen Zernichtungen in diesen Zustand versetzt werden. Eine Niederlage, wo die Waaren können ausgetauscht werden, fehlt gänzlich. Die Europäer sind gezwungen mit ihren Schiffen sich 50 bis 60 Meilen weit in die stinkenden Moräste zu vertiefen. Dieser Zwang verursacht einen außerordentlichen langwierigen Aufenthalt, kostet vielen Matrosen das Leben, und verursacht Mordthaten. Diese Beschwerlichkeit würde aufhören, wenn man auf der Papagayen Insel, [île aux perroquets] welche 10 Meilen von der Mündung des Gabons, und zur Landung der Schiffe sehr bequem liegt, einen allgemeinen Markt errichtete. Großbritannien bemühte sich darum, und hatte ohne Zweifel das Vorhaben sich daselbst zu bevestigen, und einen ausschließlichen Handel zu

erhalten. Sein Agent wurde aber im Jahr 1769 ermordet, und die Sachen blieben, wie sie waren.

Man bemerkt leicht, daß die Sklaven, welche vom Benin, Calbari, und Gabon hergebracht werden, viel geringer seyen, als die, welche man anderswo kauft; daher sie auch so geschwind als möglich durch die Engländer, welche am meisten diese schlechten Märkte besuchen; an fremde Colonien verkauft werden. Dieß ist der nördliche Theil der Linie.

Auf der südlichen Seite giebts weniger, aber gemeiniglich beträchtlichere Märkte. Der erste, auf den man nach dem Vorgebirge Lope stößt, heißt **Mayumba**. Bis an diese Rhede kann man sich nicht wohl dem Lande nähern. Eine Bay, welche 2 Meilen breit und 1 Meile tief ist, bietet den Schiffen, welche durch Sturmwinde, und den reißenden Strom des Meers von ihrer Bahn geschleudert werden, einen sichern Aufenthalt an. Das Ausschiffen ist daselbst bey einem Flusse sehr leicht. Der schlammichte Boden hat bisher die Europäer und also auch die Afrikaner von diesem Orte abgehalten. Die Gefangene daselbst werden von den Engländern und Holländern gekauft, welche gewöhnlich ihre Schiffe mit einem rothen Holz beladen, das man zum Färben braucht.

Am **Vorgebirge Segungo** ist eine andere sehr gesunde Bay, welche noch größer und be-

quemer als Mayumba selbst ist. Man kann sich daselbst mit frischem Wasser und mit Holz auf eine leichte und sichere Art versehen. So viele Vortheile sollten aller Wahrscheinlichkeit nach einen großen Handel dorthin gezogen haben, wenn die Zeit und die zur Erreichung des äußersten Theils einer langen Erdzunge erforderlichen Unkosten nicht die Sklavenhändler abgeschröckt hätten.

Sie haben **Loango** vorgezogen, wo man 8 bis 900 Klafter vom Ufer ankert, 3 oder 4 Klafter tiefes Wasser hat, und der Meeresboden schlammicht ist. Das Meer ist immer in einer so heftigen Bewegung, daß man nur in Piroguen sich der Küste nähern kann. Die europäischen Comtoirs haben ihren Sitz eine Meile von der Stadt auf einer Anhöhe, die man für sehr ungesund hält. Daher kömmts auch, daß die Seefahrer, obschon die Schwarzen daselbst wohlfeiler als anderswo sind, und man mit weniger Genauigkeit auf die Beschaffenheit der Waaren sieht, so selten und nur alsdann nach Loango schiffen, wenn alle andere Seehäven mit Schiffen zu sehr angefüllt sind.

Zu **Moledo** müssen sich die Schiffe eine Meile vom Ufer entfernt halten, und wenn sie anlanden wollen, einen sehr gefährlichen Sandbank nicht scheuen. Die Geschäfte werden auf einem sehr angenehmen Berge gemacht, dessen Zugang aber beschwerlich ist. Die Sklaven sind daselbst zahlreicher und besser als auf dem übrigen Theile der Küste.

Der Meerbusen Gabinde ist sicher und bequem. Das Meer ist dort ruhig genug, um die Schiffe im Nothfall zu kalfatern. Man ankert nahe bey den Häusern, und die Handlungsgeschäfte werden 150 Schritte vom Ufer gemacht.

Man sagte ehemals, und izt noch, daß das Clima in diesen drey Häven, besonders zu Loango, tödtlich wäre. Die Ursache davon ist leicht zu entdecken, und vielleicht könnte man sie mit glücklichem Erfolge heben. Was Herr Abbe Raynal hierüber sagt, will ich hier mittheilen.

Das Gras, welches auf der Küste wächst, ist gemeiniglich 4 oder 5 Schuh hoch. Die Nacht durch fällt ein starker Thau darauf. Die Europäer, welche Morgens frühe über diese Wiesen gehen, bekommen heftige Bauchschmerzen, die leicht tödtlich werden, wenn man nicht mit Brandtwein die natürliche Wärme wieder in den Eingeweiden herstellt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach durch den in den Körper dringenden Thau erfroren sind. Könnte man daher nicht dieser Gefahr entgehen, wenn man sich so lange von den Pflanzen entfernte, bis die Sonne den Gift, der auf ihren Stengeln sitzt, zernichtet hätte?

In diesen Gegenden ist das Meer sehr ungesund. Sein Wasser ist gelblicht und oben schwimmt ein Wallfisch=Oel, welches die Luftlöcher der Haut zuschließt, und das Athemholen der Taucher stocken macht.

Wahrscheinlich ist dieß die Ursache der hitzigen Fieber, welche so viele Matrosen wegraffen. Um diese zerstörenden Krankheiten zu vermeiden, sollte man den Eingebohrnen des Landes alle die Arbeiten aufladen, welche man, ohne ins Wasser zu gehen, nicht verrichten kann.

Am Tage ist die Hitze in dieser Gegend unerträglich; die Nächte sind kühl und feucht: diese Abwechslung ist schädlich. Man könnte sich aber vor ihren Folgen hüten, wenn man die Schlafzimmer einheizte. Diese Vorsicht würde keinen allzustarken Uebergang von der Tageshitze zur Kühle der Nacht fühlen lassen, und der Mensch schliefe in der gehörigen Mäßigung der Luft, weil er sich doch im Schlafe nicht nach dem Steigen der Kälte bedecken kann.

Die Langeweile und die Geschäftlosigkeit tödten viele Matrosen, welche gewöhnlich 4 bis 5 Monate mit ihren Schiffen an der Küste aufgehalten werden. Man könnte sie dieser doppelten und peinlichen Last entheben, wenn ein Drittel derselben beständig und abwechselnd auf dem Lande seyn müßte. Die nicht allzuharte Arbeit, welche man ganz unnützer Weise von den Negern verrichten läßt, würde sie beschäftigen, ohne sie abzumatten.

Vom Seehaven Gabinde bis an den Zaire giebts nicht ein einziges anlandbares Ufer. Nahe

bey diesem Flusse ist ein anderer, Ambriz genannt, in welchen einige kleine Schiffe so gar aus Europa einfahren. Einige größere Schiffe, welche sich zu Loango, Molembo und Gabinde aufhalten, schicken auch oft kleine Schiffe hin, um Schwarze einzukaufen, und nicht zu lange an der Küste verweilen zu müssen. Aber die Seefahrer, welche daselbst Niederlassungen haben, leiden nicht immer diese fremden Nebenbuhler. Alle diese Beschwerlichkeiten hat man zu Mossula nicht zu befürchten, denn hier ist das Meer für große Schiffe nicht schiffbar. Die Franzosen, Engländer und Holländer, welche in den wichtigen Haven handeln, schicken ohne Hindernis ihre Schaluppen dahin; und selten kommen diese zurück, ohne einige sehr wohlfeil gekaufte Sklaven mitzubringen, die man auf den grösten Märkten nicht um denselben Preis erhält.

Bey Mossula, fangen die portugiesischen Besitzungen an, welche sich auf der Küste vom achten bis an den achtzehnten Grad östlicher Breite ausdehnen. Der Negernhandel ist in diesem großen Bezirke ziemlich ansehnlich; aber bis izt haben die europäischen Seefahrer dem Eigenthum der Portugiesen nicht zu nahe kommen wollen; und obschon die portugiesischen Truppen auf dieser Küste nicht gar zahlreich sind, so behielten sie doch bisher einen ausschließlichen Negernhandel.

Die Seefahrer bezahlen diese Unglücklichen nicht mit Geld, sondern mit unsern Produkten und Waaren. Außer den Portugiesen, beobachten alle Nationen den nemlichen Werth in ihren Bezahlungen. Sie bestehen in Säbeln, Gewehren, Pulver, Eisen, Brandtwein, kleinen Waaren, Teppichen, Glas-Waaren, Wollentüchern, und besonders ostindischen Tüchern, oder solchen, die man in Europa verfertigt, und nach ihren Mustern bemahlt. Die Völker auf der nördlichen Seite der Linie haben weiße Muscheln, die wir ihnen aus den maldivischen Inseln bringen, als eine Münze in ihrem Lande aufgenommen. Auf der südlichen Seite der Linie ist für den europäischen Handel dieser Tausch nicht so gebräuchlich. Man macht daselbst ein kleines Stückchen Stroh-Tuch, 18 Zoll lang und 12 Zoll breit, welches den Werth von 5 französischen Sous vorstellt.

Charakter, Sitten und Neigungen der Negern-Sklaven, welche man aus Afrika in unsere Pflanzstädte bringt.

Alle Negern, welche der Handel jährlich von der westlichen Küste Afrika's erhält, haben freylich weder den nemlichen Charakter, Neigungen, Stärke, noch Muth. Die Negern aus

Guinea, zum Beyspiel, haben einen mit ihrer Nation, ihren Bedürfnissen und ihrem Handel abgemessenen Charakter; aber in Amerika nehmen sie einen allgemeinen Charakter an, welcher sie zu hitzigen, leidenschaftlichen, furchtsamen und leidenden Menschen, kurz zur Sklaverei umschafft. Die Negern, welche an den Ufern des Senegals gebohren werden, sind groß und wohlgebaut, gute Pferdbezwinger, und voller Muth in der Gefahr; aber zum Ackerbau, wie man behauptet, haben sie gar keine Geschicklichkeit. Ihre arbeitsamen nnd das Sitzen liebende Weiber sind zu häuslichen Arbeiten sehr brauchbar.

Die Negern von Congo sind unterwürfig, geschickt, vernünftig und lenksam. Mit besonders schneller Fassungskraft lernen sie in kurzer Zeit alle Handwerker, die man ihnen zu zeigen für nöthig hält. Sie bauen mit vielem Erfolge die Erde; aber der Geist der Freyheit glüht so sehr in ihren Adern, daß sie ihre Ketten abschütteln, so bald sie mit ihren Herren unzufrieden sind. Um sie davon auf die untrüglichste Art zurückzuhalten, muß man ihnen Weiber geben, sie zur Viehzucht aufmuntern, und ihren Ehrgeiz durch die Hoffnung auf eine baldige Freyheit reizen.

Die Negern von der Goldküste sind starkknochigt. Geist, Geschicklichkeit und Ehrbarkeit man-

gelt ihnen nicht; und mit dem Gefühle der Menschlichkeit sind sie bekannt. Im Nacheifer, den sie in ihren Arbeiten zeigen, übertreffen sie alle andere Sklaven. Sie sind von einer natürlich muntern und zur Freude gestimmten Gemüthsart. Sie unterwerfen sich ihren Herren willig, aber selten hängen sie ihnen mit Treue an. Alle Arbeiten sind ihnen anständig; sie sind ohne Unterschied Handwerker oder Ackersleute. Einige Vorurtheile, die sie noch haben, beweisen so ziemlich die Schwäche ihres Geistes und die Unwissenheit der Nation, zu der sie gehören. Der einzige Trost dieser Unglücklichen, welche dem Loose fluchen, das sie in ein fremdes Land als Sklaven gebracht, besteht in der Ueberzeugung, daß sie nach ihrem Tode wieder in ihr Vaterland zurückkommen. Die meisten aber glauben, sie hätten sich selbsten in ihren so erbarmenswürdigen, und erniedrigenden Zustand gestürzt.

Obschon alle Nationen, welche nach Afrika handeln, auf die nemliche Art für die Erhaltung ihrer Sklaven auf den Ueberfahrten interessirt sind, so tragen sie doch nicht alle gleiche Sorgfalt zu ihnen. In der Nahrung der Bohnen, mit wenigem Reis vermischt kommen sie alle miteinander überein, aber nicht in der übrigen Behandlung. Die Engländer, Holländer, Dänen fesseln ihre Sklaven oft auch die Sklavinnen mit vieler

Härte. Ihre schwache Schiffsmannschaft nöthigt sie dazu; die Franzosen aber, welche einen größern Theil ausmachen, schenken ihnen mehrere Freyheiten; sie lösen ihnen die Bande gleich den dritten oder vierten Tag nach der Abreise. Die einen und die andern, besonders die Engländer, verlassen sich zu viel auf den Umgang ihrer Matrosen mit den Gefangenen. Durch diese Unordnung kömmt beynahe der dritte Theil von denen um, welche jährlich auf der Fahrt von Guinea sterben. Nur allein der Portugiese ist, während der Reise mit seinen Sklaven, vor allen diesen Unruhen und Beschwerlichkeiten gesichert. Dieser Vortheil quillt daher, weil er die Vorsicht hat, solche Schiffe nur mit befreyten Negern zu versehen. Die Sklaven, welche durch den Umgang die Lage ihrer Mitbrüder erfahren, lernen sich dadurch einen günstigen Begrif von der Bestimmung bilden, die sie erwartet. Durch ihre Friedsamkeit erwerben sich beyde Geschlechter die Freyheit bey einander zu wohnen, welche in andern Schiffen die fürchterlichsten Folgen hätte.

Der Verkauf der Sklaven in Amerika ist hievon sehr verschieden. Der Engländer, welcher ohne Unterschied alles auf dem allgemeinen Markte aufkauft, was feilgeboten wird, verhandelt seine Ladung auf gleiche Weise ins Große; ein einziger Kaufmann nimmt sie ganz an sich. Die sich

mit dem Ackerbau abgeben, kaufen nur einzelne Sklaven. Die unbrauchbaren schicken sie in fremde Colonien, entweder mit oder ohne Erlaubnis. Hiezu ist man mehr wegen des guten Handels der Negern geneigt, als man durch seine schlechte Verfassung davon abgehalten wird, und dieser Handel wird fortgesezt, so mittelmäßig oft der Gewinn ist, den man daraus zieht.

Nichts ist schrecklicher als der Zustand der Schwarzen im ganzen amerikanischen Archipelagus. Man drückt ihm heutiges Tages gar ein solches unauslöschliches Siegel der Sklaverei auf, daß man den Sklaven mit einem glühenden Eisen auf die Aerme oder Brüste den Namen oder das Zeichen ihres Herrn aufbrennt. Eine enge, ungesunde und unbequeme Hütte dient den Armen zur Wohnung. Ihre Bette sind Flechten, die mehr zur Ermüdung als zur Ruhe des Körpers gemacht sind. Einige irdene Töpfe, und hölzerne Schüsseln sind ihr ganzes Hausgeräthe; das grobe Tuch, welches nicht einmal die ganze Blöße seines Körpers bedeckt, beschützt den Sklaven weder vor der unerträglichen Hitze des Tags, noch vor der gefährlichen Kälte der Nacht. Die geringen Portionen von Maniok, gesalzenem Rindfleisch, Stockfischen, Obst und Wurzeln unterhalten kaum sein Leben. Aller Menschenfreuden beraubt, zu einer unabläßigen Arbeit verdammt, in einem brennen-

den Clima von der Peitsche eines oft grausamen, barbarischen Aufsehers immer zerfezt, der sie beständig in Thätigkeit erhält, dieses ist ihr Schicksal.

Der Zustand dieser Unglücklichen, welcher zwar jedem Menschen-Herzen Thränen auspreßt, ist nicht in allen Colonien so entsetzlich. Die Reichen unter denselben geben ihnen meistens ein Stückchen Erde, in der sie sich ihre Bedürfnisse selbst pflanzen müssen. Man erlaubt ihnen einen Theil des Sonntages, oder die kurzen Augenblicke, die sie an den übrigen Tagen, von ihrer bestimmten Zeit zum Speisen, sich abbrechen, zu Besorgung ihrer Aecker. In den kleinen Inseln verschafft der Colonist seinen Sklaven selbst die Nahrung, die meistens über das Meer hergebracht wird. Die Unwissenheit, der Geiz oder die Armuth haben in einigen andern ein Mittel zum Unterhalt der Sklaven eingeführt, welche sowohl den Menschen selbst als auch ihrer Cultur sehr nachtheilig ist. Man erlaubt ihnen den Sonnabend oder einen andern Tag zu Erwerbung ihrer Nahrung durch Arbeiten oder Plünderung in benachbarten Wohnungen, anzuwenden, wovon sie alsdann die übrigen Tage in der Woche leben müssen.

Jede europäische Nation hat ihre besondere Art die Sklaven zu behandlen, welche aber keine Aehnlichkeit mit lezterer hat, die nur der lokalen

Lage der Besitzungen in den amerikanischen Inseln eigen ist. Der Spanier macht sie zu Gesellschaftern seiner Faulheit, der Portugiese braucht sie als Werkzeuge zu seinen Ausschweifungen, und der Holländer zu Opfern seines Geizes. Der Engländer hält sie für blos physische Geschöpfe, die man nicht ohne Noth zernichten muß; aber niemalen läßt er sich zu einer Gemeinschaft mit ihnen herab, niemals lächelt er sie nur an, nie spricht er mit ihnen, als im befehlenden Tone eines Despoten. Man sollte glauben, er befürchte, der Sklave möchte auf die Spur kommen, daß die Natur zwischen ihm und seinen Herrn eine gewisse Aehnlichkeit gelegt habe. Daher ist der Engländer auch gehaßt und verflucht von seinen Sklaven. Der Franzos, welcher weniger stolz, und nicht so verachtend ist, erlaubt den Afrikanern eine gewisse Art sich zu betragen, wodurch bey diesen Unglücklichen die Ehre sich als vernünftige Geschöpfe behandelt zu sehen gereizt wird, und sie vergessen macht, daß sie einen Herrn haben, der sich durch sie bereichert, oft sie mit übermäßigen Arbeiten belastet, und sie einer genugsamen Nahrung ermangeln läßt.

Die Negern sind nicht, wie mans in Amerika fälschlich sagt, der Vernunft und der Tugend beraubt. Diese häßliche Beschuldigung, welche einen großen Theil des menschlichen Geschlechts

entehrt, ist durch Thatsachen widerlegt. Diese bedaurenswürdigen Glieder der menschlichen Gesellschaft, sagt ein sehr verständiger Schriftsteller, der uns vortrefliche Bemerkungen über die Insel St. Domingo geliefert hat, sind von Natur gut und sehr lenksam. Sie arbeiten gern, wenn sie nur nicht durch eine allzuschwere Last der Ketten, die sie niederbeugt, muthlos gemacht werden. Keine Menschen-Art hat mehr Verstand; er entwickelt sich so gar vor ihrer Civilisirung, weil sie ganz den guten Willen besitzen, der Kraft und die gehörige Lust zum Arbeiten zugleich einflößt.

Wenn man anhaltende und schwere Arbeiten von ihnen fodert, so darf man sie nur menschlich behandeln und allmählig an eine genaue Ordnung gewöhnen; niemals muß man ihnen die Zeit abkürzen, die der Gebrauch zu ihrer Ruhe und Vermehrung ihres Gütchens bestimmt hat; verschafft ihnen Pflege in Krankheiten; und thut alles, was ihr könnt sie glücklich zu machen; diesen Zweck kann man um so viel leichter bey ihnen erreichen, da ihre Begierden sehr begrenzt sind.

Die Negern haben nicht den grausamen Charakter, den man ihnen aus Unwissenheit und Furcht zugeeignet hat. Niemals haben sie eine mörderische Hand an ihre Herren gelegt; und wenn sie je zu Zeiten sich des Gifts bedienen,

so haben sie diesen Gebrauch von uns, ja von uns gelernt. Die meisten Weißen in unsern Colonien zittern immer vor Furcht und Schrecken, weil sie beynahe alle fühlen, wie viele Bewegründe die Sklaven haben sie zu hassen, und darinn lassen sie sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren. Der wohlthätige Herr wird niemalen nur Furcht ahnden, denn alle seine Sklaven sind überhäuft von seiner Güte, und betrachten sich als seine Kinder, oder Freunde.

Wenn die Negern so boshaft wären, wie man vorgiebt, so könnte ein einziger Mann nicht ein ganzes hundert Sklaven mitten in einem Walde, oder auf dem Gipfel eines entlegenen Berges regieren, wie dieß doch seit 2 und 3 Jahrhunderten geschieht. Der Herr lebt sicher mitten unter seinen Sklaven, und in seiner Werkstätte. Selten gaben sie ihm Gelegenheit zu bereuen, daß er ihnen Waffen in die Hände gab.

Die Tugenden der Wohlthätigkeit und Großmuth sind den amerikanischen Sklaven mehr eigen als ihren Tyrannen. Wie oft hat man nicht die Sorgfalt bewundert, die sie in den Krankheiten ihrer Herren zeigen, um ihnen die Schmerzen zu lindern. Die Herren in Domingo verlassen sich in ihren Krankheiten mehr auf ihre Sklaven, als auf die andern Bedienten, die sie umgeben. In solchen Fällen genießen sie alles

Zu-

Zutrauen von ihren Herren. Oft arbeitet eine einzige Negerin für die Nahrung ihres Herrn, und wenn sie auch Tage und Nächte damit zubringen sollte, so läßt ihn diese großmüthige Unglückliche doch an nichts mangeln. Wir wollen hier nach dem Verfasser der **philosophischen Geschichte beyder Indien** eine Geschichte mittheilen, welche ein lebendes Gemälde des edeln und großmüthigen Herzens ist, das in einem dieser unglücklichen Opfer unserer mörderischen Begierden schlug.

" Ein Colonist aus St. Domingo hatte einen vertrauten Sklaven, dem er immer mit der Hoffnung einer nahen Freyheit schmeichelte, und sie ihm doch nie gewährte. Je mehr dieser unglückliche Liebling sich bemühte seinem Herrn nützlich zu werden, je enger und vester wurden seine Fesseln, weil er sich immer nothwendiger machte. Doch verließ ihn die Hoffnung nicht; aber er entschloß sich seinen erwünschten Endzweck auf einem andern Wege zu suchen. „

„ In einigen Quartieren der Insel müssen die Negern selbst für ihre Kleidung und Nahrung sorgen. Damit sie nun diese Bedürfnisse sich anschaffen können, giebt man ihnen ein Stückchen Erde nnd 2 Stunden des Tags es anzubauen. Die Thätigsten und Verständigsten unter ihnen sind aber nicht damit zufrieden, nur ihren Unterhalt

daraus zu ziehen; sondern bemühen sich etwas überflüssiges zu erhalten, wodurch sie sich einen kleinen Reichthum sammeln. „

Ludwig des Rouleaux, den seine Projekte zu einem sparsamen und sehr fleißigen Manne bildeten, hatte sich in kurzer Zeit eine Summe erworben, die er nicht einmal ganz brauchte, um sich auszukaufen. Er bot sie seinem Herrn mit Freuden an, um sich endlich die Unabhängigkeit zu verschaffen, die man ihm so oft versprach. Ich habe schon zu viel mit dem Blute meiner Mitmenschen gehandelt, erwiederte ihm sein Herr in einem gedemüthigten Tone, sey frey, du hast mich wieder zu einem Menschen gemacht.

Gleich darauf verkaufte dieser Herr, dessen Herz mehr in der Irre als im Verderben war, seine Wohnung und Güter, und schiffte nach Frankreich ein. „

„ Um in seine Provinz zu kommen, mußte er durch Paris reisen. Hier wollte er nicht lange verweilen, aber die mannigfaltigen Freuden, die ihm diese kostbare verführerische Stadt darbot, behielten ihn so lange in derselben, bis er auf eine unsinnige Art alle seine Reichthümer, die er sich mit vieler Mühe und Glück erworben, verpraßt hatte. In voller Verzweiflung hielt ers für weniger erniedrigend, in Amerika bey denen,

die ihm ihr Glück verdanken, Dienste anzunehmen, als in Europa von denen, die ihm sein Unglück gruben, Hilfe zu erbetteln.

„ Seine Ankunft in Cap Français erregte ein allgemeines Erstaunen. Und so bald sein Zustand bekannt wurde, entfernte sich alles von ihm. Alle Häuser wurden ihm verschlossen. Kein Herz wollte sich ihm zum Mitleiden aufschließen. Die Vorwürfe, welche die Armuth und besonders verdiente Armuth begleiten, trübten seine Tage, die er im Dunkeln, vor jedem Auge verborgen zubringen mußte. In dieser Verwirrung sah er Ludwigen zu seinen Füßen „ Würdigen Sie mich, sagte dieser „ tugendhafte Freygelassene, würdigen Sie Ihren „ Sklaven, sein Haus mit ihm zu theilen; man „ wird Sie bedienen, Ihnen allen Gehorsam „ leisten, und Sie lieben. „ Da er aber sahe, daß die Achtung, die man Unglücklichen, und die Verehrung, die man Wohlthätern schuldig ist, seinen alten Herrn nicht glücklich machten, so nöthigte er ihn nach Frankreich zurück zu kehren. „ Mein Dank soll Sie auch dahin ver„ folgen, sagte er, und umfaßte seine Knie. „ Hier ist ein Vertrag von 1500 Livres jährlicher „ Einkünfte, die ich Sie beschwöre anzunehmen. „ Dieser neue Beweis Ihrer Güte soll meine „ Tage mit Trost erfüllen. „

„ Das Jahrgehalt wurde von dieser Zeit an vorausbezahlt. Einige andere Beweise von Erkenntlichkeit begleiteten ihn von St. Domingo bis nach Frankreich. Beyde, der Wohlthäter und der seine Gutthaten genoß, lebten noch im Jahre 1774. Möchten doch beyde unserm stolzen, undankbaren und verdorbenen Jahrhundert zu einem immerwährenden Muster dienen! „

Oft hat man die Treue der Negern auf Proben gestellt; und selten haben sie das Vertrauen ihrer Herren misbraucht. Es ist Sitte in den französischen Colonien, daß die Sklaven, welche Geschicklichkeiten besitzen, ihre Zeit nach ihrer Willkühr benutzen können, wofür sie aber monatlich ihren Herren eine gewisse Summe auszahlen müssen. Am Cap Français giebts deren, die monatlich bis 40 Piaster bezahlen; so weit dehnt sich die Gutherzigkeit dieser Leute aus, daß sie nichts für ihren persönlichen Nutzen ihren Herren entziehen wollen; sie berauben sich daher alles Erworbenen, um die gefoderte Summe damit zu ergänzen. Die Negern sind von Natur zärtlich und leicht reizbar. Sie lieben den Tanz und die lermenden Freuden. Die Musik hat für sie einen unaussprechlichen Reiz. Ihre Gesänge sind zwar nicht melodisch, aber zum Erstaunen künstlich und abgemessen. Man hört sie, besonders in Domingo, truppenweise mit

einander singen und den Schluß wiederholen; während diesem Gesange bauen sie die Erde, ohne daß ein falscher oder zu geschwinder Ton die Harmonie nur im geringsten störe. Die größten Gefahren, der Tod selbst erschreckt die Negern nicht. Sie haben einen Muth, eine Seelen-Größe und Geduld, die man gewöhnlich nicht bey Menschen antrift, die der Sklaverei unterjocht sind. Sie scheinen gegen die fürchterlichsten Quaalen unempfindlich, und oft entschließen sie sich doch aus einem geringen Beweggrunde zum Selbstmorde.

Die Verordnung vom Jahr 1685, welche unter dem Namen des schwarzen Gesezbuchs bekannt ist, bestimmt die Strafen, die ein Herr seinen Sklaven anthun kann. Dieses Gesetzbuch, welches in vielen Punkten mit Weisheit verfaßt ist, wird nur so weit in unsern Colonien befolgt, als es das Interesse der Colonisten erlaubt. Die Mäßigung, welche es den Herren gegen ihre Sklaven befiehlt, wird selten beobachtet. Die Religion und die Menschlichkeit werden immer durch das grausame Schicksal der armen Sklaven empört, welche täglich in den Fesseln oder unter der Peitsche sterben. Oft, sagt ein Schriftsteller, dessen Werk vor die Augen des französischen Ministeriums kam, tödtet, erstikt, oder verbrennt man sie, ohne weitere Ceremonie. Alle diese

Grausamkeiten bleiben immer ungestraft; und die barbarischen Thäter dieser Handlungen sind entflohene Böswichter, oder Leute, die vom schlechtsten Herkommen aus Europa sind. Die geringsten unter ihnen sind auch die grausamsten.

Zu St. Domingo, sezt dieser verständige Schriftsteller hinzu, mishandelt jeder Weiße die Schwarzen; ihr Zustand ist der, daß sie Sklaven von ihren Herren und vom Publikum sind. Wenn ein Herr einem Sklaven Unrecht thut, so haben die Richter die Gewohnheit, den Thäter so zu strafen, daß sie den Werth des Sklaven um die Hälfte herabsetzen. Die Verordnung vom Jahr 1685 verbietet den Herren ihre Negerinnen zu ihren Lüsten zu brauchen, worauf eine Geldstrafe von 3000 Livres, und der Verlust der Sklavin zum Nutzen der Krone gesezt ist; aber dieses Verbot wurde bis izt öffentlich verachtet; und die meisten Herren lassen ihre Gewalt so sehr über diese Unglücklichen herrschen, daß sie auch sklavisch ihre wollüstigen Begierden sättigen müssen.

Zu den quälenden Martern der Sklaverey, welche in unsern Colonien unzähligen Schwarzen das Grab graben, gehören auch noch die öftern Krankheiten, denen sie in Amerika unterworfen sind. Zwo davon sind ihnen eigen, diese sind die venerische Krankheit und das Magenweh. Die Zunge wird weiß, ein unüberwindlicher Schlaf

überfällt sie; sie werden matt und unfähig zur geringsten Bewegung. Die ganze Maschine des Körpers ist zerrüttet und in Zerstörung. In diesem Zustande ist man so muthlos, daß man sich lieber zum Tode, als zum Gehen bewegen ließ. Ein Eckel an aller süßen und gesunden Nahrung ist von einer Leidenschaft für alles Gewürzte und Gesalzene begleitet. Die Beine schwellen, auf der Brust wirds dem Kranken eng; wenige genesen, die meisten erstiken, nach vielen Schmerzen, die sie etliche Monate durch leiden.

Die venerische Krankheit, welche die zweyte der Negern ist, und ihnen aus Afrika nach Amerika folgt, erben sie durch die Geburt, oder durch Mittheilung eines andern. Sie ist bey beyden Geschlechtern sehr gemein. Man ist damit in allen Altern behaftet, besonders aber in der Kindheit und in der Jugend. Die Greisen haben selten Kraft genug, um die starken und langdaurenden Curen auszuhalten, die man bey dieser Krankheit anwenden muß.

Man zählt vier Arten von venerischen Krankheiten, die mit größern oder kleinern Bubonen, die pockenartige, die linsenartige, und die gefährlichste von allen, die rothe.

Die venerische Krankheit greift alle Theile des Körpers an, besonders aber das Gesicht. Ihre Merkmale sind die rothen Flecken, welche wie

wie Himbeeren gekörnt aussehen. Diese Flecken werden häßliche Geschwüre, und die Krankheit endigt sich damit, daß sie die Gebeine anfrißt. Ueberhaupt ist wenig Empfindung dabey.

Selten haben die Venerischen das Fieber. Sie essen und trinken wie gewöhnlich; aber jede Bewegung ist ihnen schmerzlich, ohne welche sie doch nicht geheilt werden können.]

Der Ausbruch der Krankheit dauert etwa drey Monate. Während dieser langen Zeit werden die Kranken mit Giromons und Reis genährt, welcher ohne Fett oder Butter muß gekocht seyn; das Getränke besteht in dem Wasser, worinn man diese beyden Pflanzen gekocht hat. Sonst muß der Kranke sich sehr warm halten, und sich alle Bewegungen verschaffen, welche die Ausdünstung befördern.

Endlich wenn es die Umstände erlauben, wird der Kranke durch Arzneien gereinigt, gebadet, und muß Quecksilber einnehmen, womit er auch außerlich so gerieben wird, daß dadurch eine leichte Speichel-Kur entsteht. Dieses Heilmittel, welches das einzige ist, wird noch von Tisannen begleitet, die aus Pflanzen und Schweiß erregenden Hölzern gemacht werden. Man muß diese Tisannen noch trinken, wenn man die ganze Kur schon geendigt hat. Die Geschwüre, aus welchen während der Behandlung Eiter floß, sind oft aus

Ende der Krankheit noch offen. Man heilt sie mit rothem Präcipitat und einem Verdauungsmittel.

Die Negern haben eine besondere Methode ihre Blattern auszutröcknen. Sie legen das Schwarze von einem Kessel darauf, das sie zuvor in Limonen= oder Citronensaft eingetaucht haben.

Alle Negern, welche aus Guinea oder aus den Inseln sind, Männer und Weiber haben einmal in ihrem Leben die venerische Krankheit. Sie ist eine Unreinigkeit, die bey jedem ausschlagen muß: aber man hat kein Beyspiel, daß ein einziger unter ihnen mit dieser Krankheit zum zweytenmale behaftet wurde, wenn er das erstemal vollkommen davon geheilt worden. Die Europäer leiden selten oder gar niemalen an dieser Krankheit, ob sie schon beynahe täglichen Umgang mit den Negerinnen pflegen. Diese säugen so gar die weissen Kinder, und theilen ihnen doch die venerische Krankheir nicht mit.

Ende des dritten Theils.

Philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika.

Vierter Theil.

Besitzungen der europäischen Mächte in Afrika.

Französische Besitzungen in Afrika.

Die Spanier und Portugiesen zanken sich ohne Grund um die Ehre der Entdeckung der Küsten des westlichen Afrika. Kaufleute von Rouen und Dieppe haben viele Jahre vor diesen Völkern diese reiche Gegend schon durchreist. Vom Jahr 1364 an hatten sie ein Comtoir zu Rufiske errichtet, welches 3 Meilen von Gorea liegt, und durch ihren Fleiß machten sie den Handel so thätig, als es die damaligen Zeiten erlaubten. Die

Dieppner waren die ersten, welche diese große Ueberfahrt unternahmen. Im Jahr 1365 verbanden sie sich mit mehrern Kaufleuten von Rouen. Gleich das folgende Jahr darauf hatte diese, für die damaligen barbarischen Zeiten, in ihrer Art einzige Gesellschaft eine gewisse Anzal Schiffe ausgerüstet, ihren Handel längs der Küste hin verbreitet, und in gewissen Entfernungen Comtoirs gebaut, welche ihre Faktoren und ihre Waaren in Sicherheit erhielten. Nachdem sie ihre Besitzungen am Senegal, zu Rufiske und am Gambon erweitert hatten, so errichteten sie neue am Flusse Sierra-Liona, und auf der Küste Malaquette. Eines dieser Comtoirs nahm den Namen Petit-Paris [das kleine Paris] und das andere Petit-Dieppe [das kleine Dieppe] an. Im J. 1382 baute die Gesellschaft die Vestung Mine-D'or auf der Küste von Guinea; sie fieng bereits an sich zu bereichern, und ihre Besitzungen wurden sehr ansehnlich; aber bürgerliche Kriege hemmten auf einmal ihre Unternehmuugen. Im J. 1392 wurde sie fast gänzlich zerstört; und von dieser Zeit an war ihr Handel immer sehr schwach. Sie verlor nach und nach ihre Veste und Besitzungen. Endlich wurde sie so herabgebracht, daß sie nur noch in ihrem Comtoir am Senegal bestand, welches sie bis ins Jahr 1664 erhielt, wo sie es der neuen Gesellschaft verkaufen mußte, die

damalen unter dem Titel der ostindischen Gesellschaft mit einer ausschließlichen Handlungsfreyheit vom Cap Blank, bis an das Vorgebirg der guten Hoffnung ihren Anfang nahm.

Französische Besitzungen an der westlichen Küste von Afrika.

Seit mehrern Jahrhunderten grenzen die Besitzungen der Franzosen auf dieser Küste einerseits an das Cap Blank, welches im 30ten Grad 30 Minuten nördlicher Breite liegt, auf der andern Seite an den Fluß Sierra = Liona, dessen Mündung unter dem 7ten und einem halben Grad der nemlichen Breite liegt. Diese Grenzen, welche durch die Friedens = Präliminarien zwischen England und Frankreich den 20ten Jänner scheinen vollends genau bezeichnet und bestätigt worden zu seyn, wurden durch einen Befehl vom hohen Rath den 6ten Jänner 1685 vestgesetzt. Die Ausdehnung dieses Landes enthält etwa 250 Meilen, ohne die Vorgebirge, großen und kleinen Meerbusen, welche die Wellen des Meers an der Küste verursacht haben.

Arguin und Portendic. Die französische Nation hat zu verschiedenen Zeiten Comtoirs und Vestungen auf mehrern Theilen dieser Küste

errichtet. Die ersten, welche sich dem Seefahrer darbieten, und und deren Besitz sie sich ohne Zweifel wieder bemächtigen wird, sind Arguin und Portendic. Die Insel Arguin, welche hinten an einem Meerbusen gleiches Namens liegt, ist 16 oder 18 Stund vom Cap Blank entfernt. Ein Kanal, der ungefähr eine Meile lang ist, trennt sie vom vesten Lande. Sie liegt unter dem 20ten Grad 30 Minuten nördlicher Breite und unter dem 360ten Grad der Länge. Die ganze Länge der Insel beträgt anderthalb Meilen, und ihre Breite nur eine Meile. Auf der westlichen Seite sind zwo andere Inseln, welche unfruchtbar, ohne Holz, ungefähr eine Meile lang und eine Drittels=Meile breit sind.

Der Insel Arguin kann man sich auf allen Seiten mit Schaluppen nähern; aber das südliche Eck ist am zugangbarsten. Die Schiffe, welche nur 10 bis 12 Schuh tief gehen, können bis auf einen Flintenschuß herannahen; und hier sieht man den Kanal, der die Insel vom vesten Lande absondert, indem eine Fregatte von 20 Kanonen sicher fahren, und von der Vestung beschützt, ankern kann.

Die Vestung Arguin liegt auf den Spitzen eines steilen Felsen, welcher die nordwestliche Seite der Insel sehr verunstaltet. Sie hat 400 Klafter im Umkreise. Ihre Mauren, welche von Back-

steinen gebaut, sind 4 Schuh dick, und 35 hoch. Auf jeder der beyden Seiten, welche auf das Meer sehen, steht ein Thurm, der dnrch einen um die ganze Vestung sich ziehenden Wall bevestigt ist.

Die Portugiesen entdeckten Arguin im J. 1444. Das folgende Jahr legte Alphonsus V. den Grund zu einer Vestung, welche erst im J. 1482 unter seinem Nachfolger Johann II. fertig wurde. Sie besaßen die Vestung, und trieben den Handel in den umliegenden Gegenden bis ins Jahr 1617, wo die Hollander, welche die damalige Schwäche der Portugiesen benutzten, sich derselben bemächtigten, ohne einen einzigen Tropfen Bluts zu vergießen. Sobald diese Nation diesen Platz unter sich gebracht hatte, so ließ sie ihn mit ordentlichen Vestungswerkern versehen, und that alles, sich den Besitz desselben ganz zu sichern. Der Handel der Republikaner fieng schon an sich in weit umliegende Gegenden zu verbreiten; aber die Engländer endigten auf einmal ihre Unternehmungen, und vertrieben sie im J. 1665. Doch das Jahr darauf wurden sie von den Holländern belagert, und weil sie sich gar nicht darauf versehen oder in einen Vertheidigungs-Zustand gesetzt hatten, überwunden, worauf die Holländer wieder ihren vorigen Besitz einnahmen, und sich darinn bis ins J. 1678 erhielten. Da aber die Franzosen sahen,

daß ein so fleißiger Nachbar ihrem Gummihandel schaden könnte, so begaben sie sich nach Arguin, und bemächtigten sich dessen. Der Nimweger Friede, welcher im nemlichen Jahre geschlossen wurde, bestätigte den leztern diesen Platz, dessen Vestungswerker mußten geschleift werden.

Gerade zu dieser Zeit war Friedrich Wilhelm, dieser große Churfürst von Brandenburg, in der grösten Thätigkeit, das Wohl seiner Staaten durch Industrie zu befördern, welches bis dahin durch immerwährende Kriege zerstört wurde. Einige Handelsleute aus den vereinigten Niederlanden, welche über das Monopol, das sie vom westlichen Handel in Afrika ausschloß, unzufrieden waren, riethen ihm in dieser Gegend einige Vestungen zu bauen, und daselbst Sklaven einkaufen zu lassen, welche man mit vielem Vortheile in Amerika verkaufen könnte. Dieser Vorschlag wurde gebilligt; und die Gesellschaft, welche zu seiner Ausführung errichtet wurde, verschaffte sich drey Besitzungen auf der Goldküste, und drey Jahre hernach auch eine auf der Insel Arguin. Diese Gesellschaft wurde aber durch Hindernisse der wettstreitenden Nationen, durch Untreue oder Unerfahrenheit ihrer Agenten und Bestehlungen der Seeräuber ganz zernichtet. Da also nichts mehr als der Name davon übrig blieb, so verkaufte der König im J. 1717 das Eigenthum, welches

seit langer Zeit ungenutzt lag, an die holländische Gesellschaft. Die Holländer hatten Arguin selbst nicht in Besitz genommen, bis die Franzosen auf Befehl des Hofs einen Angrif unternahmen, der ihnen auch zur Einnahme gelang. Dann erst steckten sie daselbst wieder ihre Flagge auf, welches aber nur bis ins Jahr 1724 dauerte, wo sie dieselbe wieder herabnehmen mußten.

Von dieser Zeit an bis ins Jahr 1763 wurde Frankreich in seinen Besitzungen nicht gestört. Das brittische Ministerium wollte, daß man ihm den Senegal überliesse, und foderte bald darauf, daß auch diese Besitzungen davon abhängen sollten. Die damalige Lage der Franzosen erlaubte ihnen nicht, daß sie sich diesen unmäßigen Foderungen widersetzten; aber die Friedenspräliminarien vom 20 Jänner 1783 haben diese Sachen wieder in ihren vorigen Zustand versetzt; und wir hoffen, daß die Franzosen von izt an diese Vestungen Arguin und Portendic werden in ihrer Gewalt erhalten, und daselbst den Gummi-Handel mit eben dem Vortheile treiben, als es vor dem Versailler Frieden geschah.

Die Vestung Portendic liegt auf der Küste, 80 Meilen vom Flusse Senegal. Etwa 500 Klafter von der Vestung ist ein von Mauren bewohntes Dorf, das in einer morastigen Tiefe liegt. Auf der östlichen Seite der Vestung ist ein anders Dorf

in

in der Entfernung von 200 Klaftern, dessen Einwohner gleichfalls Mauren sind. Beyde enthalten etwa 5 bis 600 Seelen. Diese zwey Dörfer bestehen nur aus schlechten Hütten, welche mit Baumsträuchern, Kräutern, und Erde bedeckt sind. Die Thüre dieser Hütten ist meistens so niedrig, daß man nicht hinein kommen kann, ohne beynahe auf dem Bauche zu kriechen.

Der wichtigste Gegenstand des Handels in diesen Gegenden, womit sich die Franzosen in der Zukunft ohne den Sklavenhandel beschäftigen können, besteht in dem Gummi vom Senegal. Das Comtoir von Portendic ist um so viel vortheilhafter für diesen Handel gelegen, weil es ganz mit Mauren umgeben ist, die allein sich mit demselben abgeben. Der Baum, welcher den Gummi liefert, ist eine Art von Acacia-Baum, klein, dornicht, ästig, und trägt ziemlich lange, schmale, rauhe und immer grüne Blätter. Er trägt kleine weisse Blumen, die aus fünf Blättern bestehen, und einen Kelch bilden, der ganz mit Staubfäden von der nemlichen Farbe angefüllt ist. In der Mitte der Staubfäden ist ein Stempfel, der sich nach und nach in eine 3 oder 4 Zoll lange Hülse umändert, welche mehrere runde, schwarzlichte und harte Körner enthält, die der Keim sind, aus dem man junge Bäume ziehen könnte.

Zwischen der nördlichen Küste des Senegal und der Vestung Arguin sind 3 große Wälder. Der erste heißt Sahel, der zweyte Lebiars und der dritte Alfatak; diese 3 Wälder sind einer vom andern etwa 10 Meilen entfernt. Alle Jahre wird der Gummi daselbst zweymal eingesammelt. Das erstemal geschieht im Monat December, und ist viel reicher, als das zweytemal. Die Gummi-Kugeln sind größer, zierlicher, und trockener. Man sammelt alsdann den vortreflichsten Gummi, den man sich nur wünschen kann. Die erste Erndte geschieht nach dem Regen, und wenn die Kühle der Erde den Bäumen genugsamen Saft mitgetheilt hat, den die Sonne zwar Zeit hatte zu vervollkommnen, aber nicht auszutröcknen. Der Monat März ist die Zeit der zwoten Erndte. Vor dieser herrscht meistens eine brennende Hitze, welche sehr schlechten und sehr wenig Gummi hervorbringt. Der Saft in den Bäumen ist in dieser Zeit durch die Sonnenhitze so ausgesogen, daß man durch den Einschnitt einen sehr dünnen Saft erhält, der kaum zur Nahrung des Baums hinreichend ist.

Drey Zünfte der Mauren, welche durch Marabous, muselmännische Priester, regiert werden, beschäftigen sich in diesen 3 Wäldern mit der Einsammlung des Gummi. Die erste heißt Tevarza, und wandelt mit ihren Dorfschaften bis

an den nördlichsten Theil des Sahelwaldes und in die Gegenden von Arguin und Portendic. Die zweyte heißt Aula-Delhagi, und sammelt im Walde Lebiar, oft auch im Alfatak ein, und führt das gesammelte zum Verkauf an die Ufer des Senegal. Die dritte heißt **Bragena**, und begnügt sich mit dem letzten Walde; den Gummi, den sie daraus erhält, verkauft sie an Senegal, wo ihn die muhamedanischen Kaufleute, die darum hinreisen, kaufen, um ihn wieder an europäische Handelsleute zu verkaufen.

St. Ludwigs - Insel. Die St. Ludwigs-Insel wird durch den Senegal, nahe bey seiner Mündung gebildet; Dieser Fluß, den man auch öfters Niger nennt, ist sehr groß. Einige Erdkundige schreiben ihm einen 800 Meilen langen Lauf zu. Wahr ists, daß er vom Junius bis an den November in einem Laufe von 320 Meilen schiffbar ist. Der Damm an der Mündung des Flusses macht den Eingang nur den Schiffen möglich, die 8 oder 9 Schuh tief gehen. Die andern müssen nahe dabey auf einem vortreflichen Meeresboden ankern. Ihre Ladungen führt man ihnen auf kleinen Schiffen aus der Vestung St. Ludwig zu, welche auf der Insel gleiches Namens erbaut ist. Sie bestehen in dem Gummi, den man das Jahr durch gesammelt hat, und in 12 bis 1500 Sklaven. Der Gummi kömmt von der linken und

die Sklaven von der rechten Seite des Ufers, welche allein bevölkert genannt werden kann, seitdem die marokkanischen Kaiser ihren Despotismus bis in diese Gegenden verbreitet haben.

Die Insel St. Ludwig, die sonst auch Senegals-Insel genannt wird, ist eigentlich nur ein 1150 Klafter lang und 200 Klafter breiter Sandbank, der mit dem Wasser des Flusses fast in gleicher Höhe steht. Der Fluß theilt ihn in zween Aerme; der gegen Morgen hat 300, und der gegen Abend 200 Klafter der Breite, und eine beträchtliche Tiefe. Die Senegal-Insel ist ganz mit beweglichem Sande bedeckt, der nichts als Hundsgras und Weiden hervorbringt. Mehr als die Hälfte des Jahrs hat sie kein süßes Wasser. Sie hat weder Quellen, noch Brunnen, und das Wasser des Senegal, das sie umfließt, ist 7 Monate lang gesalzen. Während dieser Zeit sind die Innwohner gezwungen in den Sand Brunnen zu graben, woraus man aber nichts als salzichtes und ungesundes Wasser schöpft. Um es rein, und trinkbar zu machen, läßt man es durch einen durchlöcherten Stein fließen, den man aus den Canarien-Inseln erhält. Durch dieses Durchseigen verliert das Wasser einen Theil von seinem Salze. Ungeachtet dieser Unbequemlichkeiten und der Unfruchtbarkeit der Insel, zählt man doch 3000 Negern, die hier wohnen, und meistens

durch die Wohlthaten der Weißen hieher gelockt wurden, in deren Dienst sie auch sehr treu sind. Ihre Hütten nehmen die Hälfte des Erdreichs ein. Herr Adanson sagt: sie gleichen Taubenhäusern oder Eisgruben, deren Mauern aus zusammengeflochtenen Rohren bestehen, und von Pfählen unterstützt sind, die in der Erde stecken. Diese Pfähle oder Pfeiler sind 5 bis 6 Schuh hoch, und auf ihnen liegt eine runde, grüne Strohdecke, die eben so hoch ist und spitz zugeht. Jede Hütte hat nur eine Wohnung auf dem Boden, die 10 oder 15 Schuh im Durchschnitte hat. Die ganze Oefnung ist eine viereckigte, niedere Thüre, zu der man so zu sagen einkriechen muß. In einem oder zwey Betten schläft oft eine ganze Familie, und das Gesind, welches mit der Herrschaft und den Kindern derselben in der grösten Vertraulichkeit lebt. Diese Betten sind geflochtene Matten, die auf Querbalken liegen, welche von kleinen gabelförmigen Pfosten getragen werden, die einen Schuh hoch sind. Eine Strohmatte dient ihnen statt des Strohsacks, der Matratze, des Kopfküssens, und gewöhnlich statt des Betttuchs und der Decke. Ihr Hausgeräthe ist ihnen gar nicht hinderlich, und besteht in einigen irdenen Töpfen, die man Canaris nennt, in etlichen Kürbisflaschen (Sibiles) und noch einigem andern geringen Geräthe. Die Hütten, welche Einem Einwohner

gehören, sind alle mit einer Mauer von zusammengeflochtenen 6 Schuh hohen Rohren umgeben, die einer Pallisade nicht unähnlich ist. Die Franzosen gaben den Negern einige Begriffe von der Ordnung und der Richtschnur, die man bey Erbauung der Häuser zu beobachten hat; daher auch ihre Häuser heutiges Tages eine kleine Stadt ausmachen, welche von mehrern gerade gezogenen Straßen durchschnitten ist. Die Seltenheit der Steine, die man bey 30 Meilen weit herholen muß, erlaubt ihnen nicht dieselben zu pflastern. Der sandigte Boden, welcher die Senegals-Insel bedeckt, dient ihnen zu Sitzen, Sophas, Canapes und Ruhbetten, denn er ist sehr tief und leicht. Die Stadt ist übrigens die schönste, gröste, und regelmäßigste von allen in diesem Lande. Sie ist mehr als eine Viertelsmeile lang, und so breit als die Insel, deren Mittelpunkt sie einnimmt, und der ziemlich genau in die beyden Seiten der Vestung vertheilt ist, von der die Stadt abhängt.

Die Negern am Senegal sind, wie man sagt, die schönsten Männer im ganzen Nigritien. Ihre Leibesgestalt übersteigt meistens das Mittelmäßige, ist wohlgebildet und ohne Mängel. Hinkende, höckerichte, verknüpfte sieht man niemalen, wenn nicht ein Zufall daran Ursach ist. Sie sind stark, nervigt, und haben ein Temperament, das alle Beschwerden erträgt; ihre Haare sind schwarz,

gekräuselt, wollicht und sehr fein. Ihre Augen sind schwarz, und groß, der Bart klein, die Gesichtszüge angenehm, und die Haut von der schönsten schwarzen Farbe. Ihre Art sich zu kleiden ist folgende. Sie tragen ein Stückchen Tuch, welches zwischen den Schenkeln durchgeht, und dessen beyde Ende hinten und vornen hinaufgezogen und gefältelt sind, so daß sie gleichwie Unterhosen aussehen, die man vornen mit einem Faden znbindet, mit dieser Kleidung bedecken sie ihre Blöße. Sie tragen auch eine Schürze, das heißt, ein Stück baumwollen Tuch, in der Gestalt einer großen Serviette, welche sie ganz nachläßig über eine Schulter werfen, und ein End davon auf ihre Knie herab fallen lassen.

Die Weiber haben beynahe die nemliche Gestalt wie die Männer, und sind auch sehr wohl gebildet. Ihre Haut ist außerordentlich fein und zart. Sie haben große schwarze Augen, einen kleinen Mund und kleine Lippen; und wohlgeordnete Gesichtszüge. Viele sind vollkommene Schönheiten. Sie haben viele Lebhaftigkeit, und besonders eine freie muntere Miene, welche Freude erweckt. Meistens haben sie zwo Schürzen, womit sie sich ganz bedecken können, die eine geht um den Gürtel herum, und bedeckt die Knie, und dient ihnen statt eines Unterrocks, mit der andern bedecken sie die Schultern, oft auch den Kopf.

Diese Kleidung ist für ein so warmes Land sehr bescheiden. Gewöhnlich aber brauchen sie nur eine Schürze, womit sie die Lenden bedecken, und legen die andere, wenn sie ihnen nur im mindesten beschwerlich wird, ab.

Da die Senegals-Insel zu dem Gebiete des Königreichs Oualo gehört, so sind auch die Negern, besonders die freien, welche daselbst sich aufhalten, von dieser Nation. Sie sind überhaupt sanft, gesellschaftlich und dienstfertig. Ehe die Franzosen diese Insel, welche sie nun durch den lezten Friedensschluß wieder erhalten, verlassen mußten, unterhielten sie daselbst eine Garnison von 200 Mann, welche auf der Küste vertheilt waren.

Die Insel Gorea. Das Gebiet von Gorea fängt an am grünen Vorgebirge, welches die westlichste Spitze Afrika's ist. Es liegt unter dem 14 Grad 42 Minuten nördlicher Breite, und unter dem 3 Grad der Länge. Die Menge immer grüner Bäume, womit dieses Land bedeckt ist, gaben ihm den Namen, den es trägt, um es von den übrigen Vorgebirgen zu unterscheiden, auf denen meistens nichts grünes wächst.

Die Insel Gorea, welche 6 Meilen vom grünen Vorgebirge liegt, ist der Hauptort von den französischen Besitzungen auf dieser Küste. Eine niedere Erdzunge und ein kleiner sehr steiler Berg

machen diese ganze Insel aus, welche nur den sechsten Theil einer Meile lang, und etwa 120 Klafter breit ist. Ohnerachtet ihres kleinen Umfangs ist sie doch wegen ihrer Lage sehr angenehm. Auf der südlichen Seite endigt sich die Aussicht an dem Horizont des Meers, und auf der nördlichen erblickt man in der Ferne das grüne und verschiedene andere Vorgebirge, welches eine sehr interessante Aussicht verschafft. Obschon die Insel in dem Weltstriche liegt, wo die Hitze am grösten ist, so athmet man doch daselbst beynahe das ganze Jahr durch eine frische und gemäßigte Luft. Dieß kömmt daher, weil die Tage und Nächte gleich sind, und die Winde, welche vom Meere und von dem Lande her immer wehen, die Luft beständig frisch erhalten.

Diese Insel liegt eine kleine Meile vom vesten Lande, ist ganz mit Felsen umgeben und unzugänglich, so daß man nur durch ihren Meerbusen, der ungefähr 100 Klafter breit und 70 Klafter tief ist, sich ihr nähern kann. Ihre Rhede ist sehr sicher, und eines guten Havens werth. Uebrigens ist dieser Platz durch die Kunst und die Natur bevestigt. Die Vestung St. Michael liegt auf dem Berge, und ist mit vielem Verstande gebaut. Hundert und vierzig Kanonen machen sie furchtbar, und sie kann nicht leicht anders,

als durch Ueberraschung oder Hunger erobert werden. Am Fuße dieser Vestung ist der kleine Marktflecken von Gorea. Diese Insel wurde den Holländern übergeben im J. 1617 von Briam, dem Könige vom grünen Vorgebirge, zu dessen Staaten sie damals gehörte; und die Republikaner bauten sogleich zwo Vestungen, wovon die eine wirklich St. Michael und die andere St. Franciscus heißt. Im J. 1663 bemeisterten sich derselben die Engländer, aber der Admiral Ruiter nahm sie ihnen ein Jahr darauf wieder weg. Im J. 1677 eroberte sie der Graf von Estrees. Die Engländer, deren Glück vor dreyßig Jahren ganz Europa in Erstaunen setzte, eroberten sie wieder im J. 1758. Aber durch den Frieden zu Versailles im J. 1763 kam sie wieder an Frankreich, welches sie seitdem immer besessen hat. Im J. 1777 erhielten die Bewohner der französischen Guianne den ausschließlichen Negernhandel auf dieser Insel und den afrikanischen Küsten, vom grünen Vorgebirge bis an den Fluß Cazamanze, um durch diese Negern ihren Pachtern die Mühe der neuanzubauenden Aecker zu erleichtern. Zufolge der Behauptung des Herrn Brue, welcher lange Zeit für die indische Gesellschaft Commandant in diesen Gegenden war, soll die Insel Gorea aus dem Königreiche Kayor jährlich 2 bis 300 Sklaven, 20,000 Centner Leder, und 250 Centner Elfenbein beziehen.

Das veste Land Gorea hat viel ähnliches mit der ihr benachbarten Insel, auch in der Fruchtbarkeit, welche die Natur dem gräßlichen Felsen, an dem die Insel liegt, versagt hat. Vom Monate November bis an das Ende des Junius ist die Luft immer rein, ohne Wolken, und ohne Regen; aber die übrigen vier Monate, Julius, Augst, September, Oktober regnet es täglich; die Winde, die Stürme, und die Ungewitter herrschen mit der äußersten Heftigkeit und die Insel wird überschwemmt. Auf diesen Regen, und auf diese Ungewitter folgt eine brennende und der Gesundheit sehr nachtheilige Hitze. Sie tröcknet die Erde aus, und zieht ihre Dünste an sich, welche die Luft verunreinigen, und viele Krankheiten verursachen.

Diese Gegend ist so fruchtbar, daß 4 Monate in der höchsten Jahrszeit hinlänglich sind, um zwo verschiedene Erndten hervorzubringen; die von dem kleinen und dem großen Hirse, und vom Reis. Diese erstaunende Fruchtbarkeit ist um so viel mehr bewundernswürdig, da die Erde niemalen gedüngt, und nur die Oberfläche derselben mit einem Stückchen Eisen berührt wird, das an einem Stecken vestgemacht und daher unsern Hirtenstäben sehr ähnlich ist. In Zeit von sechs Wochen keimt und reift die Frucht. Die Negern bauen übrigens nur so viele Erde, als es ihr

eigenes Bedürfnis erfodert. Wenn bey allzuhäufigem Regen ihre Aecker überschwemmt werden, so ist ihnen die Erndte untersagt; und dann erst bemühen sie sich die folgende desto reicher zu machen.

Wenn auch die zwote Erndte fehlt, es mag nun aus allzugroßer Tröckne oder überflüssigem Regen geschehen, so leben sie nur vom Wildpret, Fischen, Geflügel, von der Milch und vom Obst. Alle Aecker sind gemeinschaftlich. Jeder Neger baut so viel an, als seine Bedürfnisse erfodern. Die einzige Vorsicht, die er dabey gebrauchen muß, um sein unbeständiges Eigenthum zu bezeichnen, besteht in den Gräben, die er um dasselbe zieht, damit der Ablauf des Wassers dadurch befördert werde. Der König des Landes läßt nichts für sich bauen. Er fodert nichts von seinen Unterthanen, als daß sie ihm so viel Reis und Hirse liefern, als er zu seiner Nahrung nöthig hat. Jedes Dorf in seinem Reiche hat seine bestimmten Tage, an denen es diese Abgaben überbringen muß; und die ganze Strenge des Gesetzes, das über diesen Punkt gegeben ist, besteht darinn, daß, wer an dem vestgesetzten Tage nicht seinen Tribut ablegt, sogleich mit dem Tode gestraft wird.

Rufisque (Rufiske). Die Franzosen besitzen mehrere Comtoirs, welche von dem Gebiete Goreg

abhängen. Diese heißen Rufisque, Portudal, Albreda und Joal. Das von Rufisque ist drey Meilen von der Insel Gorea entfernt. Es liegt in den Staaten Damels des Königs von Cayor und dem grünen Vorgebirge.

Das Reich dieses Fürsten ist sehr groß. Ob es schon für den Handel nicht gar wichtig ist, so ist es doch den Franzosen in Gorea zu ihrem Unterhalt sehr nützlich. Es giebt darinn Ochsen, Kühe, Hühner, Wildpret und Fische im Ueberflusse. Wenn der König mit seinen Nachbaren im Frieden lebt, so liefert dieses Land wenig Sklaven; aber der in diesen Gegenden so öftere Krieg verschafft den Franzosen die schönsten und besten Sklaven aus ganz Afrika.

Portudal. Neun Meilen von Gorea, und auf der südlichen Seite dieser Insel besitzen die Franzosen ein beträchtliches Comtoir in dem Dorfe Portudal. Diese Besitzung liegt in dem Innern vom Königreiche Baol. Die Erde ist daselbst sandigt, aber unbegreiflich fruchtbar. Da das Land nicht so bevölkert ist, als es seyn könnte, so trift man noch darinn viele Wälder an, welche Bäume von sehr verschiedenen Arten und bewundernswürdiger Dicke hervorbringen. Die Butter und der Hirse sind daselbst in sehr geringem Preise. Der Handel mit den Gefangenen ist sehr wichtig; und er würde es noch mehr seyn, wenn das

französische Waarenlager immer mit den nothwendigen Waaren zu dem Gebrauche der Bewohner Baols versehen wäre. Wenn der König nicht darinn findet, was ihm anständig ist, so handelt er mit den Mauren, welche diese Sklaven kaufen, um sie wieder an die Engländer am Senegal zu verkaufen. Die Sitten der Völker von Baol sind beynahe denjenigen der übrigen Nationen gleich, welche diese unermeßliche Küste bewohnen. Sie beobachten doch einen Gebrauch in Ansehung ihrer Todten, der ihnen eigen zu seyn scheint. Herr Adanson, welcher Augenzeuge von den verschiedenen Ceremonien war, die dabey ausgeübt werden, erzählt folgende Gebräuche, die er bey dem Tode eines jungen Mädchens, das an dem Bisse einer Schlange in höchstens 2 Stunden darauf starb, mit angesehen hatte. Das erste Geschrey stieß nach der Gewohnheit eine Verwandte der Verstorbenen vor ihrer Hütte aus. Auf dieses Zeichen kamen alle Weiber des Dorfs aus ihren Hütten, und schrien auf die nemliche Art und versammelten sich um den Ort, wo das erste Geschrey herkam. Wenn man diese Weiber sieht und hört, so hält man sie für Verwandte der Verstorbenen, so sehr scheinen sie vom Schmerz durchdrungen zu seyn, und wenn es von Herzen gienge, so wäre diese Vermuthung auch nicht falsch; aber es ist nur der blose Schein, und

die Folge eines Gebrauchs, der in diesem Lande angenommen ist. Dieses erstaunende Getöse dauerte einige Stunden, das heißt, bis auf den Abend. Dann giengen die Verwandten in die Hütte der Verstorbenen, faßten sie bey der Hand, und thaten mehrere Fragen an sie, welche sie noch mit Anerbietungen ihres Diensts begleiteten. Da sie nun sahen, daß sie nicht antwortete, so giengen sie fort und schrien: Ach! sie ist todt. Ihre Freundinnen thaten desgleichen; dann trug man den Körper zur Erde, und setzte auf jede Seite einen irdenen Topf, wovon der eine ganz mit Wasser, und der andre mit Couscous angefüllt war; ohne Zweifel sollte dies dem Todten zur Nahrung dienen, wenn ihn je noch der Appetit zum Essen und Trinken anwandeln sollte. Da die Leiche beerdigt war, hörten das Geschrey, das Geplärre und die Thränen auf. Sogar die Trauer war schon geendigt; und man dachte nun auf Feste, die man zu Ehren des Verstorbenen anstellen wollte, und den nemlichen Abend wurde ein Folgar, das heißt, ein Ball angefangen, welcher 3 Nächte dauerte; und auf folgende Art gehalten wurde.

Die Jugend des Dorfs versammelte sich auf einem großen Platze, in der Mitte desselben war ein großes Feuer. Die Zuschauer stellten sich in ein langes Viereck, an dessen beyden Enden stun-

den die Tänzer in zwo entgegenstehenden Linien, die Männer auf einer und die Weiber auf der andern Seite. Zween Trommelschläger stunden auf beyden Seiten, um den Tanz zu ordnen; kaum fiengen diese an den Marsch zu trommeln, so stimmten die handelnden Personen ein Lied an, dessen lezte Worte jedesmal von allen Zuschauern wiederholt wurden. Zu gleicher Zeit trat aus jeder Linie ein Tänzer hervor, welcher der Person, die ihm am meisten gefiel, bis auf 2 oder 3 Schuh entgegen tanzte, und sich wieder im Takte zurückzog, bis daß der Ton des Trommelschlägers ihnen das Zeichen gab, sich zu verbinden; worauf sie sich entgegentanzten, und gegenseitig mit den Schenkeln an einander stießen, immer ein Mann gegen eine Frau, und eine Frau gegen einen Mann. Dann kehrten sie wieder zurück, und fiengen wieder aufs neue an, nur daß sie ihre Tänze so vielmal veränderten, als der Trommelschläger das Zeichen gab; und endlich stellten sie sich wieder an ihren Platz.

Die andern Tänzer folgten der erstern nach, jeder in seiner Reihe, aber ohne Wiederholung; nach diesem näherten auch die zwo Linien sich einander, und spielten ihre Rolle. In allen ihren Geberden sind sie sehr unbescheiden; und wenn man diese Ceremonie nicht kennt, so scheinen einem die übrigen Bewegungen, welche man nur unvoll-

vollkommen sieht, noch unbescheidener. Die Negern machen keinen Schritt zum Tanzen, ohne daß nicht jedes Glied ihres Körpers, jedes Gelenke, der Kopf selbst, alle zu gleicher Zeit auf eine verschiedene Art, und dazu im Takte sich bewegten — so geschwind auch dieser geht. In der Genauigkeit dieser unendlichen Bewegungen, welche mit der grösten Gelenkigkeit geschehen, besteht bey diesen Völkern die Kunst zu tanzen. Diese Uebung, fährt Herr Adanson fort, so heftig sie auch war, dauerte den grösten Theil der Nacht; während dieser Zeit wurden etliche Töpfe geleert, welche mit sehr starkem Bier angefüllt waren, das sie aus Hirse bereiten. Die beyden folgenden Nächte fiengen sie jedesmal diesen Ball wieder an, und erst am dritten Tage hörten die Ergötzungen auf.

Joal. Zwanzig Meilen von Gorea ist das Dorf Joal, wo die Franzosen ein kleines Comtoir haben. Diese Besitzung liegt im Königreiche Barbesin, welches an der Spitze von Serenne anfängt, und sich am Flusse Brussalum endigt. Dieses kleine Königreich ist nur 12 Küsten-Meilen groß, und verschafft dem Handel die nemlichen Waaren, als der Staat Baol. Es liefert Reis, Ochsen und Fische in Menge. Die Ochsen, welche die Franzosen daselbst kaufen, werden nach dem Comtoir von Portudal gebracht, von wo sie

an die Insel Gorea geliefert werden. Der Negern-Handel wird auf die nemliche Art betrieben, wie zu Portudal; aber das Comtoir zu Joal liefert viel weniger Sklaven, als man von dieser Besitzung erwartet.

Albreda. Das Comtoir zu Albreda liegt am Gambra im Königreiche Bar, 36 Meilen von Gorea. Dieser, nach dem Senegal, wovon er vielleicht ein Arm ist, wichtigste Fluß in ganz Afrika, ist, auf einem Laufe von 900 Meilen, für ziemlich große Schiffe fahrbar. Die Europäer haben noch keinen Gebrauch von der Gelegenheit gemacht, die er zu einem Handel mit dem Innern von Afrika giebt; und alle ihre Schiffe bleiben entweder an der Vestung James oder zu Albreda, welche gerade gegen einander über etwa 8 oder 10 Meilen von der Mündung des Flusses liegen. Die Vestung James ist in der Mitte des Gambra gebaut und gehört den Engländern.

Das Comtoir zu Albreda ist mit Gräben und 9 bis 10 Schuh hohen geflochtenen Pallisaden bevestigt. Vier 4 pfündige Kanonen und 10 oder 12 Stein-Geschütze sind zu seiner Vertheidigung da. Diese geringe Bevestigung ist hinreichend um die Franzosen vor alleu Angriffen der benachbarten Neger zu schützen; aber dem geringsten Anfall einer europäischen Macht, die Absichten darauf hätte, könnte sie nicht widerstehen. Ihre

Lage ist übrigens für den Negern-Handel sehr vortheilhaft. Wenn die Gesellschaft, welche diesen Handel ausschließlich genießt, auf die Lieferung der Waaren bedacht wäre, die in diesen Gegenden stark abgehen, so könnte sie jährlich mehrere tausend Sklaven dadurch erhalten und den Engländern in der Vestung St. James einen sehr gewinnvollen Zweig ihres Handels entziehen. Die Madingos, maurische Handelsleute, geben sich mit den Ladungen dieser Art ab. Alle Jahre vom Monat Februar an bis zu Ende des Junius kommen diese Kaufleute an das Ufer des Gambra, und bringen mehrere Ketten von Gefangenen mit, deren Anzahl jährlich auf 4 bis 500 steigt. Bis dahin haben die Franzosen den Vortheil dieses Handels nicht genossen, und es ist bewiesen, daß ihre Comtoirs zu Joal, Portudal und Albreda ihnen seit dem Versailler Frieden in gemeinen Jahren nicht mehr als 4 oder 500 Sklaven verschafft haben; aber alles macht uns glauben, daß der Geist des Handels und der Industrie die Nation wieder zu ihrer vorigen Thätigkeit bringen und ihren Blick auf diese Küste hinreißen werde, um mit den Engländern einen Gegenstand zu theilen, der ihnen für den Anbau ihrer Colonien auf den Antillen und in Guiana so wesentlich ist.

Französische Besitzungen auf der Insel Bourbon.

Die Insel Bourbon liegt in dem äthiopischen Meere auf der Morgenseite von Madagaskar, hat eine ovalförmige Gestalt, und ist 20 Meilen lang und 10 Meilen breit. Anfangs hieß sie Mascareingne, welches der Name des Portugiesen ist, der sie entdeckt hat. Im J. 1654 benannten sie die Franzosen Bourbon, und erst im J. 1672 nahmen sie dieselbe in Besitz, nachdem sie zuvor die Insel Madagaskar verlassen hatten. Die Natur hat den grösten Theil ihres Erdreichs beynahe unbrauchbar gemacht. Drey unzugängliche und 1600 Klafter hohe Berge, ein fürchterlicher Vulkan, dessen umliegende Gegend verbrannt ist, unzählbare Gräben, die der Regen verursacht hat, das Land selbst so abhängig und steil, daß man es unmöglich anbauen kann, Küsten, die beynahe ganz mit Kieselsteineu bedeckt sind; diese Umstände erlauben nicht, daß man die Anpflanzung derselben erweitere. Selbst die Gegenden, denen man noch einen Werth beylegen könnte, sind abhängig, daher auch die Ungewitter oft die schönsten Hoffnungen zernichten. Die reine Luft, und das angenehme Clima haben doch beynahe eine Bevölkerung von 7000 Weissen in diese Insel gesammelt. Die ersten Bewohner lebten in einer

lobenswürdigen Simplicität, welche sehr nahe an die Natur grenzte. Der Himmel heiter und günstig, sie unbewußt aller Krankheiten — und so bauten sie mit Vortheil Caffee, Getreide, und Indigo. Der Verkauf dieser Waaren und die Vergrößerung ihrer Heerden war für ihren Ehrgeiz genugthuend. Die Europäer hatten noch nicht ihre mannigfaltigen Lüste und Begierden in ihrem völligen Maas gezeigt. Aber bald drangen sie auch in diese Gegend mit einer Menge Sklaven ein. Die Berge mußten angebaut werden, um ihren Geiz und ihre Begierden zu befriedigen. Die öftern Ausbrüche des Vulkans verschlangen einen Theil der Insel; die Luft änderte sich nach und nach und die Krankheiten wurden einheimisch und vermehrten sich. Junge Leute wurden nach Paris geschickt, um sich daselbst in den Wissenschaften zu üben; aber statt deren brachten sie die Laster der Hauptstadt in ihr Vaterland zurück. Wie der Reichthum abnahm, vermehrte sich die Menge ihrer Bedürfnisse. Der Ackerbau wurde den Sklaven überlassen, und von der Zeit an als eine erniedrigende und verachtungswürdige Beschäftigung angesehen, durch deren Besorgung der Eigenthümer sich entehren würde.

Derjenige Theil der Insel, welchen man zum Ackerbau brauchbar machen könnte, ist sehr fruchtbar an Pflanzen. Es wächst daselbst die Aloe

und ein sehr guter Taback. Der Caffee ist vortrefflich und übertrifft den von Moka. Ehemals war die Ausfuhr desselben sehr stark; aber ein heftiger Sturmwind zerstörte im J. 1772 alle Caffee-Pflanzungen; und die Einwohner entschlossen sich an deren Stelle Getreide und Mais zu pflanzen, die in die Speicher des Gouvernements gelegt werden. Man baut auch weissen Pfeffer und Ebenholz, Fruchtbäume von aller Art, Palmbäume und verschiedene andere Bäume, oder Stauden, wovon die meisten, wie die Benzoe, wohlriechenden Gummi hervorbringen. Man findet auch daselbst eine außerordentliche Menge Land- und Meer-Schildkröten. Aus Europa hat man Hornvieh und Schweine dorthin versetzt, die sich sehr vermehrt haben. Die Ziegen und Wildschweine sind daselbst sehr gemein. Das Fleisch der leztern hat einen ausnehmenden Geschmack, weil sie sich von Schildkröten nähren. Die Papageien, die wilden Tauben und Turtel-Tauben sind sehr zahlreich.

Man sieht auf der Insel weder Würmer noch giftige Insekten. Ambra und Corallen werden an dem Ufer sehr häufig gefunden, auch prächtiges Muschelwerk aller Art. Im J. 1776 waren auf der Insel Bourbon 26,175 Sklaven, die theils mit dem Feldbau, theils mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren. Zur nemlichen Zeit zählte man auch auf

der Insel 57,858 Thiere, wovon keines zum Ackerbaue gebraucht wurde; ausgenommen 2891 Pferde, welche verschiedene Dienste leisteten; das übrige Vieh war zur Nahrung bestimmt.

In diesem Jahre belief sich die Erndte auf 5 Millionen 441tausend und 25 Centner Getreide; auf 3 Millionen 591 tausend 440 Fässer Reis; 22 Millionen 461tausend 800 Fässer Mais; 2 Millionen 515 tausend 190 Fässer Hülsenfrüchte. Der gröste Theil dieser Produkten wurde zu Bourbon selbst, und das übrige auf der Insel Frankreich verzehrt.

Für die Hauptstadt wurden 8 Millionen 493,583 Caffeebäume ausgehauen. Jeder dieser Bäume gab gewöhnlich 2 Pfund Caffee. Diese Produkten sind um 3 Viertel vermindert, seitdem dieser Baum in einem Lande gepflanzt wird, das kein Holz trägt, und seitdem man ihn in einen ausgemergelten Boden setzen mußte, und die Insekten ihm zu schaden anfiengen.

Die Insel Bourbon hat keinen See-Haven. Die Natur hat nur eine einzige Rhede gebildet, wo aber die Schiffe nicht immer in Sicherheit sind. Steile Ufer, und ein immer brausendes Meer machen die Schiffahrt daselbst gefährlich und oft gar unmöglich. Der kleine Marktflecken St. Denis, wo der Regiments-Stab wohnt, ist der einzige Ort, wo man ankern kann, um Erfrischungen einzukaufen.

Wenn die Franzosen diese Besitzung je verlassen oder der Erdboden für die Bewohner derselben nicht mehr hinreichende Produkten zum Unterhalte liefern sollte, so würden die Sechelles alsdann ein sehr wichtiger Zufluchtsort werden. Diese Inseln verdienten, sagt Herr Sonnerat, die Aufmerksamkeit der Regierung. Ihre vortheilhafte Lage für die Schiffe, welche nach Indien fahren, der gute Boden, ihre verschiedenen Häven, in denen man niemalen heftige Windstöße erfährt, kurz, in allem sollen sie einen Vorzug vor den Inseln Frankreich und Bourbon haben.

Französische Besitzungen auf der Insel Frankreich.

Die Insel Frankreich liegt 35 Meilen weit von der Insel Bourbon, und hat, zufolge der Beobachtungen des Hrn. Abbe de la Caille, 31,890 Klafter in ihrem grösten Dnrchmesser, 22,124 Klafter in ihrer grösten Breite, und 432,680 Morgen Landes in ihrer Oberfläche. Diese Insel wurde von den Portugiesen entdeckt, und war lange Zeit unter dem Namen Isle-Maurice im Besitze der Holländer. Da aber diese Republikaner merkten, daß die Produkten die Unkosten nicht bezahlten,

so entschlossen sie sich im J. 1712 die Insel zu verlassen. Herr von Bourdonnaie, Befehlshaber auf der Insel Bourbon, glaubte diese Insel könne wegen ihrer Nähe füglich mit seinem Gouvernement verbunden werden. Er schickte daher Leute hinein, die sie bewohnen und bevölkern sollten, und in der Folge wurde sie der Hauptort der französischen Besitzungen in diesen Gegenden.

Der gröste Theil der Insel ist mit Bergen bedeckt, wovon aber keiner höher als 400 Klafter ist. Die Felder sind durch etwa sechzig Bächlein bewässert, wovon aber die meisten sich nicht genug verbreiten, und die übrigen nur in der regnerischen Jahrszeit Wasser geben. Obschon der Erdboden, der mit einer außerordentlichen Menge von großen und kleinen Steinen bedeckt ist, nicht mit der Pflugschare, sondern mit der Haue muß bearbeitet werden, so trägt er doch mehrere Sachen. Diese Insel ist überdieß das merkwürdigste Denkmal der Erschütterungen, welche die Erdkugel schon erlitten hat. Alle ihre Bestandtheile sind mit Eisen vermengt. Alles hat schon gebrannt; man sieht noch den Schlund eines Vulkans und mehrere tiefe Höhlen, deren Feuer aber ganz gedämpft ist.

Das Clima ist angenehm, gemäßigt, sehr beständig; und nirgends findet man giftige Wür-

mer; außer dem Scorpion und dem Vielfuß kennt man kein schädliches Thier. Diese Insel war ehemals sehr gesund; seitdem man aber den Schoos der Erde mit der Karste geöfnet hat, sind die Einwohner sehr den Fiebern unterworfen. Das Fluß-Wasser enthält vielen schädlichen Schleim, welcher aus den Gewächsen entsteht, die in dasselbe fallen; und dieses verursacht Verstopfungen und die rothe Ruhr, welche sehr schwer zu heilen sind.

Die Insel Frankreich erhielt seine ersten Pflanz-Produkten von Reisenden, die sie aus Indien, aus China, vom Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Europa erhielten. Diese sind der Kampfer-Baum, die Aloe, der Cocus-Nuß-Baum, der Adler-Baum, der Sago-Baum, der Cardamomen-Baum, der Zimmet- Muscatennüsse- und Gewürznägelein-Baum und mehrere andere Pflanzen, die auf beyden Halbkugeln der Erde wachsen. Der Caffeebaum wurde ehemals sehr stark gepflanzt; aber schädliche Ungewitter, die schnell auf einander folgten, haben auch den geringsten Nutzen, den man sich von diesen Pflanzungen versprach, vereitelt. Sogar die Erde, die überhaupt eisenhaltig und nicht tief ist, scheint diese Pflanze nicht anzunehmen. Man kann daher aus Gründen an dem fernern Bau dieses Baums zweifeln, wenn ihn auch die Regierung

durch die Auflagen auf den aus der Insel und in Frankreich eingehenden Caffee nicht zu hindern suchte.

Drey Zucker = Pflanzungen wurden nach und nach aufgerichtet, und diese sind für die Bedürfnisse der Colonie ganz hinreichend. Man erndtet bis izt nicht mehr als 40,000 Pfund Baumwolle. Dieses Produkt ist von einer feinen Art; und allem Anschein nach, wird es sich sehr vermehren.

Jedermann weis, daß die Holländer sich seit 2 Jahrhunderten durch den Verkauf der Gewürznägelein und der Muscatennüsse bereicherten. Um sich einen ausschließenden Handel davon zu verschaffen, haben sie das Volk, welches dieses Gewürz besaß, zerstört, oder an Ketten gelegt. In dem ersten Theile dieses Werkes wurde schon gesagt, daß, wenn sie merken, daß der Preis sich unter ihnen mindere, ein großer Theil der Bäume ausgewurzelt, oft auch die Frucht von denen, welche sie noch erhalten hatten, verbrannt werde. Dieser abscheuliche Geiz, wodurch die Nationen sich so oft herabwürdigen, beleidigte sehr das Gefühl des Herrn Poivre, welcher als Naturkündiger und Philosoph Asien durchreiste. Er benutzte das Zutrauen, das man ihm auf der Insel Frankreich schenkte, um aus den molukkischen Inseln, welche am wenigsten besucht wur-

den, das zu holen, was der Geiz so lange Zeit dem thätigen Handel entzog. Der Erfolg krönte die Unternehmungen der muthigen und geschickten Seefahrer, welche sein Zutrauen erhielten. Den 27 Junius 1770 kamen auf der Insel Frankreich 450 Muscaten-Pflanzen und 70 Gewürznägelein-Stämme, 10,000 aufgekeimte oder bald aufkeimende Muscatennüsse, und eine Küste mit Gewürznägelein-Keime, wovon die meisten schon außer der Erde waren. Zwey Jahre hernach geschah eine neue Einfahrt, die noch viel beträchtlicher war, als die erste.

Einige von diesen kostbaren Pflanzen wurden nach den Inseln Bourbon, Sechelles, und Cayenne geschickt. Der gröste Theil blieb in der Insel Frankreich. Diejenigen, welche den Bewohnern derselben ausgetheilt wurden, kamen gar nicht fort. Die Bemühungen der geschicktesten Botanisten, die ohnausgesezte Sorgfalt, die großen Unkosten, welche darauf verwendet wurden, konnten so gar im Garten des Königs nicht mehr als 58 Muscatennuß- und 38 Gewürznägelein-Bäume fortbringen. Im Monat October 1775 trugen zween von diesen lezten Bäumen Blüthe, welche das Jahr darauf sich in Früchte verwandelte. In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, sind die meisten Gewürznägelein-Bäume, welche als Kernen gepflanzt wurden, mit Nägelein

beladen, die denjenigen völlig gleich kommen, welche die Holländer uns liefern; und in kurzer Zeit werden die Franzosen genug daselbst einsammeln. Die Muscatennußbäume sind nicht so gut fortgekommen, und die Ursache ihres Miswachses lag in der Nachläßigkeit, eben so viele vom männlichen als weiblichen Geschlechte zu pflanzen.

Der Indigo der auf der Insel Frankreich wächst, übertrift den amerikanischen; aber seine Pflanze, welche in dieser Gegend zu troken ist, wird ihren fernern Anbau nicht mehr erlauben, weil die Unkosten nicht bezahlt werden, die dabey erforderlich sind.

Die Ochsen und Vögel, die auf der Insel Frankreich verzehrt werden, kommen von der Insel Madagaskar, und die Pferde von der Insel Bourbon und vom Cap. Die Küste ist sehr fischreich, und liefert eine Menge Muschelwerk, versteinerte Seepflanzen, und so gar Korallen. Die Hülsenfrüchten sind gut, und das Schweinefleisch vortrefflich. Die kleinen Erbsen, und die Artischocken sind so gut, als die in Frankreich; seit einiger Zeit vflanzt man auch Erdäpfel, die man vom Cap hieher gebracht hat. Die Pataten sind sehr gemein. In einigen Gegenden gedeiht auch die Viehzucht, und ist ein wichtiger Theil der Einkünfte der Colonisten. Da aber die Fleischer nur die kranken oder an einem Zufalle gestorbenen Ochsen erhalten, so genießen die Bewohner des Havens immer schlechtes Fleisch.

Die Schwarzen nähren sich vom Mais, Manioc, Pataten, Cambars und den betäubenden Wurzeln (Racines de Songe). Die verschiedenen Bananen, der Ananas, der Cuyavabaum, (Goyave) der Jambusenbaum (Jam-rosade) Mangobaum (Amanque) liefern das meiste Obst. Auch Pfersiche und Aepfel wachsen daselbst, aber sie sind selten und haben bey weitem den Geschmack der europäischen nicht. Einige Gegenden bringen auch Trauben und Erdbeeren hervor.

Das Ebenholz ist sehr gemein; wovon so gar mehrere Arten, als weißes, schwarzes und marmorirtes angetroffen wird.

Wenn wir nach Sina handelten, so würde dieses Holz ein wichtiger Artikel der Ausfuhr werden; und die Gesellschaft, welche erst kürzlich aufgerichtet wurde, um auch in den sinesischen Häven thätig zu seyn, wird wahrscheinlich diesen Handlungszweig nicht versäumen, der für sie nicht ohne Vortheil seyn kann. Von allem Holz, das anf der Insel Frankreich wächst, kann nur das Ebenholz zum Bauen gebraucht werden. Das übrige ist zu schwer und wächst aus.

Das Takamakaholz ist das einzige, das man zu mehrern Bedürfnissen brauchen kann, ein Harz fließt aus ihm, das in der Arzneykunde angewandt wird. Das Zimmet-Holz wird von den Tischlern am meisten verarbeitet; es hat eine

schöne Mischung von Farben, aber der Geruch, den es etliche Monate lang nach seiner Verarbeitung annimmt, ist sehr stinkend. Das Natten-Aepfel- und Takamaka-Holz dient besonders zum Zimmern. Die Insel ist sonst reich an Wäldern, welche durch Ranken (Lianes) miteinander verbunden und beynahe undurchdringbar sind. Diese dichten Wälder sind der Zufluchtsort der Sklaven, welche ihren Herren heimlicher Weise entwischt sind. Diese entflohenen Sklaven rotten sich in ihrem Aufenthalte zusammen, und nähren sich von Räubereien. Zufolge der Erzählung des Herrn Abbe de la Caille, ists gebräuchlich, daß man auf sie jagt, wie auf Thiere. Man legt ihnen Netze, um sie lebendig zu fangen, und wo dieß nicht möglich ist, schießt man auf sie ohne alle Barmherzigkeit.

Die Insel Frankreich ist sehr fruchtbar an Wildpret. Es giebt daselbst Perlhühner, gemeine Rebhühner, (Pintadées) Turteltauben und (Corbigos). Die dasigen zwey Haasen-Arten sind ganz von den europäischen verschieden. Die erste Art ist klein, halb einem Kaninchen, halb einem Haasen ähnlich; scharrt sich nicht unter die Erde, und hat einen länglichen Körper, kurze Ohren, und weißes Fleisch. Die andere Art ist größer, aber nicht so groß als die europäischen. Die Ohren sind kürzer und die Haare glatt und

kurz. Ein schwarzer und dreyeckigter Flecken, den sie hinter dem Kopfe trägt, unterscheidet sie deutlich von der ersten Art. Die Hirsche werden seltner, als sie ehemalen waren. Um zu verhindern, daß dieses Thier nicht gänzlich auf der Insel ausgerottet werde, hat die Regierung eine Verordnung bekannt gemacht, welche alle diejenigen zu einer Geldstrafe nöthigt, die einen Hirsch getödtet haben.

Im J. 1764 hat die Krone Frankreich diese Colonie unter ihre unmittelbare Beherrschung genommen. Von dieser Zeit an bis ins Jahr 1782 hat sich allmählig eine Volksmenge von etwa 7000 Weißen, die Garnison mit einbegriffen, 12 bis 13,000 freyen Schwarzen, 62,230 Sklaven gesammelt. Die Anzahl des Viehs beläuft sich auf 27460 Stück.

Diese Insel wird, wie auch H. Sonnerat bemerkt, trotz aller Industrie, doch niemalen einen völligen Flor erhalten. Der Einwohner glaubt, die Verbesserung des Erdbodens verdiene nicht, daß er sein Uebriges dazu anwende. Die Sklaven seufzen unter der grausamsten und schröcklichsten Tyranney, und tragen diese schwere Bürde mit dem grösten Unwillen. Alle arbeiten daher sehr nachläßig, und selten rühren sie den Pflug an, ohne mit Ruthenstreichen dazu gezwungen zu werden. Außer den Ungewittern sind die Colonisten noch

noch mit Legionen von Ratten und schädlichen Vögeln geplagt. Die Merle und der javanische Kernbeißer, die man anfänglich als wunderbare Thiere auf die Insel brachte, und mit vielen Kösten sorgfältig in Kefigen nährte, haben sich so sehr daselbst vermehrt, daß sie heutiges Tages alle Erndten auffressen. Um sie von den angesäeten Feldern zu entfernen, müssen sie mehrere Negern als Schildwachen ausstellen, die ohnaufhörlich schreyen, und in die Hände klatschen. Die Ratten sind so häufig daselbst, daß sie oft ganze Mais-Felder in einer Nacht leer machen. Sie fressen auch das Obst und zerstören die jungen Bäume, deren Wurzeln sie abnagen. Dieß ist mit unter die Ursache, warum die Holländer diese Insel verliessen.

Die Regierung hat ihr Augenmerk auf diese schädlichen Thiere geheftet, und jedem Einwohner befohlen, eine gewisse Menge nach der Anzahl seiner Negern zu zerstören, und dem Policey-Gerichte die Köpfe der Vögel und die Schwänze der Ratten, die er getödtet hat, zu überliefern. So weislich auch diese Vorsicht ist, so war sie doch bisher ohne Nutzen. Vielleicht werden die Insulaner diese Feinde nicht eher los, als bis große Raubvögel, und etliche Detaschements Soldaten zugleich ihre Zerstörung vornehmen. Auf diese Art hat man ehemals die Heuschrecken

ausgetilgt, die in so ungeheurer Menge daselbst lebten, daß, wenn eine Wolke von diesen Insekten sich auf ein Reis- Frucht- oder Mais-Feld niederließ, keine Spur mehr davon übrig blieb. Die (Martins) eine Art Amsel, die man aus Indien brachte, nährten sich von diesem Insekt, und die Regierung half ihnen es vollends auszurotten.

Herr Sonnerat hat sehr recht, wenn er behauptet, daß die Insel Frankreich den französisch-indischen Besitzungen immer nachtheilig seyn wird. Man glaubt, sie seye der Mittelpunkt unsers Handels, und die Soldaten, welche wir daselbst unterhalten, können in Kriegszeiten unsern Comtoirs schnelle Hülfe leisten; aber diese Meynug ist irrig; denn man braucht vier Monate Zeit, um eine Nachricht aus einem unserer Häven in die Insel Frankreich zu überbringen; dann werden noch acht Monate erfordert, bis eine nach Indien seegelnde Flotte, die auch mit der grösten Geschwindigkeit zugerüstet würde, an dem Orte ihrer Bestimmung ankömmt. Die Engländer brauchen im Gegentheile nur 70 Tage, um Nachrichten zu erhalten. Sie beherrschen einen großen Theil Indiens, unterhalten daselbst immer eine beträchtliche Macht und verjagen die Franzosen gänzlich, ehe man nur ein Wort vom Kriege auf der Insel Frankreich erfährt. Um in dieser

reichen Gegend mit Vortheil uns zeigen zu können, sollten wir an der malabarischen Küste einen Haven haben, aus dem unsere Flotte alle Bewegungen des Feindes zu jeder Zeit beobachten könnte. Zweymal verloren wir Pondichery blos deswegen, weil unsere Flotten zurückkehrten, und die Küste Coromandel verließen, um nach der Insel Frankreich zu seegeln.

Französische Besitzungen auf der Insel Madagaskar.

Wenn wir Madagaskar zu den französischen Besitzungen in Afrika setzen, so wollen wir damit unsere Leser nicht glauben machen, daß diese Insel an Frankreich gehöre; denn wir besitzen daselbst nur zwey schlechte Comtoirs, welche uns kaum die Kosten des Unterhalts eintragen. Seit mehr als 100 Jahren haben wir uns öfters auf dieser Insel niedergelassen, aber unser unbesonnenes Betragen gegen die Eingebohrnen des Landes, die Verachtung, womit wir Menschen behandelten, die zwar an der Farbe, aber gewiß an ihrem innern Werthe nicht von uns verschieden waren, die wenige Redlichkeit, die wir in unserm Handel zeigten, unsere Begriffe, unsere Vorurtheile, unser Ehrgeiz verjagten uns aus diesen Gegendeu,

welche für die Handlung so vortheilhaft wären, wenn geschickte und menschenfreundliche Leute sich damit beschäftigen würden. Vielleicht machen diese Lehren der Mäßigung, die uns diese und so viele andere Völker schon gegeben haben, ernsthafter unserm Interesse nachdenken; so daß wir uns durch ein dauerhafteres Band mit dieser Nation verbinden, welche Besitzerin eines so unermeßlichen Landes ist, das in dem Schooße seiner Erde Keime des Reichthums und des Glücks enthält.

Madagaskar ist durch den Kanal von Mosambigue vom vesten Lande Afrika's getrennt, und liegt am Einflusse des indischen Oceans, zwischen dem 12 und 25ten Grade der Breite, und dem 62 und 70ten Grade der Länge. Sie ist 336 Meilen lang, und hat 120 Meilen in ihrer grösten Breite, welches einen Umfang von 800 Meilen ausmacht. Wir kennen nur die östliche Küste. Ihre besten Häven sind die Vestung Dauphin, Tamatave, Foule = Pointe; die Insel Sainte-Marie [heil. Marians = Insel] und der Haven Choiseul in der Bay von Antongla.

Die Küsten dieser großen Insel sind meistens ungesund. Dieses Uebel entsteht aus ihren Wäldern und Morästen, womit sie bedeckt und ihre Luft verunreinigt ist. Der Regen hat seine bestimmte Zeit, wie alle Länder zwischen den Wende-

Cirkeln. Durch ihn entstehen Flüsse, welche, wenn sie sich in den Ocean stürzen wollen, ihre Mündung mit Sand verschlossen finden, den das Meer während der Tröckne daselbst angehäuft hat. Durch diesen Damm sind sie gezwungen auf die Ebenen auszutreten, auf denen sie einige Zeit stehen bleiben und den Horizont mit den schädlichsten Ausdünstungen anfüllen, bis daß der Damm nach und nach weggeschwemmt wird, wodurch sie sich einen Ausgang suchen. Merkwürdig hiebey ist, daß die Küsten nur in den regnerisch-windigen Zeiten ungesund sind, die Luft in dem Innern des Landes immer rein, und das Ufer der Gegenden beständig gesund ist, wo durch lokale Umstände der Lauf der Flüsse ganz frey ist.

Auf allen Seiten der Insel, denen sich der Seefahrer nähert, erblickt er nur einen trockenen Sand. Diese Unfruchtbarkeit erstreckt sich aber nur 1 oder 2 Meilen weit.

Die Natur ist auf dem übrigen Theile der Insel in beständiger Vegetation, und bringt in den Wäldern und auf freyen Feldern ohne Zuthun menschlicher Hülfe Baumwolle, Indigo, Hanf, Honig, weißen Pfeffer, Bananen, den karaibischen Kohl, den Sago, den Ravensera, (ein noch wenig bekanntes Gewürz) und tausend andere nahrhafte Pflanzen hervor, die wir in unserm Clima nicht besitzen. Alle Gegenden

sind mit Palm= Cokosnuß= Pomeranz= Gummi= und andern Bäumen angefüllt, die man auch zum Bauen, und allen andern Künsten brauchen kann. Nur allein der Reis wird in Madagaskar gepflanzt. Das Rohr, welches in Sümpfen wächst, wird ausgerissen. Der Saamen wird ohne Achtsamkeit nur obenhin gestreut. Die Vieh=Heerden laufen drüber hin, und treten ihn in die Erde. Das Uebrige wird dem Ohngefehr überlassen. Eine andere Reisart wird mit der nemlichen Nachläßigkeit in der regnerischen Jahrszeit auf den Gebirgen gepflanzt. Diese Gegenden sind ganz von dem menschlichen Fleiße verlassen. Die Fruchtbarkeit des Erdbodens, und des wohlthätigen Wassers müssen alle Arbeiten ersetzen.

Tag und Nacht sind Ochsen, Schaafe, Schweine, Ziegen auf den Weiden, welche immer begraset sind. Weder Pferde, Büffel= Ochsen, Kameele, noch jedes andere Last= oder Reit=Thier wird in Madagaskar angetroffen, ob es schon scheint, daß sie daselbst sehr gut fortkommen würden.

Wenn Madagaskar geschicktere und fleißigere Innwohner hätte, so wäre es vielleicht das schönste, mächtigste und reichste Land auf der Erde. Es giebt daselbst Berge von Quarz und Bergkrystall, Gold= Silber= Kupfer= und Eisen=Bergwerke, kostbare Steine, Agtsteine und viele andere

schätzbare Produkten des Pflanzen- und Thierreichs, die man bey uns nicht kennt.

Dieses reiche Land ist in mehrere Völkerschaften getheilt, die zwar nicht von gleicher Anzahl, aber deren jede durchaus von der andern unabhängig ist, eine besondere ihr eigene Gegend bewohnt, und sich selbst nach ihren Gebräuchen beherrscht. Ein Oberhaupt, das entweder durch Wahl, durch Erbfolge, oft auch durch unerlaubte Ränke seine Würde erhält, genießt daselbst eine große Macht. Einen Krieg aber darf er nur mit Einwilligung der vornehmsten Glieder des Staats unternehmen, und nur so lange fortsetzen, als sein Volk freywillig die erforderlichen Kösten und den Muth zu streiten anbietet. Wenn er eine Rathsversammlung hält, so haben die Fremden, so gar die Feinde, das Recht beyzuwohnen. Jedes giebt seine Stimme, und spricht in seiner Reihe nach seiner Würde.

Wir kennen diese Insel nur sehr unvollkommen. Einige Reisende, welche begierig waren etliche für die Naturgeschichte nützliche Entdeckungen zu machen, haben nur einige ihrer mittäglichen Provinzen durchreiset, und nach ihren Beobachtungen, besonders aber durch die Herren Bouchet und Sonnerat geleitet, will ich nun eine kleine Beschreibung von den wichtigsten Bemerkungen geben, die man in diesen Gegenden gemacht hat.

Matalan. Die Provinz Matalan soll eine der besten und reichsten auf Madagaskar seyn. Sie liegt auf einem angenehmen Hügel, von dessen Spitze ein leichter Abhang sich bis an das Ufer des Meers zieht. Einige stille Flüsse strömen auf demselben, welche sehr vieles zur Fruchtbarkeit des Erdbodens beytragen.

Es sind daselbst Wälder von sehr hohen Baumstämmen, eine große Menge Cokusnußbäume (Arquiers) und andere Palmbäume. Der Maniok, die Pataten, die Cambars wachsen in besonderer Größe; und die Zuckerrohre sind viel schöner als auf den Antillen. Die Einwohner pflanzen den Reis in trockene Erde, und die Erndte davon ist immer sehr reich. In diese Gegend könnte man sehr füglich eine Colonie pflanzen. Die Lage und die wenigen Sümpfe, welche man hier antrift, ist viel gesünder als alle Pflanzörter, welche die Franzosen bisher bewohnten. Schade ists, daß an der Küste keine einzige Rhede ist, wo die Schiffe vor den Ungewittern gesichert wären.

Diese Provinz wird durch 20 Vorsteher regiert, wovon einer allein in wichtigen Vorfällen die oberste Gewalt hat. Alle stammen von einer arabischen Familie her, welche sich in dieser Gegend niederließ. Der Anführer dieser Heerde hatte mehrere Kinder. Zwey von ihnen begaben sich in die Provinz Anossien, brachten sie unter sich und

ihre Nachkommen beherrschen sie noch bis izt. Die andern erbten ihren Vater, und seit etwa 300 Jahren hat sich sein Ansehen unter seinen Nachkömmlingen erhalten.

Die Provinz Matalan ernährt beynahe 6000 Einwohner und 4000 Stück Hornvieh. Die Schaafe und die Ziegen sind daselbst sehr selten; aber das Geflügel ist desto häufiger. Besonders aber ist sie reich an Wildpret und mehrern Tauben- und Papagey-Arten.

Manatingue. Diese Provinz wird durch den Fluß Menanpie bewässert, welcher sich in mehrere Aerme theilt. Die kleinen Inseln, welche er umfließt, sind sehr oft überschwemmt, und werden alsdann zu Sümpfen, welche die Luft sehr ungesund machen. An Produkten, welche die nemlichen, wie die zu Matalan sind, ist diese Landschaft nicht so reich. Die Bevölkerung beträgt 3 bis 4000 Einwohner, die durch 8 Oberhäupter regiert werden. Diese sind in einem beständigen Kriege mit denen zu Matalan, welche sie alle für fremde, unrechtmäßige Verwalter ihres Amts ansehen. Die Provinz Manatingue ernährt etwa 2000 Stück Hornvieh. Das Meer wüthet so sehr längs ihrer und der Küste von Matalan hin, daß so gar die Piroguen des Landes sich nur beym schönen Wetter dem Lande nähern können.

Anossie. Auf diese Provinz, welche östlich an das Meer und westlich an eine Kette von Bergen grenzt, bauten die Franzosen vorzeiten die Vestung Dauphin. Das Ufer des Meers besteht aus einem trockenen und leichten Sande, welcher gar nicht kann angebaut werden. Er giebt nur kleine Sträucher, und eine magere Weide. Das Innere ist durch stehende Sumpfwasser angesteckt. In mehrern Flüssen, deren Mündungen durch ihre Sandhäufen den freyen Lauf des Wassers so lang hemmen, bis daß ein oder zweymal des Jahrs die großen Ueberschwemmungen ihnen denselben öfnen, giebts eine große Menge von Fischen. Auf den Bergen wachsen schöne Bäume, deren Holz zum Bauen kann gebraucht werden.

Diese Provinz enthält 15 bis 16,000 Stück Hornvieh; und hier kommen auch die Schaafe und die Ziegen gut fort. Der Erdboden ist überhaupt sehr trocken, und wenn die Einwohner nicht die Vorsicht anwenden würden, den Reis in Teiche zu pflanzen, so müßten sie oft der Lebensmittel entbehren. Das Obst, welches am häufigsten daselbst ist, besteht in Granat-Aepfeln, Pomeranzen, Ananas, und Bananen. Hier und da sieht man auch Reben, welche, ohne alle Pflege, sehr gute Trauben tragen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 10,000, welche durch zwey Oberhäupter, die aus einer arabischen Fa-

milie herstammen, wie schon vorher gemeldet worden, regiert werden. Diese beyden Fürsten theilen, wie die alten lacedemonischen Könige, die oberste Gewalt; so daß jeder auf die Unterthanen das Recht über Leben und Tod hat.

Diese Provinz hat mehrere Meerbusen. In dem, welcher an der Vestung Dauphin liegt, ankern gewöhnlich die französischen Schiffe, ob er schon nicht der beste ist. Der zu St. Lucie ist viel sicherer. Die kleinern Schiffe können sich leichter dem Lande nähern, und die großen sind in dem Galioner Meerbusen vor den stärksten Winden beschützt.

Androue. Die Provinz Androue hat einen trockenen und zum Reisbau ganz untüchtigen Boden. Ihre Einwohner, welche durch acht Oberhäupter regiert werden, pflanzen kleinen Hirs, Mais, Pataten, Baumwolle, und die Palma Christi. Aus dieser lezten Pflanze wird Oel gemacht, welches sie an ihre Nachbaren gegen Reis vertauschen. Sie sind viel wilder als die leztern; und diese, um allen Handel mit uns zu hindern, überreden sie, daß wir die Sklaven nur kaufen, um sie zu essen.

Die Provinz ernährt 2000 Stück Hornvieh, und große Schaaf- und Ziegen-Heerden. Sie wird durch den Fluß Mandar bewässert, welcher nur 2 oder 3 mal des Jahrs sich ins Meer er-

gießt. Dieser Fluß wälzt das Wasser mehr als 20 Meilen weit auf das Land, welches sehr niedrig und mit dem Meere in gleicher Höhe liegt; weßwegen auch alles ihr Wasser verdorben ist. Ohne die ungeheure Menge Sand, welche dieses Land am Ufer umgiebt, würde sie schon längst durch Ungewitter und die starke Ebbe und Fluth überschwemmt worden seyn. Die Schiffe können nur an freyer Küste, wo das Meer am ruhigsten ist, ankern.

Antecouda. Der Boden dieser Provinz besteht aus einer röthlichten Erde, welche nur zum kleinen Hirs- Pataten- und Mais-Bau brauchbar ist. Alles Wasser daselbst ist sehr schlecht; und die Einwohner, deren 6 bis 7000 sind, und von 11 Oberhäuptern beherrscht werden, müssen Regenwasser trinken, das sie bey großen Ungewittern sammeln. Hornvieh sieht man gar wenig, weil es keine Weide giebt; aber Schaafe und Ziegen sind desto gemeiner. Die Schiffe müssen an der offenen Küste ankern; doch scheint es, daß ihnen das Cap St. Marie einen bequemern Aufenthalt verschaffen könnte.

Mariafale. Das Erdreich dieser Provinz ist trockener als das in den vorgehenden Provinzen. Man pflanzt in diesem Lande, welches eines der grösten auf der Insel ist, Hirs, Mais, (Ambrevades) und Wassermelonen. Einige Gegenden

sind auch ziemlich mit Holz versehen. Ein großer Fluß durchströmt es, welcher sich ins Meer ergießt, und einen Haven bildet, wo die Schiffe, wenn anders die Sud- und Sudwestwinde nicht zu stark an den Küsten wüthen, ankern können. Nichts ist hier zahlreicher, als Sklaven, Ochsen, Schaafe und Ziegen. Von hier beziehen die Colonisten der Vestung Dauphin den grösten Theil der Waaren, die sie an die Franzosen verkaufen. Die Bevölkerung beträgt etwa 10,000 Einwohner, die durch zehn grausame, barbarische und gegen die Fremden treulose Oberhäupter regiert werden.

Fieren. Diese Provinz, in der die Bay St. Augustin liegt, hat eine trockene Erde, wenig Holz, große eisenhaltige Felsen, und und ist übersäet mit (Liserons) Winden. Sie enthält 8000 Einwohner, die von 7 Oberhäuptern beherrscht werden. Die Franzosen trieben sehr lange einen beynahe ausschließlichen Handel in der St. Augustins-Bay. Heutiges Tages genießen aber die Engländer einigermaßen diese Freyheit, und keine europäische Flagge erscheint so oft daselbst als die ihrige. Sie führen einige Waaren hin, die sie gegen Sklaven anstauschen. Die Schaafe und die Ziegen sind daselbst sehr wohlfeil. Das Land wird durch einen großen Fluß bewässert, und ernährt etwa 6000 Stück Hornvieh.

Machicores. In dem Innern der Insel liegt die Provinz Machicores. Ihre vielen kleinen Berge sind ganz mit Kieselsteinen bedeckt. Die Anzahl der Bewohner betrift etwa 10,000, welche von 11 Oberhäuptern regiert werden. Sie erndten nichts als Reis, den sie nach Regenzeit in die Sümpfe säen. Die Weiber geben sich mit den Seidenwürmern ab und, verfertigen aus der Seide, welche sie erhalten, sehr schöne Schürzen (Pagnes) welche sehr theuer verkauft, und allgemein geschätzt werden. Dieses Land nährt etwa 1000 oder 1200 Stück Hornvieh. Man findet auch Brüche von sehr schönem weißem, schwarzen und grauen Marmor. Auch der Tufstein wird daselbst, wie er aus der Erde hervorwächst, so leicht als die Seife gebrochen, und an der Luft verhärtet.

Salane. Diese Provinz ist ganz von hohen Bergen umschlossen, aus denen mehrere Bäche fliessen, die das Thal, das sehr reich an Reben ist, befruchten. Sie enthält etwa 2000 Einwohner, an deren Spitze fünf Despoten als Regenten stehen. Die Ruinen eines steinernen Gebäudes, das 30 Schuh lang, und 20 Schuh breit ist, werden hier noch angetroffen; die Eingebohrnen sagen, es wäre von Europäern erbaut worden, die sich hier niedergelassen hätten.

Delaquelaque. Zwischen Anossien und Androue liegt die kleine Provinz Delaquelaque.

Ihr Erdboden ist zwar des Anbaus nicht fähig, weil er überall eisenhaltig und mit Felsen bewachsen ist; aber die Weide ist vortreflich. Sie hat etwa 2000 Einwohner, welche von 4 Oberhäuptern regiert werden.

Amboule. Diese Provinz, welche nur ein Thal, und eine der schönsten und angenehmsten Inseln ist, zeigt überall Reichthum und Fruchtbarkeit. Sie wird von einem großen Strom durchflossen, und erstreckt sich einerseits bis nach Manatingue, und auf der andern Seite ist sie von einer Kette von Bergen umzogen, welche nur 3 Durchwege hat. Der mittlere Theil dieses Gebirgs, der durch die kleinen Bäche sehr fruchtbar gemacht wird, die sich herab auf die Ebene schlängeln, ist mit Wäldern von Bauholz ganz bedeckt. Dieses Thal mag etwa 15000 Einwohner in sich fassen, welche von 72 Oberhäuptern regiert werden. Das Hornvieh ist daselbst zahlreicher und größer als in den übrigen Provinzen. Es fließen auch zwey warme mineralische Wasser, die 4 Stunden von einander entfernt sind, und denen die Eingebohrnen große Eigenschaften zuschreiben. Ein kleiner Fluß führt auch Goldstaub mit sich. Das Erdreich in dieser Gegend ist sehr gut zum Ackerbau; und wenn die heiligen Gesetze der Natur und des Eigenthums mir erlaubten meinen Mitbürgern den Plan einer politischen

Besitzung eines fremden Guts vorzuzeichnen, so würde ich sie aufmuntern in dieser herrlichen Gegend eine Colonie aufzurichten. Man sieht noch Merkmale von dem ehemaligen Aufenthalt der Franzosen daselbst.

Mandrere. Dieses kleine Land macht eine Provinz aus, die 2000 Einwohner zählt, und von 4 Oberhäuptern regiert wird. Es liegt an dem Fuße eines sehr hohen Gebirges. Die Kälte ist daselbst 4 Monate so streng, daß das Wasser 2 Schuh dick eist. Die Erde ist sehr fruchtbar und man pflanzt einen sehr guten Reis. Man sieht noch die Reste einer alten Behausung, welche die Franzosen im J. 1662 erbauten.

Ecouda = Enverse. Diese Provinz soll gut und fruchtbar seyn; aber wir kennen sie nur sehr wenig. Die Völker, welche sie bewohnen, werden von 6 Oberhäuptern regiert, sind etwa 3 bis 4000 an der Zahl, und sind in einem beständigen Kriege mit den Matalanern und Manatinguern.

Racquinonchi. An der Quelle des Flusses Matalan liegt diese kleine Provinz, welche auch **Manatan** genannt wird. Der Boden ist so trocken, daß daselbst nichts als Cambars = und Bananas = Bäume wachsen. Diese Landschaft enthält 2000 Einwohner, und wird durch sechs Oberhäupter regiert, welche nach den Erzählungen des Volkes, von einem 3 Schuh hohen

Männ=

Männchen herstammen sollen, daher sie auch noch den Namen *Zaphéracqui mouché*, welches Zwerg bedeutet, beybehalten haben. Wilde Ochsen, von einer ganz besondern Art, werden daselbst sehr häufig angetroffen. Diese Thiere sind sehr klein, und haben keine (Loupes) wie die andern.

Der Ursprung der Madagaskaer, so wie vieler anderen Völker, verliert sich in kindischen und schwärmerischen Erdichtungen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie nicht alle von einem Stamme herkommen, denn sie sind zu sehr durch ihre verschiedene Bildung von einander unterschieden. Man findet dreyerley Menschen-Arten auf dieser Insel, welche sehr ungleich charakterisirt sind. Die erste ist sehr schwarz, und hat kurze und gekrauste Haare. Vielleicht ist diese die einzige, welche ursprünglich madagaskaisch ist. Die aus der zweyten Art heißen Malambous und bewohnen einige Provinzen in dem Innern der Insel. Sie sind schwarzbraun und haben lange glatte Haare. Der Haß, den die erstern gegen sie hegen, weil sie ihnen vielleicht ehemals einen Theil ihres Landes geraubt haben, aus dem sie sich ernährten, hält sie immer gegen einander bewafnet. Die Malambous sind überhaupt sehr träg, und verachten die Arbeit. Auf der Insel werden sie daher gar nicht geschätzt. Ihre Gesichts-

züge haben viel ähnliches mit den Malaien. Die dritte Art bewohnt die Gegenden um die Vestung Dauphin, und einige andere auf der westlichen Küste. Man muthmaßt, daß sie von Arabern abstammen, die ein Schiffbruch an dieses Ufer schleuderte. Sie haben auch die Bildung dieser Völker völlig erhalten, so gar noch einige von ihren Gebräuchen. Sie schreiben die madagaskarische Sprache mit arabischen Buchstaben, auf schlechtes Papier, das sie aus einer geschlagenen Baumrinde selbst verfertigen. Diese Leute hält man auf der ganzen Küste für Gelehrte. Man fragt sie auch um Rath, wenn man opfern, nach Wahrsagungen sich richten, oder in das Dunkel der Zukunft dringen will, so gar wenn man durch etwas beunruhigt wird. Sie haben sich das ausschließliche Recht zugeeignet, die Thiere zu tödten. Ein Madagaskaer, der in ihrem Lande eine Huhn umbrächte, würde ein großes Verbrechen begehen; und wenn ein Fremder will von ihrem Geflügel bey ihnen speisen, so läßt man einen Einwohner kommen, der es tödtet. Wer Schweinefleisch ißt, verliert auf immer die Vorrechte, die seiner Zunft eigen sind. Der Abscheu gegen diese Thiere ist so groß, daß keines durch eines ihrer Dörfer darf geführt werden.

Die Häuser der Madagaskaer, welche von großen Pfeilern erbaut sind, die in der Erde

stecken, bestehen in Einem Zimmer, in welchem die ganze Familie schläft. Die Mauern dieser Häuser sind von den Ribben der Ravenalablätter erbaut, die man mit einander verbindet, und an Latten von Bambou bevestigt. Ziemlich reinliche Strohmatten dienen ihnen statt der Tapeten. Das Dach ist mit Ravenala-Blättern bedeckt, welche sehr künstlich aneinander gereiht sind, und eine sehr dauerhafte Decke ausmachen. Der Fußboden ist aus starken Bambou-Flechten verfertigt, mit Strohmatten bedeckt, und gewöhnlich ein oder zween Schuh hoch; Tag und Nacht unterhalten sie Gesundheits wegen auf ihren Heerden Feuer. Die Wohnungen der Oberhäupter sind nicht ausgezierter. Der Unterschied besteht in einer Pallisade, die sie umschließt, und in einer Stange, die höher als das Gebäude selbst ist, vor dem sie steht, und mit den Hörnern von allen denjenigen Ochsen behängt ist, die bey öffentlichen Festen geopfert wurden. Das Hausgeräthe der Obrigkeit und der Unterthanen besteht in einigen irdenen Küchengeschirren, in Bambous oder Callebassen, die zum Wasserschöpfen gebraucht werden, und in Körben von Strohmatten, in denen sie ihre Kleider verwahren.

Die Kleidung der Madagaskaer besteht in einem (Pagne) von Palmbaum-Tuch, welches drey Ellen lang ist; dieses legen sie auf ihre

Schultern, so daß die zwey Ende vornen herab hängen. Die Oberhäupter tragen seidene oder baumwollene, die rings um mit Franzen, gläsernen Zierrathen, und Zinnkügelchen garnirt sind. Ihr Haupt bedecken sie mit Mützen von Binsen. Die Weiber umgürten sich mit einem blauen Tuch, das aus drey bis vier Stäben besteht, und einem Weiberrock nicht unähnlich ist. Unter diesem tragen sie der Reinlichkeit wegen ein weisses Tuch, das größer oder kleiner ist. Sie kleiden sich auch in eine Art Wämsgen von blauem Tuch, das ihnen nur bis auf die Hälfte des Schooses reicht, und mit Gold- oder Silber-Blättlein geziert ist, die ihnen statt der Haften dienen. Sie tragen Ohrengehänge, silberne oder gläserne Armbänder und goldene oder silberne Halsketten, welches alles im Lande verfertigt wird.

Die gewöhnliche Nahrung der Madagaskaer ist der Reis, den sie mit im Wasser gekochten Fischen oder Geflügel speisen. In die Brühe legen sie Blätter vom Ravensera, welches ein madagaskaischer Gewürzbaum ist, nebst einem wenig Seewasser, das ihnen statt des Salzes dient, dessen Gebrauch sie nicht kennen. In dem Innern der Insel brauchen sie das Blatt eines Baums, den wir Salz-Baum nennen. Statt des Tischtuchs und der Schüssel haben sie Bana-

nasblätter. Auf einer Seite trägt man den Reis, und auf der andern das Fleisch auf. Nach ihren Mahlzeiten trinken sie kein anders Getränke, als das Wasser, welches in dem Geschirr gesotten wurde, worinn man den Reis kochte, von welchem noch eine sehr starke Kruste in dem Boden desselben sitzt. Diese Vorsicht ist in einem Lande, wo das Wasser meistentheils schlecht ist, sehr weise.

Die Waffen der Madagaskaer, ehe sie die Europäer kennen lernten, bestunden in einem (Zaguaie) einer Art Wurfspieß, der an beyden Enden mit Eisen beschlagen, fünf bis sechs Schuh lang ist, und welchen sie mit großer Geschicklichkeit zu werfen wissen; seitdem wir aber mit ihnen umgehen, bedienen sie sich der Gewehre, Säbel und Pistolen. Man behauptet, die Künste hätten noch nicht große Fortschritte auf der Insel gemacht. Die Weiber auf der mittäglichen Seite derselben machen ihre (Pagnes) von Baumwolle und Seide, und die auf der mitternächtlichen Seite verfertigen sie von Raphia-Blättern. Ihre Rahme bestehen in vier Stücken Holz, die in der Erde stecken. Es giebt bey ihnen Gold- und Eisen-Schmiede, welche vielerley Arbeiten machen, denen sie aber keinen Glanz geben. Die Blasbälge bestehen in zween hohlen Baumstämmen, welche neben einander geklammert sind. Unten haben

dieselben zwey eiserne Röhren, und in dem Innern jeder Röhre einen Stempel, der mit Raphia umwunden ist, das ihnen statt des Wergs dient. Der Lehrjunge, welcher zu dieser Maschine gebraucht wird, stößt abwechselnd immer einen von den Stempeln hinunter, alldieweil er den andern hinaufzieht. Ihre ganze Industrie besteht in Verarbeitung der Theile eines Gewehrs; das Rohr zu bohren ist ihnen aber noch nicht möglich.

Der Ackerbau ist so weit zurück, als die Künste. Man sieht weder Gärten, noch Obstbäume. Die nördlichen Bewohner bauen nur den Reis, den sie zu ihrer Nahrung brauchen, und da diese Pflanze in den mittäglichen Gegenden nicht wächst, so pflanzen ihre Bewohner statt derselben kleinen Hirs. Diese Völker wissen nicht einmal, was der Ackerbau ist. Wenn sie die Kräuter in den Sümpfen verbrannt haben, so säen sie ihren Reis zu Anfang der regnerischen Zeit hinein. In mehrern Gegenden geben sie sich nicht einmal die Mühe zu säen; sie lassen auf Stengeln Aehren sitzen, damit die Körner herausfallen, und sich fortpflanzen.

Die Aerzte werden besonders auf dieser Insel geachtet. Und doch besteht ihre ganze Wissenschaft in der Kenntnis einiger aromatischen, scharf zusammenziehenden oder purgierenden Pflanzen,

welche sie gewöhnlich untereinander mischen, und daraus ein Getränk oder ein Bad zu machen; aber ihre Hilfsmittel werden nur in schweren Krankheiten, oder in dem Falle gebraucht, wenn sie die allgemeinen und bekannten Mittel schon angewandt haben. Diese Heilmittel sind eine große Art Erbsen und Kalk, die zerstoßen werden, wovon man ein Pflaster macht, das man auf den leidenden Theil legt. Wenn die Krankheit gefährlich wird, so stecken sie den Ast eines Baums mit allen seinen Blättern über die Thüre, welche sie mit einem Faden zubinden. Dieses Trauerzeichen ist für die Fremden eine Anzeige, daß sie nicht, wie gewöhnlich, hineingehen können, weil die Thüre nur dem Arzte, und den übrigen Personen geöfnet ist, deren Dienst der Kranke nothwendig hat.

Der Arzt empfiehlt meistens die Diät und Aufschläge. Manchmal läßt er den Kranken auch zur Ader, aber nur wenn es die äußerste Nothwendigkeit erfodert. Diese Operation geschieht an allen Theilen des Körpers, und besonders an demjenigen, den man für den Sitz der Krankhett hält. Er setzt auf denselben den breiten Theil eines Ochsenhorns, an dessen spitzem Theile eine Oefnung angebracht ist, aus der er mit seinem Mund das Blut herauspumpt. Dann nimmt er ein schlechtes Messer, dessen Spitze umgebogen ist,

macht damit mehrere Schrepfschnitte, und setzt das Horn zum zweytenmal an.

Die wenigen Ceremonien, welche die Madagaskaer in ihrem Gottesdienste beobachten, und die große Ungewißheit, welche in den Nachrichten, die wir von ihnen besitzen, herrscht, erlaubte uns nicht in den **gottesdienstlichen Ceremonien aller Völker** davon zu reden. Wir sind weit entfernt mit den meisten Reisenden zu behaupten, daß sie gar keine Religion haben. Eine solche Lästerung, die man gegen einen Theil des menschlichen Geschlechts ausspricht, würde ohne Zweifel die Leser beleidigen, und man könnte uns die starken Gründe entgegen setzen, die wir in mehrern von unsern Werken anwandten, um die Nationen von einer so ungegründeten Beschuldigung zu befreyen. Zwo Religionen, was auch einige unwissende Schriftsteller dazu sagen werden, herrschen auf der Insel; die natürliche und die muhamedanische. Beyde nehmen zween Grundsätze an, wovon der eine dem großen Janhar, dem Allmächtigen, dem höchsten Wesen, der vollkommensten Gottheit untergeben ist. Sie erbauen ihm aber keine Tempel, und stellen ihn niemals unter sinnlichen Gestalten vor; der erste Baum dient ihnen, wie den alten Teutschen, zum Heiligthum; der nächste Rasen ist ihr Altar. Hier beten sie durchdrungen von der grösten Ge-

wissensangst zu ihrem Gott, opfern zu seinen Ehren und versprechen ihm eine gänzliche Ergebenheit. Die, welche sich zum Isnanus bekennen, haben wahrscheinlich von den arabischen Kaufleuten die Grundsätze des Alkorans erhalten, welche jährlich sie besuchen, um mit ihnen zu handeln. Sie lassen sich von ihrer Jugend an beschneiden. Zufolge dem Gebrauche muß diese Ceremonie alle drey Jahre vorgehen. Sie giebt zu einem großen Fest Gelegenheit, an welchem man alle Kinder aus den umliegenden Gegenden versammelt, um sie in die Geheimnisse der muselmännischen Religion einzuweihen. Das Oberhaupt des Dorfs läßt etliche Ochsen schlachten, und liefert allen seinen Unterthanen den Tock, ein Getränke des Landes, das aus Zuckerrohren gemacht wird, in großem Ueberflusse.

Alle diese Völker sind mehrern aberglaubischen Meynungen ergeben, welche in der alten Welt sehr bekannt waren, und noch heutiges Tages die meisten Nationen der Erde beherrschen. Sie glauben, die Seelen der Verstorbenen irren einige Zeit auf der Erde herum, und ihre Legenden sind mit wunderbaren Erscheinungen angefüllt. Die Seelenwanderungslehre kennen sie nicht, aber sie glauben, daß gewisse Seelen in den Körper eines Thiers, oder in eine Pflanze übergehen; und da sie einmal Schlangen auf dem Grabe eines grau-

samen und blutdurstigen Regenten sahen, welcher mehrere schwangere Weiber aufschneiden ließ, um das Geheimnis der Menschwerdung zu erfahren, so glaubten sie, daß seine Seele in den Körper dieser Thiere gewandelt sey. In der Gegend der Antongilschen Bay wird, nach Herrn Sonnerat, ein Badamier angebetet, welcher aus der Asche eines wohlthätigen Regenten entstand.

Die Madagaskaer halten die Verfinsterungen der Sonne oder des Monds für lauter Vorbedeutungen einer großen Krankheit; aber das Vorurtheil lehrt sie auch, daß diese Wahrsager nur Standespersonen zu ihrem fürchterlichen Gegenstand haben. Wenn ein Kind gebohren wird, so wahrsagt man ihm, und wenn der Wahrsager ihm nicht günstig ist, so setzen es seine unmenschlichen Aeltern in einen Wald aus, und geben es den wilden Thieren Preis.

Es scheint nicht, daß es unter den Madagaskaern Leute giebt, die sich ganz dem Priesterstand widmen; sondern ich glaube vielmehr, daß der Aelteste aus der Familie in seinem Gebiete diese wichtige Handlung erfülle. Man trift nur eine Art von **Verzuckten** unter ihnen an; welche für Zauberer gehalten werden; sie werdeu oft ganz rasend und fallen hernach in eine Betäubung, in der sie etliche Stunden bleiben. Wenn sie aus diesem langen Schlafe erwacht sind, so erzählen

sie etliche Träumereyen, welche ihnen die erhitzte Einbildungskraft eingab.

Ihr Gesetz erlanbt ihnen die Vielweiberey; jeder Mann kann so viel Weiber heirathen, als er will, und sie verabschieden, wenn es ihm gefällt. Die Eifersucht quält diese Völker nicht; die meisten halten es für eine große Ehre, wenn ein Europäer ihren Genuß mit ihnen theilen will. Die Weiber sind mit der Haushaltung beschäftigt, aber diese Arbeit ist sehr leicht und so wenig beschwerlich, daß sie oft den ganzen Tag mit ihrem Putz zubringen, um ihren Liebhabern zu gefallen. Die Missethäter, welche sie nicht durch Zeugen überweisen können, und doch in bösem Verdacht haben, müssen sich verschiedenen Proben unterwerfen; die vornehmsten sind das Wasser, der Tanguin und das Feuer: die erste besteht darinn, daß sie beym Caymann schwören müssen, und einen Fluß durchschwimmen, in dem sich viele solcher Thiere aufhalten; in der Mitte des Flusses bleiben sie eine Zeitlang stehen; wenn nun die Caymans sie nicht angreifen, so werden sie für unschuldig erklärt. Die südlichen Bewohner haben eine andere Probe mit dem Wasser; man wartet die Zeit ab, wo das Meer außerordentlich in Bewegung ist; dann setzt man den Schuldigen auf einen Felsen gerade gegen der Vestung Dauphin über, und wenn ihn die Wellen scho-

nen, so wird seine Unschuld öffentlich bekannt gemacht. Die Feuer-Probe geschieht mit einem glühenden Eisen, mit welchem man dem Schuldigen über die Zunge fährt, da es nun unmöglich ist, daß dieses zarte Glied der Glut des Feuers widerstehe, so werden die, welche man zu dieser Probe zwingt, immer als Schuldige erkannt. Der Tanguin ist eines der gefährlichsten Gifte aus dem Pflanzenreiche, den nur große Verbrecher, besonders aber Reiche, welche Sklaven und Heerden besitzen, nehmen müssen. Wenn ein unbilliger Regent einen von seinen Verwandten verliert, so heftet er sein Augenmerk auf einen reichen Privatmann, ruft die Rathsversammlung der vornehmsten des Dorfs und der Regenten der benachbarten Gegenden zusammen, und klagt öffentlich denjenigen als den Vergifter seines Verwandten an, dessen Güter er an sich ziehen will, und fordert, daß man ihn den Tanguin nehmen lasse. Wenn nun die Versammlung beschließt, daß er sich dieser Probe unterwerfen solle, so geht der Ankläger selbst zu ihm, um es ihm anzuzeigen. Der arme Verklagte ist aber seiner Unschuld überzeugt, und glaubt daher nicht, daß der Gift ihm schaden könne. Er bestimmt also den Tag, an welchem er den Gift nehmen soll, bittet seine Verwandten, diesem traurigen Feste beyzuwohnen, und bereitet sich so zu dieser Probe

vor, daß er nichts als Obst und Hülsenfrüchten ißt. Die Dose Gift, welche er verschlucken muß, ist stark, und tödtet meistentheils. Sein Tod ist eine unzweydeutige Probe seines Vergehens, und seine Verwandten müssen Sklaven des Regenten werden, der auch das Recht hat, alle Güter in Besitz zu nehmen. Da dieser aber nur nach den Sklaven und nach der Heerde trachtete, so läßt er die Verwandten frey. Daher kömmts, sagt ein aufgeklärter Reisender, daß die Völker, welche grausamen und barbarischen Gesetzen unterworfen sind, ihre Reichthümer verbergen müssen, wenn sie nicht von ihren Regenten wollen gedrückt seyn.

Nach dem Tode eines reichen Madagaskaers werden viele Opfer für das Wohl seiner Seele angestellt; und erst etliche Tage nach seinem Erblassen erlaubt der Gebrauch ihn zu begraben. Die Nacht durch werden vor dem Hause Flintenschüsse gethan, um die bösen Geister zu entfernen; darauf wird der Todte mit seinen schönsten Kleidern in einen hölzernen Sarg gelegt, und außerhalb des Dorfs begraben. Auf sein Grab baut man eine Cahute, vor der man an einer Stange alle Hörner von den Ochsen aufhängt, welche nach seinem Tode für ihn geopfert wurden. Wenn er mit einigen geachteten Familien, welche von dem Orte entfernt wohnen, in

Verwandschaft steht, und bey denen das Grab seiner Vorfahren sich befindet, so wird er mit vielem Pomp dorthin gebracht, wo die nemlichen Ceremonien mehrere Tage durch, bis der todte Körper in seiner eigentlichen Ruhestätte liegt, wiederholt werden.

Spanische Besitzungen auf der afrikanischen Küste.

Die Spanier, welche einen großen Theil von Amerika, die philippinischen Inseln, und andere große Besitzungen beherrschen, von denen sie aber einen sehr geringen Nutzen ziehen, haben sich niemals besonders mit dem afrikanischen Handel abgegeben. Die Nachbarschaft von Algier und von den andern barbarischen Nationen, von denen sie nur durch das mittelländische Meer getrennt sind, haben vor etwa 300 Jahren den Entschluß, einige kleine Vestungen dorthin zu bauen, rege gemacht, wodurch sie sich vor den Einfällen der Araber, welche damals das mittelländische Meer durch ihre Räubereyen unsicher machten, beschützen wollten. Sie besitzen noch drey von diesen Vestungen, welche sich heutiges Tages mehr durch ihr Alterthum, als den Zustand ihrer Vestungswerker und die Anzahl der Kanonen, welche zu

ihrer Vertheidigung dienen sollen, erhalten haben.

Ceuta. Die erste spanische Niederlage, welche man auf der barbarischen Küste antrift, ist Ceuta, die Residenz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Lisabon steht. Sie liegt im Königreiche Fez, und wurde den Mauren im Jahr 1415 von Johann, König von Portugal, entrissen. Seit der Revolution, welche im Jahr 1640 in Portugal sich zutrug, gehört sie den Spaniern, welchen sie durch den Lisabonschen Friedensschluß im Jahr 1668 überlassen wurde. Diese Stadt ist wegen ihrer vortheilhaften Lage an der Mündung des mittelländischen Meers gegen Gibraltar über, und wegen einer merkwürdigen Belagerung, in der sie sich 50 Jahre lang gegen die Mauren vertheidigte, sehr bekannt.

Oran. Dieser Platz liegt unter dem Meridian der Stadt Carthagena in Spanien, in dem Königreiche Tremesin. Seine Vestungswerker werden nur von den algierischen übertroffen, von welcher Stadt, Oran auf seiner südwestlichen Seite etwa 50 Meilen entfernt liegt. Die Spanier bemächtigten sich desselben unter dem berühmten Minister dem Cardinal Ximenes. Die Algierer vertrieben sie im J. 1508; der Graf von Mortemart brachte ihn aber im J. 1732 wieder an die spanische Krone. Dieser wichtige Platz liegt

nur einen Steinwurf weit vom Meere, theils auf einer Ebene, und theils an dem abhängigen Theile eines sehr steilen Berges. Die Stadt ist mit Vestungswerkern und Schlössern umgeben; und ihre Rhede ist mit einer ziemlich ansehnlichen Batterie besetzt, um die Feinde, welche in ihrer Nähe sind, in Schrecken zu erhalten. Sie dient den Spaniern zur Niederlage ihres Sklaven- Getreide- Oels- und Wachs-Handels, auch anderer afrikanischen Waaren.

Unter der Gerichtsbarkeit der Stadt Oran steht noch das Dorf und die Rhede **Massalquivir**, welches im Arabischen ein großer Seehaven bedeutet. Auch wird es von den Geographen für den geräumigsten gehalten, den man kennt.

Spanische Besitzungen auf den Inseln Annoban, und Fernando del Po.

Die Spanier erhielten sowohl auf eine listige, als erlaubte Art, die Sklaven, die sie für ihre Colonien brauchen, nach und nach von den Portugiesen, Franzosen und Engländern. Um diese theure und unbequeme Abhängigkeit abzuschütteln, liessen sie sich in den Jahren 1777 und 1778 von der Krone Portugal die Inseln **Annabon** und **Fernando del Po** geben. Beyde liegen nahe

bey

bey der Linie, die eine auf der süd = und die andere auf der nördlichen Seite. Die erste hat nur sechs Meilen im Umfange; wovon zwey hohe Berge den meisten Raum einnehmen. Die dicken Nebel, welche sie unaufhörlich bedecken, erhalten die Thäler so frisch, daß der Ackerbau gewiß daselbst gelingen würde. Hier wachsen sehr wohlschmekende Pomeranzen und Ananas im Ueberflusse. Die Bananen dienen statt des Brods. Die Cokos liefern ihnen den Wein. Reis und Hirse haben sie in Menge. Die Baumwolle ist der vornehmste Gegenstand ihres Handels; und das Meer, welches die Inseln umgiebt, ist mit den besten Fischen angefüllt. In Annabon giebt es sehr viele Schweine, Ziegen und Geflügel. Ungefehr anderthalb Meilen davon liegt eine kleine aber unfruchtbare Insel, auf der sich eine unzählbare Menge Pengoins, Vögel, die etwas größer als unsere Tauben, und ihrem Gefieder sehr ähnlich sind, aufhalten. Die Insel Annabon hat ungefehr 5 oder 600 Einwohner, wovon wenigstens zwey Drittheile Schwarze sind. Die Spanier könnten vielleicht eine ziemlich wichtige Niederlage daselbst errichten, wenn nicht zwey mächtige Hindernisse sich ihren Unternehmungen widersetzten. Der Haven ist sehr gefährlich, und das Wasser zu niedrig für die Schiffe.

Die Insel Fernando del Po verdient noch weniger Aufmerksamkeit als Annabon. Sie hat weder einen Haven, noch eine Rhede; daher man sich ihr nicht ohne Gefahr nähern kann. Ihre Einwohner werden für die grausamsten, und wildesten Afrikaner gehalten. Nur wegen der Nachbarschaft des Calbari- und Gabon-Flusses kann sie ihren Besitzern nützlich seyn, weil der Negern-Handel daselbst sehr groß ist.

Spanische Besitzungen auf den Canarischen Inseln.

Die sieben Canarien-Inseln liegen 250 Meilen von den spanischen Küsten, und 50 Meilen von dem vesten Lande Afrika's und heißen: **Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma, Ferro, Lancerota und Fuerte - Ventura.** Die Vorzeit nannte sie die glücklichen Inseln. Auf der westlichsten Seite dieses kleinen Archipels hat der berühmte Ptolemäus, welcher im zweyten christlichen Jahrhunderte lebte, einen ersten Meridian errichtet, von dem aus er die Länge aller Oerter berechnete, deren geographische Lage er maß. Er hätte nach der richtigen Bemerkung der drey französischen Astronomen, welche im J. 1778 die so interessante und belehrende Beschreibung ihrer

Reise, die sie in den Jahren 1771 und 1772 machten, Alexandrien dazu wählen können; aber er befürchtete diese Vorliebe für sein Vaterland mögte von andern nachgeahmt werden, woraus dann viele Hindernisse entstehen könnten. Die Meynung, die dieser Philosoph behauptet, denjenigen für den ersten Meridian anzunehmen, welcher auf seiner Morgenseite die ganze damals bekannte Erde hatte, fand allgemeinen Beyfall und wurde mehrere Jahrhunderte durch befolgt. Erst in neuern Zeiten haben mehrere Nationen die Hauptstadt ihres Reichs an deren Stelle gesetzt.

Diese Inseln, ob sie schon unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt waren, wurden doch gänzlich vergessen. Irgend ein Seefahrer muß aber diese untreuen Länder aufs neue wieder entdeckt haben, denn der Römische Hof setzte im Jahr 1344 Ludwig de la Cerda, einen Castillanischen Prinzen, zum Besitzer davon ein. Da ihm aber der älteste dieser Familie immer hartnäckig entgegen handelte, so konnte er niemals den geringsten Nutzen von diesem Geschenke zu ziehen versuchen, bis daß Bethencourt den 6ten May von Rochelle abseegelte und zwey Monate nachher sich der Insel Lancerota bemächtigte. Da sich aber dieser Abentheurer aller Mittel entblößt sahe, weitere Unternehmungen zu bewirken, so

entschloß er sich, dem König von Castilien wegen alle den Eroberungen, die er noch machen konnte, zu huldigen. Durch diesen Fürsten unterstüzt, eroberte er mit Gewalt die Insel Fuertventura im J. 1404 Gomera im J. 1405, Fer im J. 1406, Canaria, Palme und Teneriffa aber wurden erst in den Jahren 1483, 1492 und 1496 unterjocht. Dieser Archipel war seitdem immer unter dem Namen der Canarien-Inseln, ein spanisches Eigenthum, und wurde nach den Castillanischen Gesetzen beherrscht.

Die Canarien - Inseln haben eine heitere Luft. Die Hitze ist auf der Küste sehr brennend, in den höher gelegenen Gegenden aber gemäßigt, und auf einigen Bergen, welche die meiste Zeit des Jahrs mit Schnee bedeckt sind, herrscht eine große Kälte.

Alle Pflanzen und Thiere aus der alten und neuen Welt gedeihen auf dem so abwechselnden Erdboden dieser Inseln. Oel, Seide, viele Orseilles, und eine große Menge Zucker, welcher aber geringer als der amerikanische ist, werden jährlich geerndet. Das Getreide ist für den Unterhalt der Inwohner meistens hinreichend; und ohne die Getränke von geringerm Werthe werden noch jährlich 10 bis 12 tausend Pipen Malvasir ausgeführt.

Obschon die Spanier eben so viele Kräfte anstrengten, die alten Einwohner der Canarien zu

vertilgen, als sie Gewaltthätigkeiten ausübten, um in der neuen Welt die Peruvianer, Mexikaner, Caraiben und die andern Nationen, die es bewohnten, zu zernichten, so giebts doch noch hier und da im Gebirge Familien, die ihnen verborgen geblieben. Diese Völker, welche man Guanches nennt, haben einfache uud strenge Sitten. Alle ihre Güter sind gemeinschaftlich. Ihre Kinder trinken die Milch der Ziegen. Beyde Geschlechter mahlen sich mit dem Safte einiger Kräuter den Körper grün, roth und gelb; und diese Verschiedenheit der Farben wird von diesem unschuldigen Volke für eine besondere Zierde gehalten. Sie sind so geschickt, daß sie mit Hülfe einer Stange von Felsen zu Felsen springen; sie bedienen sich derselben um sich zu schwingen, und den Weg sich damit zu bahnen. Ohne Zweifel verdanken sie dieser Leichtigkeit und Geschwindigkeit ihre Freyheit.

Einige von diesen Völkern wohnen in der Stadt Guimar, diese haben eine so vortheilhafte Meynung von sich selbst, daß sie es für eine Erniedrigung halten, eine Spanierin zu heyrathen.

Die natürliche Religion ist bey ihnen herrschend, und wurde von jeher von ihren Vorfahren ausgeübt. Ein einziger Gott, eine unsterbliche Seele, Belohnungen und Strafen in einer andern Welt, Helden, die sie aus Erkenntlichkeit als Götter

besungen haben, dieß sind die Lehrsätze, welche ihre Theologie ihnen vorschreibt. Ehemals haben sie die Körper der Verstorbenen einbalsamirt. Und dieser Gebrauch, welcher bey den alten Egyptern gewöhnlich war, könnte wohl unsere Gelehrten auf die Vermuthung leiten, daß die Guanches von den Ufern des Nils herstammen. Der Englische Schriftsteller, dessen Erzählung Hr. Doctor Sprat in die Geschichte der königlichen Londonschen Gesellschaft einrückte, erhielt von den Guanches aus Erkenntlichkeit für seine als Arzt geleisteten Dienste die Erlaubnis die Grabhöhlen auf der Insel Teneriffa zu untersuchen. Ein Fremder, der sich diese Freyheit selbst erlaubte, würde sich der äußersten Gefahr aussetzen. Der Engländer zählte in verschiedenen Gewölben 3 bis 4 hundert Körper, welche sich beynahe ganz erhalten haben; sie liegen in Ziegenfellen, die ganz genau nach ihrer Bildung geformt sind. Die einen waren stehend, und die andern lagen auf hölzernen Betten, welche die Guanches so hart machen können, daß man sie mit dem Eisen nicht durchbohren kann. Die Zunft der Priester besitzt allein das Geheimnis die Körper einzubalsamiren. Sie wurde aber von den Spaniern fast gänzlich ausgerottet, und ihre Kunst verlor sich mit ihnen. Beyde Geschlechter hatten ihren besondern öffentlichen Beamten, der das Amt eines

Balsamirers trug. Damals war der Zugang in die Höhlen nur den Leichen-Dienern erlaubt. In diesen dunkeln Oertern hat man so harte irdene Gefässe gefunden, daß man sie nicht ohne große Gewalt zerbrechen konnte. Herr Ritter Scory behauptet Mumien in Teneriffa gesehen zu haben, die seit einem Jahrtausend begraben sind, aber man weiß nicht, woran er dieses Alter erkennt hat.

Canaria. Die Insel Canaria, der Sitz der Justiz, verdient deswegen schon als der Hauptort des Archipels angesehen zu werden. Sie hat etwa 40 Meilen im Umfange, und enthält 4 Städte; **Palma, Telde, Galder und Guia.** Die erste, welche die Spanier **Ciudad das Palmas** nennen, ist die Hauptstadt. Die Insel hat 12 Manufakturen, welche so groß sind, daß man sie für kleine Städte hält. Ihr Boden ist sandigt, wodurch die Straßen immer so reinlich bleiben, daß man so gar nach einem großen Regen in samtnen Schuhen gehen kann. Das Erdreich in Telde bringt vortreflichen Wein hervor. Die ganze Insel überhaupt ist sehr fruchtbar. Ein gutes Feld liefert in 18 Jahren neun Zuckererndten. Das Getreid kan jährlich 2 mal geerndtet werden. Unter den Bäumen ist der Plantin der vorzüglichste und seine Früchte hangen oben an dem Stamme in Traubengestalt, deren er 16 bis 40 trägt. Wenn sie zeitig sind, so wird die Haut, welche

zuvor gelb war, schwarz; und wenn man sie wegzieht, so findet man ein goldfarbiges Fleisch darunter. Diese Frucht hat die Gestalt einer Gurke, aber sie ist größer. Der Stamm des Baums trägt nur einmal. Man haut ihn dann um, und aus seinen Wurzeln entstehen wieder junge Bäume.

Teneriffa. Zwölf Meilen von der nördlichen Seite der Canaria liegt Teneriffa. Sie ist die gröste, reichste und bevölkertste Insel des Archipels. Der erste Befehlshaber und die Administration haben ihren Sitz in derselben. Die Erde ist sehr fruchtbar, ob sie schon röthlich, leicht und nicht gar tief ist. Der mittlere Theil der Berge, welche auf der mitternächtlichen und östlichen Seite der Stadt Heil. Kreuz (Ste. Croix) liegen, sind große Pomeranzen- Citronen- Cedra- und Limonen-Wälder. Die Granaten- und Feigenbäume wachsen überall sehr gut. Außer dem vortreflichsten europäischen Obste haben die Bewohner von Teneriffa noch afrikanisches, als Bananen, Papayen, und Ananas, die sie in ihren Gärten pflanzen. Der Johannisbrodbaum, die Melonen, und besonders die Wasser-Melonen wachsen in den undankbarsten Gegenden des Erdbodens. Die Thäler, welche ihre Felder sind, tragen die schönsten Früchten, zwischen welchen sich hie und da Sandragonsträuße zeigen.

welche durch ihren Geruch und majestätischen Bau dem Schirmpalmbaume sehr ähnlich sind.

Die Berge sind mit Reben bepflanzt, welche in allen 4 Theilen der Erde durch ihre vortreff=lichen Weine, die sie geben, und unter dem Namen Canarien= und Malvasir=Weine verkauft werden, bekannt sind. Der erste kömmt von einem großen Trauben, der einen sehr starken Wein giebt, und allgemein getrunken wird. Der andere wird von einem kleinen Trauben gemacht, dessen Saamen=Kern rund und süß ist. Der Saft davon ist sehr angenehm und süßer als der vorige, daher er auch dem ersten vorgezogen wird. Die meisten Reisenden schreiben die gute Eigenschaft dieser Weine dem Clima, und der Beschaffenheit des Erdreichs zu; aber wir vermuthen mit dem scharfsinnigen Herrn Adanson, daß die Art die Weinrebe zu pflanzen, auch vieles dazu beytrage.

Der Rücken der Berge auf der Insel Teneriffa ist auf der nördlichen Seite trocken und zum Anbauen ganz unbrauchbar. Sein Anblick bietet ein Amphitheater von nakten Felsen dar, welche grau wie Schiefersteine, und in vertikale Parallelipipeda von einer 6 bis 8 schuhigen Höhe und 3 bis 4 schuhigen Breite gehauen sind, deren Winkel sehr scharf sind. Wenn man auf den Gipfel kömmt, so wird man plözlich

durch eine Aussicht entzückt, die nur vom Horizont des Meers begrenzt ist. Man befindet sich auf dieser Spitze über den Wolken, durch die man in der Entfernung von 12 Meilen auf der Rückseite die Canarien und die benachbarten Inseln sieht. Die innere und äußere Gestalt dieser Gebirge, die Lava, woraus sie bestehen, und alle verbrannten Steine, welche von ihren Gipfeln bis in das Meer herab sie bedecken, sind ein sicherer Beweis, daß jeder dieser Berge ein besonderer Vulkan war, der allmählig ausgebrannt ist.

Auf der Insel Teneriffa giebt es keine Flüsse. Die Innwohner haben sich aber statt derselben Canäle in Baumstämme gehauen, in welche das Wasser aus den Quellen fließt. Von hier weg wird das Wasser in die Stadt getragen, welche eine halbe Stunde davon entfernt ist. Da dieses Wasser sehr hart und roh ist, so pflegt man es durch einen Stein zu filtriren, welcher in ihren Steinbrüchen sehr häufig gefunden wird. Er ist eine Art von Lava, welche rußfärbig und ein Mittelding zwischen der Dicke der grauen Lava und der Porosität des Bimsensteins ist.

Die glückliche Temperatur der Luft und die guten Weiden geben die vortreflichen Thiere, welche daselbst genährt werden. Man sieht ganze Heerden Ochsen und Ziegen, welche das beste

Fleisch liefern. Die Schaafe sind nicht so gemein. Auch das Geflügel wird daselbst sehr zahlreich genährt. Das Wildpret aber, besonders die Vögel, sind sehr selten. Herr Adanson hat bemerkt, daß der Zeisig, welcher in Frankreich ganz weiß ist in Teneriffa so dunkelgrau seye als der Flachsfink. Diese Abänderung der Farbe kömmt wahrscheinlich von der Kälte unsers Clima her.

Auf der östlichen Seite der Insel und etwa 100 Schritte vom Ufer liegt die Stadt Heil. Kreuz (Ste Croix). Dieser Platz hat keine Vestungswerker, und keine Mauern. Man hat ihn auf eine Ebene gebaut, die sehr hoch über dem Meere liegt, und sich in einer sehr langen, weißen und sandigten Erdzunge endigt, welche gegen Süden eine Meile lang ist. Die Stadt selbst ist 400 Klafter lang und 200 Klafter breit. Sie enthält 300 bis 400 Häuser, welche drey Stockwerke hoch und von Steinen erbaut sind. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 3000, welche meistens Spanier, und in ihren Sitten und Gebräuchen von den europäischen Spaniern nicht viel verschieden sind. Der Haven dieser Stadt ist sehr gesund, und würde so gar auch gut seyn, wenn das Ankern sicherer wäre. Aber der Boden des Meers, welcher meistens aus steilen Felsen besteht, verursacht, daß die Anker ausgleiten, und die Seile sich abschneiden.

Drey Meilen von der westlichen Seite der Stadt Heil. Kreuz, wenn man an dem Gebirge hin geht, findet man die Stadt Laguna, die Hauptstadt der Insel. Diese Stadt, welche an dem abhängigen Theile des Pic, und nahe an einem See liegt, ist sehr schön. Ihre Gebäude sind kostbarer und prächtiger, als die zu H. Kreuz. Der Berg, an dem sie liegt, ist in Europa unter dem Namen **Pic von Teneriffa** sehr bekannt und etwa eine Meile perpendikular hoch. Man hält ihn für einen der höchsten Berge in der Welt. Die Reisenden versichern uns, daß er immer mit Schnee bedeckt sey, und daß aus seinem Gipfel öfters brennende und kochende Materien aufsteigen. Diese ungeheure Masse nimmt die Mitte der Insel ein. Um sie herum liegen viele andere Berge, welche selten niedriger als die perpendikulare Höhe einer halben Meile sind. Am Fuße dieser Berge sind Gruben, wovon der gröste Theil mehr als 100 Schuhe breit und 200 tief ist. Diese grausenvolle Abgründe sind beständig durch Wasserfluthen ausgehöhlt, welche sich bey großen Gewittern hier sammeln und sie oft auch trocken lassen, wenn sie fortgeströmt sind.

Gomera. Die Insel Gomera ist auf der Abendseite 6 Meilen von Teneriffa entfernt. Sie hat nicht mehr als 8 Meilen in der Länge und 4 bis 5 in der Breite. Sie trägt den Titel

Grafschaft, und die Insel steht unter ihrer Oberherrschaft. Die Schiffe, welche nach Indien oder von da zurück fahren, ankern gröstentheils in dem vortreflichen Haven der Hauptstadt, um daselbst Erfrischungen einzunehmen. Auf dieser Insel ist nur eine einzige Zuckerey.

Palma. Zwölf Meilen von der nördlichen Seite Gomera's liegt Palma, die in ihrem Umfang gegen 25 Meilen zählt. Ihre Einwohner bauen Reben, welche bis 12 tausend Barriken Malvasir-Wein jährlich liefern. Der Zucker und das Vieh sind daselbst zween sehr wichtige Handlungs-Zweige. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts entstund daselbst ein Vulkan, dessen erster Ausbruch auf der Insel Teneriffa wie ein Donnerstreich gehört wurde, welcher von einem Erdbeben im nemlichen Augenblicke begleitet war. Sechs Wochen lang hat man bey dunkler Nacht auf eben derselben Insel eine helle Flam̃e gesehen. Die Hauptstadt heißt **Palma**; sie enthält eine schöne Kirche und etwa 4000 Seelen. Auf dieser Insel ist nur noch Eine Stadt, welche **St. Andre** genennt wird, und sehr artig, aber klein ist.

Ferro. Zwey Meilen von der westlichen Seite der Insel Palma liegt die Insel Fer, die etwa 12 Meilen im Umfange beträgt. Sie bietet nichts merkwürdiges dar, als daß die Astronomen sie für ihren Meridian anzunehmen pflegen. Die

meisten Reisenden versichern, daß ihre Einwohner kein anderes süßes Wasser haben, als welches von den Blättern eines Baums herabfließt, welcher beständig mit Wolken bedeckt ist. Diese Ungereimtheit verdient nicht widerlegt zu werden. Man findet Quellen von süßem Wasser auf der Insel Fer, wie auf allen andern Canarien-Inseln; aber das Erdreich, welches meistens aus Felsen besteht, zeigt überall nichts als Unfruchtbarkeit. Man sieht nur eine einzige Reb-Gegend, welche von einem Engländer von Taunton, Namens Johannes Hill angelegt wurde.

Lancerota. Die Insel Lancerota liegt 18 Meilen von der Canarie. Sie ist 13 Meilen lang und 9 breit. Auf der mitternächtlichen Seite ist sie wie gekrönt mit den 4 kleinen Inseln Ste. Claire, Alagranca, Rocca und Graciosa. Johann von Bethencourt entdeckte sie im Jahr 1401 und überließ sie dem König von Castilien, von wo sie an die Krone Spaniens kam. Sie trägt den Titel Grafschaft. Auf der östlichen Küste hat sie zween Häven, der eine Puerto de Naos, der andere Puerto de Cavallos, welche nur einen Kanonenschuß weit von einander entfernt liegen. Der erste ist der tiefste und öfnet sich zwischen zweyen Felsenreihen, welche die Annäherung sehr beschwerlich machen. Die gefährliche Lage dieser beyden Häven macht sie so öde, daß nicht einmal ein

Haus daselbst steht. Sie liegen 3 Meilen von der Stadt, mit welcher sie durch einen Weg verbunden sind, der durch die Berge gezogen ist.

Fuerte Ventura. Diese Insel steht unter Lancerota. Sie liegt 50 Meilen vom Vorgebirge Guer und also 24 von der östlichen Seite der Canaria. Ihre Länge beträgt etwa 25 Meilen, die Breite aber ist ungleich. Zwo Halbinseln, welche durch eine Erdenge, woraus sie besteht, mit einander verbunden sind, geben ihr einen Umfang von 60 Meilen. Ihre Produkten sind der Weizen, die Gerste, die Orseille und Geißblätter.

Im Jahr 1768 zählte man auf den sieben Canarien-Inseln 155,166 Einwohner, wozu noch 508 Weltgeistliche, 922 Mönche, und 746 Nonnen müssen gezählt werden. 29,800 von den Bürgern waren als Soldaten aufgezeichnet. Diese Miliz aber damals nichts bedeutete; doch hat man jezt sie und alle andere spanischen Colonisten ein wenig geübt.

In diesem Archipel herrscht ein vortreflicher Gebrauch, der in Europa vielleicht die guten Sitten unterhalten würde. Der Zufall der Geburt adelt daselbst nicht, sondern Tugend und Verdienste. Ein Canarischer Edelmann darf daher nicht träg seyn, er muß sich auf Künste, oder Wissenschaften legen, und für das Wohl seiner

Mitbürger arbeiten. Wenn der Sohn eines Adelichen ausartet und nicht in die Fußstapfen seiner Ahnen tritt, oder als ein unnützer erkannt wird, so wird er von der Zahl der Adelichen ausgeschlossen. Bey dem Tode eines Canarischen Edelmannes fordert der Sohn von dem Richter der Nation den Rang seines Vaters. Der Richter begiebt sich alsdann an seinen Geburtsort, versammelt dessen Einwohner, und nimmt ihnen einen Eid ab, ob der Anhaltende durch keine Lohn-Arbeit, keine schlechte Sitten sich verdorben oder herabgewürdiget habe, ob er beredt, nicht gewaltthätig, noch ungerecht sey. Wenn die Aussagen günstig sind, so schneidet der Richter dem jungen Adelichen die Haare über den Ohren ab, giebt ihm einen weißen Stab in die Hand, und ernennt ihn zu einem Edelmann. Wenn er ihn dieses Rangs unwürdig hält, so schert er ihn und setzt ihn in die Klasse der Bürger.

Die Seefahrer, welche die Canarischen Inseln besuchen, sind meistens Engländer oder Amerikaner. Die Kaufleute landen an der Insel Teneriffa, verkaufen ihre Waaren in dem Haven Heil. Kreuz, und laden auch daselbsten ein. Das Geld, welches dahin gebracht wird, kömmt selten in die andern Inseln, und doch sind die Auflagen nicht daran Ursache, denn diese liegen nur auf dem Tabak, und auf einer Gebühr, welche 6

vom

vom Hundert für alles, was ein- und ausgeht, fordert; diese Quelle ist kaum hinreichend, die Unkosten der Alleinherrschaft zu bestreiten. Wenn die Canarien-Inseln jährlich 15 oder 1600,000 Livres in die Hauptstadt schicken, so ists blos für den Prunk der Umzüge, oder für die Hälfte ihrer Bezahlung, welche diejenigen Bürger dem Hofe schuldig sind, die von ihm einige Plätze erhalten haben; und für das Lanzen-Recht, welches im ganzen Reiche herrscht, und eine alte Verbindung ist, die allen denen aufgelegt wurde, welche ernennt waren dem König in den Krieg zu folgen; auch für das Drittel der bischöflichen Einkünfte, welche aus jedem Welttheile der Regierung gehört, und für die Produkten einiger Länder, welche von einigen in Spanien lebenden Familien erworben oder erhalten wurden; endlich um die Unkosten derer zu bestreiten, welche die Unruhe, der Ehrgeiz oder die Gierde nach Kenntnissen aus ihrem Archipel treibt.

Portugiesische Besitzungen in Afrika.

Die Portugiesen trieben sehr lange, wie man sagte, einen großen und beynahe ausschließlichen Handel in Afrika und Asia. Die großen Besitzungen, die sie in diesen beyden Welttheilen hatten,

konnten die Gierde des ehrgeizigsten Volkes befriedigen. Sie waren die Beherrscher von Guinea, Arabien, Persien, und den beyden Halbinseln Indiens. Sie besaßen die molukkischen Inseln, Ceylon, und die Inseln des Sund; auch genoßen sie den Handel mit China und Japan, wozu sie ihre Niederlassung zu Makao begünstigte.

Ihr bloßer Wille war in diesem unermeßlichen Raume das höchste Gesetz. Unter ihrem Joche stunden die Länder und Meere. Alle Völker, alle einzelne Personen durften nur unter ihrer Begünstigung und mit ihrer Paß-Freyheit schiffen und handeln. Und selbst diejenigen, denen sie diese Erlaubnis zustanden, mußten auf den Zimmet- Ingwer- Pfeffer- Bauholz- Eisen- Stahl- Bley- Zinn- und Waffen-Handel Verzicht thun, deren Alleinhandel sich dieselben vorbehielten. Tausend kostbare Gegenstände, auf die so viele Nationen seitdem ihr Glück bauten, und welche in ihrer Neuheit einen viel größern Werth hatten, waren in ihrem Besitz. Dieser Alleinhandel machte sie zu den einzigen willkührlichen Schiedsrichtern von den Preisen der Produkten sowohl der europäischen als auch asiatischen Manufakturen.

Mitten im Genusse dieses ausgebreiteten Ruhms, dieser Schätze und Eroberungen waren den Portugiesen ihre Besitzungen in Afrika besonders wichtig. Der Sklavenhandel in diesen Gegenden war

sehr lange ihr Eigenthum, weil sie allein in Amerika Pflanzungen anlegten. Diese Herren über das gröste Reich der Erde wurden Unterthanen der Spanier, und in allen Theilen der Welt von den Holländern angegriffen, welche die Fesseln zerrissen, worunter sie seufzten. Die neuen Republikaner triumphirten mit leichter Mühe über ein zuvor leibeigenes Volk, und in Guinea fanden sie nicht einmal den geringsten Widerstand, weil man sich dessen gar nicht versah. Sobald aber die Stadt Lisabon ihre Unabhängigkeit wieder erhielt, suchte sie ihre vorigen Besitze, deren man sie während ihrer Sklaverey beraubte, wieder zu erobern. Der erwünschte Erfolg, womit ihr Unternehmen in Brasilien gekrönt wurde, machte ihre Seefahrer kühn genug ihre Segel gegen Afrika zu drehen. Ob sie schon ihrem Vaterlande seine alten Rechte nicht alle wieder verschaffen konnten, so zwangen sie doch das große Land Angola im J. 1648 unter seine Macht, der es bis izt noch zugehört. Portugal besitzt noch heutiges Tages einige Inseln in diesen Meeren, welche mehr und weniger beträchtlich sind. Dieß sind die traurigen Ueberbleibsel, welche der Lisaboner Hof von seiner Herrschaft in Afrika noch errettet hat, die sich von Ceuta bis ans rothe Meer erstreckte.

Portugiesische Besitzungen auf der afrikanischen Küste.

Oben wurde schon gesagt, daß die Portugiesischen Besitzungen auf der westlichen Küste Afrika's bey Mossula anfangen und sich vom 8ten bis an den 18ten Grad der östlichen Breite erstrecken. In dem Innern der Länder haben sie öfters bis 100 Meilen. Man theilt diesen großen Raum in mehrere Provinzen, deren verschiedene Cantone von Oberhäuptern regiert werden, welche alle Zinsträger von Lisabon sind. Sieben oder acht schwache Compagnien Soldaten, jede von 10 oder 12 Mann, müssen so viele Völker in der Ordnung erhalten. Die Negern sind für frey erklärt; aber die geringsten Fehler stürzen sie in die Sklaverey. In der Mitte ihrer Wälder an einem Orte, den man die neue Oeiras nennt, wurden vor einigen Jahren reiche Eisenbergwerke entdeckt, welche alle andere in allen Welttheilen übertreffen. Der Graf von Souza, welcher damals Statthalter dieser Gegend, und seitdem Abgesandter am spanischen Hofe ist, ließ sie bauen. Man hat sie aber nachher wieder vernachläßiget, wovon die Ursache nicht bekannt ist. Dieser thätige Befehlshaber dehnte auch die Grenzen des Reichs, das unter seiner Macht stund,

aus, und sein Ehrgeiz bemühte sich so gar die reichen Bergwerke von Monomotapa zu erhalten, und also seinen Nachfolgern den Weg zu bahnen, auf dem sie ihre Eroberungen bis an die Gegend fortsetzen könnten, die ihre Nation zu Mosambique besitzt.

Bamba. Die erste Portugiesische Besitzung, die sich am Ocean zeigt, ist Bamba. Die Provinz, wovon sie die Hauptstadt ist, liegt im Königreiche Congo. Sie wird für die gröste und reichste von den sechs Provinzen gehalten, aus denen dieses große Königreich besteht. Die Portugiesen holen alles Holz, welches sie zu St. Paul von Loanda brauchen, von dieser Insel, woselbst es sehr schön und in großer Menge wächst. Man sieht daselbst viele große Elephanten, deren Zähne, wie man sagt, bis 200 Pfund wiegen. Die Anzahl der Einwohner von Bamba, wovon die meisten Christen sind, beträgt 10,000 Seelen.

Angola. Das Königreich Angola, welches einen Theil von Congo ausmacht, liegt zwischen den Flüssen Dandes und Coenza. Das Erdreich ist daselbst sehr fruchtbar. Man erndtet Hirse, Bohnen, Pomeranzen, Limonen, Datteln, und mehrere andere Früchte sehr zahlreich ein. Auch verschiedene sonderbare Thierarten werden daselbst angetroffen, wovon der gröste Theil in den übrigen Gegenden Afrika's sehr selten ist. Auch

sieht man allda die Affen = Art, welche Herr von Buffon unter dem Namen Orang = Outang so zierlich beschrieben hat.

Die Angolaer sind von Natur faul und sehr zum Aberglauben geneigt. Ein sonderbarer Gebrauch herrscht bey ihnen, dessen Ursprung und Endzweck sie wahrscheinlicher Weise nicht kennen. Ihren Königen ists verboten etwas aus Europa zu besitzen oder nur zu brauchen, ausgenommen Metall oder hölzerne und elfenbeinene Arbeiten. Vielleicht haben sich einige ihrer Vorfahren zu dieser Entbehrung europäischer Waaren verurtheilt, um dadurch die unmäßige Leidenschaft für dieselben, welche sich ihrer Unterthanen bemeisterte, zu bezäumen. Wenn dieß wirklich die Ursache dieses Gebrauchs war, so entspricht der Erfolg der Erwartung nicht. Die niedern Klassen ihrer Bürger berauschen sich mit unsern Liqueurs, wenn sie sich dieselben verschaffen können; und die Reichen, Großen und Minister so gar kleiden sich meistens in unsere Tücher und Stoffe. Nur wenn sie bey Hofe erscheinen, vermeiden sie diesen fremden Puz, weil es nicht erlaubt ist in einem Luxus zu glänzen, der dem Beherrscher selbst untersagt ist.

Das Land Angola wimmelt von Leuten, welche die Zauberkunst zu verstehen behaupten, und Gangas genannt werden; das Volk schenkt ihnen

das gröste Zutrauen, fragt sie um Rath, obschon beständig öffentliche Verbote dagegen geschehen. Trotz der großen Strafen, welche darauf gesetzt sind, giebt es doch Betrüger genug, welche zu ihrem Nutzen die allgemeine Leichtglaubigkeit unterstützen helfen. Man zieht sie öfters deshalben vor Gericht, und die Art sich ihres Handwerks zu rechtfertigen, ist für jeden Europäer neu, und bestätigt die Afrikaner in ihren Begriffen, die sie sich von der Fähigkeit und der Kunst der Gangas machen „ Ich habe mir keine Vor„ würfe zu machen, sagt der Gangas; meine „ wichtige und brauchbare Kunst dient allen „ denen nützlich zu seyn, die uns berathschla„ gen, und niemals wird ein Schaden daraus „ entstehen. — Wenn meine Mitbürger den „ Regen benöthigt sind, weil sie ihre Felder besäet „ haben, ists ein Verbrechen, alsdann Regen zu „ machen, damit ihre Felder befruchtet werden? „ Wenn ich mir die Verbindlichkeit auflege, Lö„ wen, Tiger und andere wilde Thiere in den „ Wäldern anzuhalten, daß sie sich mit mir un„ terhalten, mich anhören und mir antworten, „ Was liegt für ein Uebel darinn ? Sie lehren „ mich viele Dinge, aus denen ich Nutzen ziehe. „ Wenn ich einen Menschen sehe, der an dem „ Ufer eines Flusses seufzet, weil er aus Mangel „ eines Kahns nicht hinüber setzen kann und mein

„ Mitleiden mich rührt, ein Crocodil herbey zu „ rufen, das ihn auf seinem Rücken hinüber „ trägt, hab' ich Uebels gethan? Habe ich nicht „ im Gegentheil einem Unglücklichen einen Dienst „ geleistet? „ Diese schöne Apologie befreyet aber den Zauberer doch nicht von seiner Strafe, besonders wo die Missionarien die Obergewalt haben. Die geringste Strafe ist gewöhnlich die Sklaverey, und man verkauft ihn an die Europäer, welche sich mit diesem Handel abgeben.

Saint-Paul de Loanda liegt im untern Guinea, und ist die Hauptstadt im Königreiche Angola. Diese Stadt ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Bischof von Lisabon steht. Die Hauptkirche darinn ist prächtig und wird für eines der schönsten Denkmäler in Afrika gehalten. Loanda ist der Zufluchtsort für unzählige Sklaven. Nur die Jesuiten, welche vor ihrer Abschaffung ein großes und kostbares Schulgebäude daselbst besaßen, hatten deren 12000. Der Haven ist ziemlich gut, und wurde durch eine Sand-Insel gebildet, sein Eingang ist beschützt, durch regelmäßige Vestungswerker sehr eingeschlossen, und hat eine Garnison, welche mächtig genug wäre, wenn nicht die Officiere und die Soldaten meistens Leute wären, die durch die Gesetze beschandfleckt, oder vertrieben wurden. Man zählt

in der Stadt etwa 18 bis 20,000 Weiße, Schwarze oder Halbschwarze.

Benguela. Zwischen dem Königreiche Angola und dem Jaga liegt der kleine Staat Benguela. Die Portugiesen beherrschen den grösten Theil dieser Provinz. St. Philipp von Benguela, welches ihnen gehört, ist die Hauptstadt davon. Dieser Platz hat nur eine Rhede, woselbst das Meer oft sehr anschwillt. Die Stadt selbst ist nicht so beträchtlich als St. Philipp, und hat eine schlechte Vestung, welche sehr leicht durch Schiffs-Kanonen in Asche könnte verwandelt werden. Die 2 oder 300 Afrikaner, welche zu ihrer Vertheidigung daselbst bestimmt, und so gar noch wie die zu St. Paul großen Theils in entfernte Besitzungen vertheilt sind, würden keine gar hartnäkige Gegenwehr leisten.

Zehn Meilen weiter als St. Philipp ist noch eine portugiesische Niederlage, wo zahlreiche Heerden aufgezogen werden, und alles Salz gesammelt wird, welches die Unterthanen der Krone brauchen.

Diese schwachen Besitzungen, welche wir so eben betrachtet haben, sind nur den Portugiesen so lange nützlich, als sie ihnen eine große Menge Sklaven verschaffen, welche sie um einen wohlfeilern Preis kaufen, als alle andern europäischen Nationen. Ihre Schiffe, welche diese Gegenden

besuchen, begeben sich alle nach St. Paul oder St. Philipp. Auf dem ersten Markte wird eine größere Menge Sklaven, und auf dem andern besonders starke verkauft. Diese Schiffe werden nicht von der Hauptstadt ausgeschickt, sondern aus Brasilien, und beynahe einzig aus Rio-Janeiro. Mit Tabak und spanischem Heidekraut, das sie auf den Oertern selbst sich verschaffen, bezahlen sie auf der Goldküste. Auf der Küste von Angola vertauschen sie Tabak, Brandtwein, Zucker, und einige grobe Tücher dagegen. Bey alle dem Ruhm, den die Portugiesen im XV. Jahrhunderte im höchsten Grade genossen, bey ihren Siegen, Eroberungen und Schätzen vergassen sie diesen Theil von Afrika nicht, welcher zwischen dem Vorgebirge der guten Hoffnung und dem rothen Meere liegt, und zu allen Zeiten, wegen des Reichthums seiner Produkten berühmt war. Die Araber liessen sich seit undenklichen Zeiten daselbst nieder, und waren damals sehr zahlreich. Sie hatten daselbst auf der Küste von Zanguebar mehrere kleine unabhängige Souverainitäten errichtet, wovon einige glänzend, alle aber in gutem Stande waren. Diese Besitzungen dankten ihr Glück den Minen, womit die Natur die Eingeweide der Erde bereichert hat. Diese lieferten einen Theil des Goldes, welches sie nöthig hatten, Waaren aus Indien zu kaufen. Die Portugiesen suchten

daher sich diese Reichthüm:r zu erwerben, und sie ihren Nebenbuhlern zu entreißen. Diese arabischen Handelsleute wurden mit leichter Mühe unterjocht im Jahr 1308; auf ihre Ruinen baute man ein Reich, welches sich von Sofala bis nach Melinde erstreckt.

Sofala. Diese Völker haben in diesen Gegenden einen großen Theil ihres Ansehens verloren, doch haben sie noch das Recht, die Könige, welche daselbst regieren, zu ernennen, und ihnen die meisten Gesetze vorzuschreiben, die sie in ihrer Staatsverwaltung befolgen müssen. Die Stadt Sofala gehört ihnen auch noch. Sie haben daselbst eine Vestung erbaut, welche ihnen den Besitz derselben versichert, und alle umliegende Völker in Unterwürfigkeit erhält. Das Königreich, dessen Hauptstadt sie ist, war von jeher wegen seiner Gold-Minen berühmt; die ersten Seefahrer hielten es so gar für das alte Land Ophir, aus welchem Salomo jährlich, wie man sagt, dieses kostbare Metall zog. Franz Aunaya, ein Portugiese, landete zuerst daselbst im J. 1508 an; er hatte bey sich einen Araber, Namens Zacotte, welcher seiner Nation zugethan war und ihr bey dieser Gelegenheit große Dienste leistete. Der König, welcher damals regierte, hieß Jusef. Er war sehr betagt, blind, und muhamedanischer Religion. Man hielt bey ihm um die Erlaubnis an,

zu Sofala eine Vestung zu erbauen. Der König wurde überrascht, sah sich unvermögend etwas abzuschlagen, das man doch mit Gewalt erhalten würde, und gab sie. Sein Schwiegersohn, Mengo-Musaph, ein wakerer muthiger Fürst, der von den Arabern, welche auf diesen Küsten handelten, den gewaltthätigen Charakter der Portugiesen und ihre unrechtmäßige Anmaßung fremder Güter erfuhr, bestrebte sich vergebens seinen Schwiegervater zu bereden, diese furchtbaren Fremden zu entfernen, welche mit schönen Worten den Vortheil ihres Handels der Nation anboten, und sie endlich unterdrückten. Zulezt ließ sich der Alte doch durch die Vorstellungen der Araber, welche sich mit seinem Schwiegersohne vereinigten, dahin bringen, daß er den Augenblick benuzte, wo die Portugiesen durch Krankheiten geschwächt und durch abgereisete Schiffe an ihrer Zahl sehr gemindert waren. Er grif die Vestung an, aber die Europäer, welche davon benachrichtigt waren, vertheidigten sich sehr tapfer. Jacotte führte ihnen Hilfsvölker zu, mit denen sie die Belagerer bis in die Stadt zurück trieben, und so gar mit hinein zogen. Sie drangen in den Palast und so gar in das Gemach des Königs. Der Greis rafte seine Kräfte zusammen, ergrif einen Wurfspieß, tödtete in seiner Blindheit etliche Portugiesen, und verwundete

so gar den General Aunaya. Dieser stürzte auf ihn hin, und hieb ihm mit einem Sabel den Kopf ab. Diese Begebenheit war das Zeichen eines vollkommenen Sieges. Die Portugiesen wurden die Beherrscher des ganzen Königreichs; und seit dieser Zeit haben sie daselbst immer eine unumschränkte Gewalt ausgeübt.

Die Produkten dieses Königreichs sind Reis und Hirs; auch wird vieles Vieh daselbst gezogen. Die Einwohner nähren sich meistens von Elephanten-Fleisch. Diese Thiere sollen daselbst so zahlreich seyn, daß man jährlich mehrere tausende tödtet. Die Völker von Mosambique, Quilloa, Mombase, und Melinde kommen anf kleinen Schiffchen hieher und verkaufen gefärbte Tücher gegen Gold, Eisen, Wachs, Elfenbein, und grauen Ambra; und die von Sofala bringen hernach diese Stoffe nach Monomotapa, wo sie Gold dagegen erhalten. Die Gruben von diesem leztern Metall, welche sich in dem Lande Sofola befinden, tragen den Portugiesen jährlich 2 Millionen Mitikals ein, und der Mitikal beträgt ungefähr 14 Livres französischen Gelds.

Die Völker in diesen Gegenden bekennen sich zur natürlichen Religion. Die einzige gottesdienstliche Ceremonie, welche uns die Reisenden beschrieben haben, ist die Feyer einiger Monden-Tage, welche in ihrem Religionsbuche

befohlen ist. An diesen Tagen bringen sie ihren todten Verwandten Opfer dar, von denen sie die Beiner aufbewahren. Sie stellen ihnen auch Speisen hin, und berühren keines, ehe sie ihnen aufgewartet haben. Die Gebete, welche sie an dieselben richten, haben besonders die Erhaltung und das Wohlseyn des Königs und der vornehmsten Staatsbedienten zum Gegenstande. Die Bewohner von Sofala bestehen aus Negern und Arabern. Ihre gewöhnliche Kleidung ist ein Seiden- oder Wollen-Stück, womit sie sich umgürten. Die Vornehmern tragen einen Turban, und einen Säbel mit einem elfenbeinenen Handgrif. Diese Völker haben einen großen Abscheu vor dem Ehebruch, und sie halten den Mann, welcher auf eine Strohmatte oder auf einem Sopha sich neben eine Frau setzt, schon für einen Ehebrecher.

Mosambique. Mosambique war sehr lange Zeit der Mittelpunkt der portugiesischen Besitzungen auf dieser Küste. Diese Insel, welche vom vesten Lande nur durch einen kleinen Kanal getrennt ist, hat nur 2 Meilen im Umfange. Sie liefert im Ueberflusse Reis, Hirse, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Palmbaumfrüchte, und verschiedene andere delikate Obstarten, und Gemüse aller Art. Ochsen, Schafe, Ziegen, Hühner u. s. f. werden auch daselbst in Menge aufgezogen.

Es giebt Schafe, welche so außerordentlich groß sind, daß ihr Schwanz allein 30 bis 40 Pfunde wiegt. Sonst ist diese Insel sehr bevölkert. Ihre Einwohner sind schwarz, und gehen meistens nakt. In Ansehung der Religion sind sie, wie zu Sofola, in die natürliche und verdorbene muhamedanische Religion getheilt.

Die Stadt Mosambique liegt in dieser Insel gegen Madagaskar über. Ihr Haven, welcher vortreflich ist, und nur eine heitere Luft ermangelt, ist ein Erfrischungsort und eine gute Niedelage für alle portugiesische Schiffe. Hier erwarten sie die gewöhnlichen Winde, welche zu gewissen Zeiten im Jahr unaufhörlich von den afrikanischen Küsten an die indischen wehen, wie zu andern Zeiten entgegengesetzte Winde von den indischen Küsten an die afrikanischen blasen. Der vornehmste Gegenstand des Handels in dieser Gegend besteht in Elephanten-Zähnen, welche auf der Küste verkauft werden, und in Goldstaub, den man aus Sofala erhält. In Mosambique residirt auch immer der portugiesische Statthalter, dessen Ansehen sich über alles auf der Küste erstreckt, was noch der Krone Portugall unterthan ist. Seine Geschäftsverwaltung dauert gewöhnlich nur drey Jahre.

Brava. Auf der Küste von Ajan und nahe bey Mosambique ist der Staat von Brava. Im

Jahr 1508 hat Tristand Acunha die Waffen und den Stolz der Portugiesen dahin gebracht.

In dieser Gegend wird ein Phönomen angetroffen, welches eine Seltenheit in Afrika ist. Das Land ist eine Republtk, und vielleicht die einzige in diesem ungeheuren Lande. Sieben Brüder, welche der Tyranney des Lacah, der einer von den kleinen Königen des glücklichen Arabiens war, entflohen, waren die Stifter derselben. Sie wird von 12 arabischen Cheiks regiert. Die Portugiesen, denen sie nicht widerstehen konnte, plünderten und verwüsteten alles. Um nun ihre Republik wieder herzustellen, stimmten diese braven Republikaner mit einander überein, sich ihren Zerstörern als Zinsträger zu ergeben; und seit dieser Zeit haben die Portugiesen sie immer als ihre Vasallen behandelt. Brava die Hauptstadt dieser Republik, liegt 25 Meilen von Magadoxo und hat für die Seefahrer einen sehr guten Haven.

Portugiesische Besitzungen auf den Azorischen Inseln.

Die Azorischen Inseln, welche unter dem Namen Terceres = Inseln bekannt sind, liegen zwischen dem 38 und 40 Grade mitternächtlicher

Breite, und zwischen dem 348 und 352ten Grade. Sie sind etwa 120 Meilen von den afrikanischen Küsten, 200 von Lisabon, und 300 von den spanischen Küsten entfernt. Man zählt deren neun, Terzere, St. Michael, Fayal, St. Maria, St. Georg, die Graciosa, der Pik, Flores und Corvo. Sie wurden entdeckt im Jahr 1449, durch den Portugiesen Gonzalve Velko, welcher ihnen den Namen Azoren gab, wegen der großen Menge Sperber, welche er daselbst antraf.

Terzere ist der Hauptort dieses Archipels. Diese Insel hat etwa 20 Meilen im Umfange. Steile harte Felsen umschließen sie, und machen sie beynahe unzugänglich. Das Clima ist gesund und die Erde sehr fruchtbar. Getreide und Früchten aller Art wachsen im Ueberflusse. Auch ist daselbst Weinwachs. Die Ochsen sind schöner und größer als in jedem Theile Europens. Die Schaafe, das Geflügel und das Wildpret sind sehr gemein. Die Fische sind zahlreich, und delikat. Der vornehmste Gegenstand der Handlung besteht in der Waide.

Die Portugiesen in Terzere sind meistens wohl gebildet und verständig. Sie sind stolz auf ihre abergläubische Frömmigkeit und ihre Galanterie; die Weiber haben einen lebhaften, muntern Geist. Beyde Geschlechter sind eifersüchtig, im höchsten Grade rachgierig und sehr empfindlich auf ihre

Ehre. Verschiedene Könige von Portugal haben einige Terzerische Familien mit dem Adel beehrt, und durch diesen Stand ihnen den trozendsten Stolz eingeflößt. Seit diesem für ihr Glück so unglücklichen Zeitpunkte haben sie die Handlung und den Ackerbau vernachläßigt, die sie eines Edelmannes unwürdig halten. Sie heyrathen niemals außer Stand, und wenn man keine Gelegenheit findet, ein Kind seiner Geburt gemäß zu verbinden, so sperrt man es auf eine unmenschliche Art in ein Kloster ein.

Angra ist die Hauptstadt der Insel Terzere, und der Sitz des Statthalters der Azoren, des Staats-Majors der Inseln eines Bischofs, der unter dem Bischoffe von Lisabon steht, und der Beamten des fürchterlichen Inquisitions-Gerichts. Diese Stadt ist nicht so bevölkert als sie es seyn könnte, wenn der Handel thätiger wäre. Die Mönchen machen allein den zehnten Theil der Bevölkerung aus. Ihre Rhede ist geräumig, ziemlich sicher und könnte beynahe jährlich die europäischen Seefahrer fassen, wenn der Aberglauben und die Vorurtheile der Industrie nicht unübersteigbare Hindernisse entgegensetzten. Vier Meilen von Angra ist die Burg **Praya**. Diese Besitzung ist nur wegen der Pfarrkirche merkwürdig, worinn man noch die Palme zu bewahren glaubt, welche der Evangelist Johannes bey der Beerdigung der Mutter

Gottes trug. Die Rhede von Praya ist beynahe wie die Angraische; und man ist das ganze Jahr daselbst in Sicherheit, höchstens die Zeit vom Oktober bis an den Hornung ausgenommen.

St. Michael. Die Insel St. Michael ist die östlichste von allen Azorischen Inseln, und hat 32 Meilen im Umfange. Sie liegt 28 Meilen von Terzere. Ihre Produkten sind Wein, Getreide und Flachs. Die ansehnlichste Burg, welche man daselbst findet, heißt Pueta del Gada, und hat eine kleine Vestung, in welcher einige Kanonen und eine geringe Garnison liegt. Es sind mehrere Kirchsprengel auf der Insel zerstreut, welche alle ungefähr 12 bis 15000 Seelen fassen.

Fayal. Die Insel Fayal ist etwa 6 Meilen lang, und liegt unter einem sehr schönen Himmelsstriche. Die Luft daselbst ist gut, und im Winter so gemäßigt, daß man das Feuer gänzlich entbehren kann; daher man auch in den Häusern keine Kamine sieht. Im Sommer wird diese Insel durch die Winde beständig abgekühlt; denn ihr Gang ist nirgends gehindert; daher sie auch überall hinwehen und die Tageshitze erträglich machen können.

Der Boden ist eben so bewundernswürdig als die Mäßigung der Luft. Er ist roth, steinigt und daher zum Rebbaue sehr tüchtig; da er aber nicht geräumig genug ist, um diesen Bau zu betreiben,

so hat man sich blos auf die zum Unterhalte nöthigsten Sachen eingeschränkt. Die Feuchtigkeit der Gebirge unterhält die große Fruchtbarkeit. Ihre Gipfel sind mit schönen Nuß-Kastanien-weißen Pappel- und Meerkirschbäumen gekrönt, welche immer grünen. Von der Menge dieser leztern Bäume hat die Insel Fayal ihren Namen erhalten, welcher bey den Portugiesen der Meer-Kirschbaum heißt. Der Saft in der Erde arbeitet unaufhörlich, und ruht niemals. Auf den schattigten Hügeln werden mehrere Wurzeln gepflanzt; dergleichen sind die Pataten, und die Colocasen, welche eine Nahrung für das Gesinde sind. Die Felder scheinen lauter Gärten zu seyn, welche durch Mauern von einander abgesondert sind, die aus so hohen Steinen bestehen, daß man sich mit dem Ellenbogen darauf steuren kann. Diese Gärten dienen zum Getreide-Bau, welches aber kaum zur Nahrung der Einwohner hinreichend ist. Man ersetzt den Mangel durch den Mais, die Wolfsbohnen, die Kicher-Erbsen, und anderes Gemüse, welches auf den Hügeln besser fortkömmt. Die Gärten auf dieser Insel haben auch noch den Nutzen, daß man darinn eine große Menge Obstbäume pflanzt, als Pomeranzen- und Citronen-Bäume von aller Art, Birn-Aepfel-Feigen-Granat- und Oel-Bäume, der Weinstock, und besonders viele Küchenkräuter. Die Wasser-

Melonen, die Melonen, die Wollsaamen = Bäume die Zucker = Callebassen, und mehrere andere Pflanzen sind daselbst wie einheimisch. Alle Blumen gedeihen im Ueberflusse. Die umzäunenden Zierrathen der Gärten bestehen meistens aus Zwiebel = Blumen, aus Thymian, Lavendel, Rosmarin, Salbey, Basilienkraut, und andern aromatischen Pflanzen. Der Veilchenstock, die Nelken, die Balsamine, der Jesmin, das indianische Meerrohr, die wilde Lilie, die Narcissen und die Tuberose wachsen daselbst sehr schön. Die Hügel sind mit Wolfsbohnen geschmückt. Nirgends findet man so große Heerden, wie hier. Es giebt vortrefliche Ochsen, Schaafe, Ziegen und Schweine; auch vielerley Geflügel, welches hier genährt wird. Die Vögel und das Wildpret sind so gemein als auf der Insel Teneriffa, und die Meerkirschbäume sind ganz mit Amseln bedeckt, deren schwarzes Gefieder sehr artig weiß geflekt ist.

Die Insel Fayal ist überhaupt regnerischer als die andern azorischen Inseln. Dieses ist Ursache an den vielen Quellen, welche man überall entdeckt, so gar in einigen Gegenden der Stadt, wo man die Sorgfalt hat das Wasser in Cisternen zu sammeln. Dieses Wasser ist zwar sehr rein, aber schwer und hart. Man glaubt so gar, daß es mineralisch und eisenhaltig seye.

Zwo und eine halbe Meile von der Stadt, nahe bey dem Mittelpunkte der Insel ist ein sehr hohes Gebirg. Ehemals spie es Flammen und brennbare Materien, wodurch öftere Erdbeben entstanden. Der lezte Ausbruch geschah im Jahr 1672, und hinterließ an dem Schlunde des Vulkans eine große Oefnung, welche zufolge dem Berichte der Einwohner die Gestalt eines Parallelograms hat und mit einer sehr erhabenen und so geraden Mauer umgeben ist, daß man sie für ein Werk der Kunst hielte, wenn man nicht wüßte, daß sie ihre Entstehung einem unterirdischen Feuer zu danken hat, welches beständig in Bewegung ist. Das Regenwasser hat dieses Becken unterdessen angefüllt, und zu einem Wasserhälter gemacht, welcher helles und reines Wasser enthält, und dadurch ein Gegenstand der Bewunderung für die Insulaner ist. Wahrscheinlicher Weise hat dieser Vulkan auch das Erdreich der Insel erhoben, welche keine andere Steine, als verschiedene Lava-Arten hat, mit denen Bimsen- und andere verbrannte Steine verbunden sind. Die Lavasteine sind nicht größer als die auf Teneriffa, von denen wir in dem Abschnitte der Spanischen Besitzungen gesprochen haben.

Wenn der Haven zu Fayal nicht zu sehr den heftigen Stößen des Windes ausgesetzt wäre, so würde er einer der schönsten Häven seyn, die

man kennt; denn er zeigt sich in der vortheilhaftesten Gestalt. Er scheint ein Berg zu seyn, der halb ausgehölt und in 4 oder 5 Gipfel getheilt ist, welche mit Bäumen bedeckt sind, und in einem ziemlich sanften Abhange bis ins Meer sich erstrecken.

Am Fuße dieses Gebirges liegt die Stadt, welche in einem Amphitheater um den Haven her gebauet ist. Sie ist mit einer Menge Gärten umgeben. Die Seeseite hat viele Aehnlichkeit mit der Stadt H. Kreuz auf der Insel Teneriffa; nur ist das Ufer nicht so steil und mit einem sehr feinen schwärzlichten Kiesel bedeckt, auf dem man sehr viel leichter hinabsteigen kann. Der hintere Theil des Havens ist eine Art von Vestung, dessen Mauern am Meere stehen. Dieser Haven ist der einzige auf der Insel Fayal; und ob er schon von zween Bergen beschützt zu seyn scheint, so ist er doch, besonders im Herbste, den Nord-Ost- und Süd-West-Winden ausgesetzt, welche das Meer daselbst sehr stürmisch machen.

Die volkreiche Stadt wird durch einen Commandanten regiert. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich auf 5 bis 6000, lauter Portugiesen, wovon aber der gröste Theil Welt- oder Mönchs-Geistliche sind. Selten wird man in einer Stadt so viele Klöster antreffen. Die Kirchen sind schön und wohl unterhalten. Die Bürgershäuser sind

ziemlich hübsch, alle getäfelt und mit eingelegter Arbeit geziert.

Saint-George (St. Georg). Zwischen den Inseln Fayal und Graciosa liegt die Insel St. Georg. Diese verdient keine besondere Aufmerksamkeit. Man pflanzt daselbst Wein, wie auf den übrigen Azoren, und nähret die nemlichen Thiere.

Graciosa. Fünfzehn Meilen von Terzere auf der nördlichen Seite, liegt die Insel Graciosa. Sie hat nur 10 bis 12 Meilen im Umfange. Die Erde ist gut, fett und wohl bewässert. Ihr schöner Anblick hat ihr den Namen Graciosa erworben. Die Luft ist auch frischer und vielleicht gesünder als auf den übrigen Inseln. Sie liefert daher auch Wein, Weizen, Gerste, Hirs, Flachs und Obst in Menge. Ihre Volksmenge ist ziemlich ansehnlich.

Le Pic. Die Insel Pic, welche zwo kleine Meilen von Fayal entfernt ist, hat nur 12 Meilen in der Länge von Ost zu West, und eine viel mindere Breite. Diese Insel, welche vortrefliche Weine hervorbringt, ist der Weinberg der Insel Fayal. Alle Einwohner derselben haben hier Landhäuser, Pachtgüter, und Rebäcker, von denen sie großen Nutzen ziehen. Alle Jahre herbsten sie hier; und der Saft der Reben liefert zwo verschiedene Arten weißen Weins, welcher zwar wie Canarien-

Wein aussieht, aber um vieles geringer ist. Ihr Malvasir hat nicht so viel geistiges, und der alte Wein hat eine Stärke wie der Brandtwein, und steigt sehr leicht in den Kopf. Sobald ihre Weine gemacht sind, lassen sie dieselben während der Monate September und Oktober in ihren Kellern zu Fayal liegen, und von da werden sie nach Brasilien oder in einen andern Theil der Erde unter dem Namen Fayal-Wein versandt, obschon diese Insel fast gar keinen hervorbringt.

Die Inseln Sainte-Marie, Flores, und Corvo sind nicht stark bevölkert. Sie liefern aber alles Getreide, Wein, und Vieh, welches ihre Einwohner brauchen. Wenn sie nicht den Portugiesen gehörte, welche zu unthätig sind, so könnte der Handel dieser Inseln sehr beträchtlich werden. Die zwo leztern geben viel Brenn- und Bauholz, besonders Cedern, welche daselbst sehr groß und dick werden.

Portugiesische Besitzungen auf der Insel Madera, und was derselben zugehört.

Sechzig Meilen von Canaria, zwischen der Meerenge von Gibraltar und den Canarien-Inseln, im atlantischen Weltmeere liegt Madera. Nach Ovington wurde sie im J. 1344 von einem

englischen Edelmanne entdeckt und im J. 1451 von den beyden Portugiesen Juan Gonzalez und Tristan Vaz erobert. Die Meynung dieses Reisenden ist aber durchaus irrig. Sie wurde von den Seeleuten, welche unter den Augen des berühmten Heinrichs, Königs von Portugal, und Sohns Johannes I. gebildet wurden, im J. 1419 entdeckt. Diese Insel ist die gröste auf der nördlichen Seite Afrika's. Es ist eine ziemlich angenommene Sage, daß sie bey der Ankunft der Portugiesen ganz mit Wäldern bedeckt war, in welche man Feuer legte, wodurch ein Brand entstand, welcher 7 ganzer Jahre dauerte, und die Erde sehr fruchtbar machte. Diese Sage stützt sich aber auf keinen Grund. Wahr ists, daß die Erde heutiges Tages 3 oder 4 Jahre Ruhe benöthigt ist, und wenn sie nach dieser Zeit nichts hervorbringt, so wird sie gänzlich für unfruchtbar gehalten. Die Gipfel der Berge, die schwärzlichte Farbe der Steine, die Lava, welche mit Erde vermengt ist, kurz, alles beweiset, daß ehemals Vulkane hier waren. Die Einwohner erndten daher auch sehr wenig Getreide, und sind gezwungen drey Viertel von dem was sie brauchen, bey Fremden zu holen.

Die Reben sind ihr ganzer Unterhalt. Sie wachsen auf dem Rücken mehrerer Berge, deren Gipfel mit Kastanienbäumen gekrönt sind. Zäune

von Granaten- Pomeranzen- und Citronen- Bäumen, Myrthen und wilden Rosenstöcken, sondern sie von den Reben ab. Die Trauben wachsen unter einem Laub- Gewölbe, und reifen im Schatten. Die Rebstöcke, an denen sie wachsen, werden von unzähligen Bächlein bewässert, welche in der Höhe entspringen, in tausend Umwegen die Pflanzungen durchschlängeln und sich dann auf der Ebene verlieren. Einige Eigenthümer haben sich mit Gewalt oder mit Recht die Freyheit erworben, diese Wasser zu ihrem Vortheile zu leiten; andere genießen dieses Glück nur ein- zwey- oder dreymal in der Woche. Selbst diejenigen, welche einen neuen Rebacker, der unter dem heißesten Clima liegt, anpflanzen, müssen, wenn der Boden durch seine Tröckne noch so sehr die Begießung erfodert, diese Freyheit sehr theuer kaufen.

Der Ertrag der Reben wird immer in zehn Theile getheilt. Ein Theil ist für den König, einer für die Geistlichen, vier für den Eigenthümer, und eben so viel für den Bauer.

Die Insel liefert mehrere Arten Wein. Der beste und seltenste kömmt ursprünglich aus Candien. Er hat eine angenehme Süßigkeit, und ist unter dem Namen Malvasir und Madera bekannt. Die Pipe kostet 100 Pistolen. Der alte kostet nur 6 oder 700 Livres, und wird besonders in Eng-

land abgesetzt. Die geringern Gattungen, welche nicht über 4 oder 500 Livres steigen, sind für Ostindien, für einige Inseln und das veste Land des nördlichen Amerika bestimmt.

Die Erndte beträgt meistens bis 30 tausend Pipen. Dreyzehn oder vierzehn davon genießt ein großer Theil des Erdballs; die übrigen werden im Lande selbst getrunken, oder in Brandtwein und Eßig verwandelt, welche in Brasilien verbraucht werden.

Die Einwohner von Madera empfangen nichts lieber für ihren Wein als Mehl, Ochsen, Käs, Butter, Salz, Oel, Heeringe, Papier, Hausgeräthe, Hüte, Peruken, Strümpfe, Hemder, grobe und feine Tücher, besonders schwarze, welche die Lieblingsfarbe der dasigen Portugiesen ist.

Man macht auch zu Madera allerhand Zucker-Waaren, und besonders Suket, wozu man auch Citronen braucht, wovon jährlich einige kleine Schiffe voll nach Frankreich abgehen. Die Banane ist daselbst so delikat, daß sie von den Einwohnern für die verbotene Frucht gehalten wird, die Quelle aller Uebel für das menschliche Geschlecht. Der Aberglaube, welcher die gefährlichsten Verbrechen erzeugt, die den Sitten nachtheilig werden, bestraft denjenigen, welcher mit einem Messer eine Banane abschneidet, weil

man in dieser Frucht eine Aehnlichkeit mit dem Bilde des gekreuzigten Jesu zu sehen glaubt.

Es ist ein großer Vortheil für diese Insel, daß man kein giftiges Thier auf ihr antrift. Man glaubt so gar, daß, wenn eines dieser Thiere dorthin gebracht würde, es in kurzer Zeit stürbe. Doch giebt es viele Eidexen, welche den Trauben und andern Früchten sehr schädlich sind. Die Insel hat vieles Vieh, Rebhühner, Fasanen und schöne Tauben.

Madera zählt in seiner Länge 25 und in der Breite 10 Meilen. Die Portugiesen machen nach der Aufzählung vom J. 1768 eine Volksmenge von 63,913 Seelen aus, welche in 43 Pfarreyen, sieben kleinen Marktfleken und in der Stadt Funchal vertheilt sind. Herr Doctor Heberden hat im 57 Bande der Londonschen philosophischen Transactionen bemerkt, daß auf dieser Insel von 50 Personen jährlich nur Eine sterbe, und daß das Alter eines neugebohrnen Kindes bis auf 39 Jahre gezählt werde, und zwey Drittheile dieser Kinder leben bis sie verheyrathet sind; und daß die Volksmenge sich in 84 Jahren verdoppelt habe; wovon in London, Paris, und allen großen Städten das Gegentheil geschieht, allwo sie auf die nemliche Art abnimmt, wenn sie nicht immer durch neue Ankömmlinge vermehret wird. Denn es sterben daselbst wenigstens

zweymal mehr, und die meisten neugebohrnen Kinder erreichen kaum das Knaben=Alter. Unglücklicher Weise aber haben die Abnahme des Getreide=Baues, die vernunftwidrigen Vorurtheile von der Unfruchtbarkeit gewisser Gegenden, die Unvollkommenheit des Ackerbaues, die allgemeine Ausschweifung und die Misbräuche des geistlichen Ansehens zu Madera, diesen glücklichen Wachsthum der Bevölkerung geschwächt.

Funchal ist die Hauptstadt der Insel, der Sitz eines Bischofs, welcher vom Erzbischof zu Lisabon abhängt, und die Residenz des Statthalters. Diese Stadt ist ohne Geschmack auf der mitternächtlichen Seite gebaut, und liegt in einem fruchtbaren Thale, am Fuße einiger Berge, deren sanfter Abhang mit Gärten und sehr angenehmen Landhäusern bedeckt ist. Sieben oder acht, mehr oder weniger ansehnliche Bäche durchfließen sie. Ihre Rhede, die einzige, wo man die Schiffe aus= und einladen darf, und wo folglich ein Waarenlager sich befindet, ist das ganze Jahr durch sehr sicher. Wenn die Winde, welches aber sehr selten geschieht, zwischen Süd=Ost und West=Nord=West herkommen, und bey Süden vorbeygehen, so muß man sich seegelfertig halten; diese schlechte Witterung kann man aber 24 Stunden vorher sehen, ehe man sie erfähret.

Der Charakter der Einwohner der Insel Madera scheint in allen Ständen der nemliche zu seyn; eine zügellose Leidenschaft für alle sinnliche Freuden, eine große Verschwendung bey ihren Mahlzeiten, in allem Aeußern erhaben, und einfach in dem Innern der Häuser, ein unerträglicher Stolz im Glücke, und eine heftige Neigung zum Morde; dieß sind ihre Laster und ihre Tugenden. Nur eine außerordentliche Mäßigkeit kann die Folgen ihres zügellosen Lebens erstiken. Die Weiber, welche durch das Beyspiel ihrer Männer dazu berechtigt zu seyn glauben, versagen sich keine Befriedigung ihrer wollüstigen Neigungen, besonders mit Fremden. Die Tugenden dieses Volkes verlieren durch Affektation und kindische Possenspiele ihren Werth. Wer es nicht wagt auf der Straße zu pissen, aus Furcht, als ein Unmäßiger angeklagt zu werden, rühmt sich öffentlich einen Mord am Fuße der Altäre begangen zu haben. Das Recht der Freystätte, welches daselbst viele Missethäter dem Schwerde der Gerechtigkeit entzieht, vermehret die Anzahl der Laster; daher man auch immer mit einem langen Degen und einem Dolche bewafnet ist. Die Laquayen bedienen ihre Herren das Tellertuch in der Hand, und den Degen an der Seite.

Zwölf Meilen auf der nordöstlichen Seite von Madera liegt die kleine Insel Porto-Santo, welche zu derselben gehört. Sie enthält etwa 800 Einwohner. Die Erde ist sehr fruchtbar und liefert alles zu ihrem Unterhalt, und erhält sie in der Unabhängkeit von ihren Nachbaren. Der Wein, welchen ihre Reben geben, ist zwar viel geringer, als der von Madera, aber doch gut Das Wachs ist sehr schön, und der Honig sehr delikat, aber nicht in Menge. Die Insel wimmelt von Kaninchen. Unter den Bäumen ist besonders der Drachenbaum (Dragon) merkwürdig, dessen Frucht gelblicht, einer Kirsche ähnlich, und von einem vortreflichen Geschmacke ist. Sein geläuterter Saft giebt das Drachenblut, welches in den Apotheken gebraucht wird. Die Küsten dieser Insel sind sehr fischreich.

Sechs Meilen von Madera auf der östlichen Seite liegen die Serterischen Inseln. Zwischen Madera und Teneriffa trift man zwo andere an, welche Selvages genannt werden. Die einen und die andern sind nakt, unfruchtbar, und felsigt. Sie werden aber doch zur Insel gerechnet, ob sie schon niemals, als in den Zeiten des Fischfangs, bewohnt sind.

Diese Colonie wird von einem Oberhaupte regiert, welches seine Gewalt vom Lisaboner Hofe erhielt. Man giebt diesem Beamten zur Verthei-

digung eines so schönen Besitzes nur 100 Mann regulirter Soldaten, und 3000 Mann Miliz, welche seinem Befehle unterworfen sind, alle Jahre versammelt und einen Monat lang geübt werden. Die Officiere und die Soldaten alle dienen unter diesem Regiment ohne Sold, und diese Stellen werden doch gesucht. Sie verschaffen einen gewissen Rang, wornach man auf dieser Insel mehr als an jedem andern Orte in der Welt lüstern ist.

Die öffentlichen Einkünfte bestehen in Zehnten, welche von allen Produkten bezogen werden; die Auflage besteht in 10 vom Hundert auf alles, was eingeht, und 12 vom Hundert auf alles, was ausgeht. Diese Gegenstände zusammengenommen, geben etwa 3,000,000 Livres. Doch fehlen die Verwalter hierin, daß sie von einer so beträchtlichen Summe fast gar nichts der Hauptstadt zufließen lassen.

Portugiesische Besitzungen auf den Inseln des grünen Vorgebirges.

Die Inseln des grünen Vorgebirges, welche im Jahr 1460 durch den in Portugiesischen Diensten stehenden Genueser Nolt entdeckt wurden, liegen auf der westlichen Seite von Nigritien

gegen der Mündung des Senegals über. Sie werden wegen der Menge Kräuter, womit der Ocean in dieser Gegend bedeckt ist, also genannt. Vielleicht brachte auch die Lage des Vorgebirgs, gegen dem sie über liegen, und welches immer grünen soll, die Portugiesen auf den Gedanken, sie mit diesem Namen zu belegen. Man zählt zehn dieser Inseln, nämlich St. Anton, St. Lucia, Salz, St. Vincent, St. Niklaus, Buona-Vista, Feuer, May, Brava, und St. Yago.

Sant-Yago. Diese leztere ist die gröste, ansehnlichste, am meisten angebaute und fruchtbarste dieser Inseln. Sie hat etwa 80 Meilen im Umfange; ihre meisten Einwohner sind schwarz, und niemand ist weiß, als der Statthalter, der Bischof und einige Kaufleute. So gar die Priester sind Negern, öfters auch freye Leute, wovon die meisten nicht einmal die Anfangsgründe der Religion kennen, deren Diener sie sind. Die Stadt *Zibeira-Grande* ist die Hauptstadt, und der Siz des allgemeinen Statthalters der Inseln des grünen Vorgebirgs. Man zählt daselbst 4 oder 500 Häuser, von etwa 4000 Personen bewohnt, die alle elend, faul und unerträglich stolz sind. Der Haven liegt auf der nördlichen Seite der Stadt, und ist das Waarenlager der portugiesischen Schiffe, welche nach Guinea

handeln. Auf dem nördlichen Theile der Insel liegt die Stadt **Praya**. Sie hat einen sehr guten Haven, und die englischen, französischen und holländischen Schiffe, welche nach Indien oder Guinea bestimmt sind, landen daselbst gewöhnlich an, um Wasser und Erfrischungen zu holen. Bey ihrer Ankunft gehen ihnen die Einwohner in Haufen entgegen, und bieten ihnen die Produkten der Insel an. Diese bestehen in Schweinen, Färbermoos, Orseilles, Ochsen und Geflügel, welches sie gegen Hemder, Unterhosen, Hüte und verschiedene andere Kleidungen, besonders tüchene, vertauschen.

May. Die Insel May wurde, wie man sagt, den ersten Tag des Monats May entdeckt, und hat 7 Meilen im Umfange. Bey starker Ebbe und Fluth lauft das Meerwasser durch einen Sandbank in eine Salzgrube, wo es sich in Salz verwandelt. Mitten in derselben wächst ein zarter Strauch, welcher eine seidene Wolle giebt, die aber zu kurz und zu fein ist, als daß man sie leicht verarbeiten könnte. Die Insel May bringt auch den ächten Baumwollenstrauch hervor. Ihre Erde ist ein beweglicher Sand, der nur von einem einzigen kleinen Bächlein bewässert wird. Man trift daselbst Obst, vierfüßige Thiere, und ziemlich seltne Vögel an, wie die **Flammingos**, deren Zunge ein köstliches Gericht ist. Das Meer, welches die Insel

umfließt, ist sehr fischreich. Die ganze Volksmenge belauft sich auf 12 bis 1500 Personen, welche in Pinosa, St. Johann, Lagoa, in elenden Dörfern, welche der portugiesische Stolz Städte nennt, vertheilt sind.

Feugo. Die Feuer-Insel erhielt ihren Namen von einem Vulkan, welcher in dem Schoose ihrer Erde eingeschlossen ist, und immerfort Flammen und Felsen auswirft. Ihre Erde, ob sie schon an vielen Orten das süße Wasser ermangelt, wäre noch ziemlich fruchtbar, wenn sie durch eben so arbeitsame Hände als die elenden Einwohner träge Hände haben, bearbeitet würde. Ein kleines Städtchen und einige Dörfer sind auch daselbst, in denen etwa 2000 Menschen vegetiren.

Brava. Die Erde dieser Insel, die zwar mit Bergen bedeckt ist, die sich einer über den andern pyramidenförmig erheben, ist ziemlich fruchtbar. Man sammelt daselbst einen vortreflichen Wein. Ihre kleinen Thäler liefern Mais, Reis, Bananen, Kürbisse, Wassermelonen, Pataten und Obst. Ochsen, Schweine, Pferde und Esel sind daselbst sehr häufig. Es giebt auch Ziegen, aber die armen Unterthanen sind so sehr gedrückt, daß sie keine ohne die Erlaubnis des Statthalters tödten, noch verkaufen dörfen. Robert erzählt, daß er daselbst eine Goldmine gefunden habe;

aber es scheint nicht, daß die Krone Portugal noch den mindesten Nutzen davon ziehe. Ihre Küsten sind fischreich. Von mehrern Rheden ist Fuerno die beste. Hier landen die Holländer und Portugiesen, welche nach Indien seegeln.

Buona = Vista. Hier wächst beynahe nichts als Baumwolle, Salz und Indig. Ihre trägen Einwohner verdienen es nicht ein solch fruchtbares Land zu bewohnen.

Die Salz = Insel ist, so zu sagen, nichts als eine große Salzgrube, in der sich das Meerwasser immerfort in Salz verwandelt. Man sieht daselbst lauter kleine Sträucher, Ziegen und Esel, welche allein diese Insel bewohnen. La Croix sagt, daß viele Schildkröten ihre Eyer dorthin legen.

St. Niklaus. Die Küsten dieser Insel sind sehr unfruchtbar. In den innern Thälern wächst Brennholz, und einige Reben, welche aber einen schlechten Wein geben. Diese Insulaner, welche etwas thätiger sind, als die übrigen, bauen Mais, Plantins, Wassermelonen, Kürbisse, Pomeranzen und Limonen. Die Stadt St. Niklaus ist am besten gebaut und am meisten bevölkert. Die Rheden, welche hier sind, werden nur von den Portugiesen besucht.

St. Lucia hat in Ueberfluß süßes Wasser, und Holz. Ob ihr Boden fruchtbar ist, weiß

man noch nicht; denn die Portugiesen kamen noch nie auf den Gedanken sie zu bevölkern.

St. Vincent. Zwischen den unzähligen Bergen, welche auf dieser Insel liegen, giebt es Thäler, welche ganz mit Tamarinden, Baumwollenstauden und Abrotancumnas bedeckt sind, die einen vortreflichen Geruch und bewundernswürdige grüne Farbe haben. Man fischt sehr oft Ambra. Ihre Rheden sind gut, aber unzugänglich.

St. Anton. Diese lezte Insel des grünen Vorgebirgs ist die nördlichste und westlichste des ganzen Archipels. Man bemerkt daselbst einen Berg, dessen Gipfel beständig mit Schnee bedeckt ist. Ihre Thäler werden von vielen Bächlein bewässert, und bringen vielen Mais, Bananen, Plantins, Kürbisse, Pomeranzen, Melonen, Granaten und Zuckerrohre hervor. Auch Palmbäume wachsen daselbst. Der Marquis des Minhas, Eigenthümer dieser Insel, ließ ehemals eine Ladung Negern aus Amerika hieher führen, welche von den Bewohnern im Ackerbaue unterrichtet wurden, und sich vermehrten. Die Hauptstadt enthält etwa 5000 Seelen, worunter auch die Sklaven gezählt sind. Die Luft auf den Inseln des grünen Vorgebirgs ist überhaupt sehr warm und ungesund. Die Erde ist zerhackt, gebirgigt und wenig bewässert; daher sie auch mit Mühe die kleine Anzahl der Schwarzen, welche meistens

frey, und einer Plage von vier Jahrhunderten entwischt sind, ernähren kann. Die schweren Ketten, welche sie niederbeugten, wurden noch schwerer, als man ihnen Verbindungen unter sich zustand, die ihnen aber kein weiteres Recht verschafften, als die Freyheit für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und dasjenige zu kaufen, was sie zu verkaufen hatten. Glücklicher Weise aber hat dieses ausschließliche Recht, welches den armen Inwohnern sehr nachtheilig war, aufgehört, und es scheint nicht, daß der Lisaboner Hof es erneuern werde. Aber der Schaden, den es verursacht hat, ist so groß, daß bis izt noch eine tödtliche Schwächlichkeit in derienigen Gegend herrscht, welche der Schauplatz ihres Glückes war.

Die Ausfuhr aus diesem großen Lande besteht bis izt noch in einer Pflanze, welche unter dem Namen Orseille nach Europa geführt und in Scharlachfabricken gebraucht wird, in Ochsen und Mauleseln, welche sie nach Amerika verhandeln, und in Zucker und sehr vielen baumwollenen Pagnes, welche sie an die Einwohner desjenigen Theiles von Afrika verkaufen, welcher unter portugiesischer Herrschaft steht.

Portugiesische Besitzungen auf den Sanct-Thomas- und Prinz-Inseln.

Die Insel St. Thomas liegt im Guineischen Meerbusen, im Aethiopischen Meere. Sie wurde im Jahr 1495 von den Portugiesen entdeckt, welche sie auch seit dieser Zeit im Besitze hatten. Die Luft daselbst ist sehr ungesund, und die Hitze sehr groß. Ob sie schon unter der Linie liegt, so sieht man doch den Gipfel eines Berges daselbst, welcher beständig mit Schnee bedeckt ist. Die Erde ist übrigens sehr fruchtbar, und bringt besonders schöne Zuckerrohre in Menge hervor. Man findet auch daselbst Zimmtbäume. Die Fremden bewundern besonders eine Art Trauben, welche in jeder Jahrszeit blühen und zeitigen Saft geben. Vor der Entdeckung Brasiliens, und da die Portugiesen noch in Indien mächtig waren, trieben diese Völker einen großen Handel nach der Insel St. Thomas: aber diese Industrie hat seit langer Zeit aufgehört. Hier, so wie auf allen spanischen und portugiesischen Besitzungen, sieht man nichts als Kirchen, Mönche, Priester und Klöster. Die Diener der Altäre sind auch hier, wie auf den Inseln des grünen Vorgebirgs, Negern, welche nicht einmal die leichtesten Grundsätze der christ-

lichen Religion verstehen, die sie doch andere lehren müssen.

Die Prinz-Insel liegt 17 Meilen von der Insel St. Thomas und stößt auf der südöstlichen Seite von Guinea an Congo. Sie erhielt ihren Namen vom portugiesischen königlichen Prinzen, welchem man im J. 1471 die Einkünfte davon überließ. So ungesund und schlecht die Luft der Insel St. Thomas ist, so vortheilhaft für die Gesundheit ist sie auf dieser Insel. Dieses hat auch den Lisaboner Hof bewogen, den bischöflichen Sitz und die Regierung von der Insel St. Thomas hieher zu versetzen. Der Eingang in die Insel selbst ist durch eine sehr gute Vestung beschützt. Alle Schiffe, welche von der Guineischen Küste kommen, ankern gewöhnlich an dieser Insel oder an der Insel St. Thomas. Das Wasser der erstern ist sehr gesund und gut; in St. Thomas hingegen seificht und schlecht. Auf der Prinz-Insel bekömmt man das Wasser aus einem großen Flusse, in welchem die Schiffe vor allen Winden gesichert sind. Das Erdreich ist sehr fruchtbar, und bringt in Ueberfluß Ananas, Bananen, Maniok, Pataten und verschiedene andere Früchte hervor, welche den Einwohnern einen hinlänglichen Unterhalt geben. Die Volksmenge ist nicht gar beträchtlich, und man schätzt sie höchstens auf 3 bis 4 tausend Seelen.

Englische Besitzungen in Afrika.

Im Jahre 1552 erschien die englische Flagge zum erstenmale an den westlichen Küsten von Afrika. Die Kaufleute, welche hieher handelten, errichteten 38 Jahre hernach eine Gesellschaft, welche nach dem damals allgemeinen Gebrauche mit einer ausschließlichen Freyheit begünstiget wurde. Dieser Gesellschaft und ihren Nachfolgern nahmen die Portugiesen, und nach ihnen die Holländer sehr oft die Schiffe weg. Die leztern behaupteten Alleinherrscher in diesen Gegenden zu seyn; aber endiich hat der Friede zu Breda diesen tyrannischen Verfolgungen auf immer ein Ziel gesetzt.

Die englischen Inseln in der neuen Welt brauchten damals eine große Menge Sklaven, um ihre Güter anzubauen. Dieses Mtttel war für die, welche damit beschäftigt waren, das sicherste, um Schätze zu sammeln. Diese Gesellschaften aber, welche sehr schnell auf einander folgten, machten sich alle selbst unglücklich, und hemmten durch ihre Trägheit und Treulosigkeit den Wachsthum der Colonien, wovon sich die Nation doch so viele Vortheile versprach.

Eine allgemeine Unzufriedenheit mit dieser Unordnung wurde im J. 1697 so laut und heftig, daß die Regierung sich genöthigt sah, mehrern Privatpersonen die Freyheit zu gestatten, daß sie das westliche Afrika besuchen durften; doch wurde die Bedingung dabey vestgesetzt, daß sie zehn vom 100 für den Unterhalt der Vestungen bezahlten, welche in dieser Gegend errichtet waren. Diese Freyheit wurde aber in der Folgezeit vernichtet. Seit 1749 ist dieser Handel ohne Abgaben allen Englischen Seefahrern offen, und der öffentliche Schatz hat nun die Unkosten der Regierung auf sich genommen.

Die Vestung St. James. Die Vestung St. James und das Vorgebirg Corse sind, eigentlich zu reden, die einzigen Besitzungen, welche den Engländern auf der westlichen Küste von Afrika gehören. Diejenigen, wovon wir weiter oben sprachen, sind nur Comtoirs, Wohnsitze und erflehte Niederlassungen, welche unter dem Beherrscher des Landes stehen, auf dessen Grund und Boden sie sich befinden. Die Vestung St. James liegt auf einer kleinen Insel, welche eine Stunde im Umkreise hat, und von dem Gambra-Flusse gebildet ist, von dessen Mündung sie 10 Meilen entfernt liegt. Das französische Comtoir Albreda liegt gegen ihr über. Die Vestung hat 70 Klafter in ihrer Länge, und 40 oder 50 in der Breite.

Die Winkel der Vestungswerker sind mit Thürnlein beschützt, welche ihnen ein furchtbares Ansehn geben.

Die vordern Seiten, die Flanken und die Mittelwälle sind ohne Gräben und von Back- und gehauenen Steinen errichtet. Die ganze Insel ist mit einer Pallisade umgeben, welche durch einige Batterien beschützt und ziemlich mit Kanonen versehen ist. Der Platz zwischen der Vestung und den Pallisaden ist mit Magazinen, mit Hütten für einige wenige Negern, welche Unterthanen von den Engländern sind und mit Wachhäusern besetzt. Die Garnison steht unter der Anführung eines Statthalters, und zählt ungefähr 2 oder 300 Mann. Die vortheilhafte Lage dieser Vestung könnte sie sehr wichtig machen, wenn sie Wasser und Holz hätte, und die Magazinen und Cisternen vor den Bomben gesichert wären.

Der König von Bara zieht einen Tribut von der Insel St. James; und die Engländer müssen beym Eingange in den Gambra ein dickes Gebüsche sehr ehrerbietig grüßen, weil es mit dem kostbaren Namen einer königlichen Zelte belegt ist.

Die meisten Soldaten, welche aus England hingeschickt werden, kommen durch den übermässigen Gebrauch der starken Getränke um. Die Garnison erhält einen Theil ihrer Nahrung aus

dem Königreiche Rumbo, mittelst des Comtoirs, welches die Engländer zu diesem Endzwek an dem Flusse Kabata erbaut haben. Jilfray, ein anders englisches Comtoir, welches auf dem linken Ufer des Flusses liegt, liefert sehr vieles Gemüse.

Hier werden die Gebühren, welche der König von Bara fordert, bezahlt. Das Comtoir Bintam liegt am nemlichen Flusse, sechs Meilen von der Vestung St. James, und liefert Wachs, Elfenbein und Leder. Das zu Jereja giebt in Ueberfluß mittelmäßiges Wachs. Diese Waare ist auch der vornehmste Gegenstand der Besitzung Tankroval; das beste englische Comtoir aber ist das Joarische auf der nördlichen Seite, weil es nahe bey der kleinen Stadt Rumbo liegt, wohin die Madagaskaer Kaufleute die Reichthümer aus Galam und Tombuto bringen. Die Gesellschaft hat noch Niederlassungen zu Yani-Marrow, zu Vallia, zu Yanegamakonda, und zu Fatatenda. Sie kauft besonders Elfenbein und Sklaven daselbst.

Das Vorgebirg Corse. Das Vorgebirg Corse liegt auf der Goldküste, vier Meilen von der Morgenseite der Stadt Anamabo, und unter dem 4ten Grade, 49 Minuten nördlicher Breite. Auf dem Vorgebirge liegt das Dorf Manfro, welches von Negern bewohnt ist, die sich mit dem Fischfange, dem Ackerbaue und dem Salz-

beschäftigen. Die englische Vestung, welche am Fuße des Dorfes liegt, von dem es abhängt, ist eine der grösten und vestesten auf der Küste. Ehemals war auf dieser Besitzung eine Schule, in welcher junge Negern unterrichtet wurden; aber ich zweifle, ob sie noch existirt. Das Gebäude, welches mit der grösten Sorgfalt unterhalten wird, ist das Sklaven-Gefängnis; es ist in einen Felsen gehauen, und wird durch eine vergitterte Oeffnung erhellt, welche oben am Gewölbe angebracht ist. Die kleinen Zellen, in die es abgetheilt ist, verhindern jede Zusammenverschwörung und Empörung. Dieses schreckenvolle Grab für Lebende würde durch Krankheiten sehr bald mit Todten angefüllt werden, wenn nicht beständig Schiffe ankämen, welche sie aus diesem Schlunde ziehen, um sie in neue Abgründe zu stürzen.

Der Negernhandel ist auf allen diesen Küsten ein vorzüglicher Gegenstand des Ehrgeizes der Engländer; und man kann mit Recht vermuthen, daß sie ohne diesen Handelszweig schon lange aufgehört hätten, dieselben zu besuchen. Man kann beynahe mit Gewißheit annehmen, daß Großbritannien seit dem Frieden von 1763 jährlich 195 Schiffe nach den Küsten von Guinea geschickt habe, welche zusammen 23000 Tonnen und eine Mannschaft von 7 bis 8000 Personen ausmachten. Aus Liverpol ist die Hälfte derselben ausge-

laufen; der übrige Theil aus London, Bristol und Lancastre. Sie haben 40,000 Sklaven verhandelt. Der gröste Theil wurde auf die englischen Inseln in Westindien und in Nordamerika verkauft. Was auf diesen Märkten nicht verkauft wurde, brachte man verstohlener oder erlaubter Weise nach den Colonien der übrigen Nationen.

Dieser große Handel wurde nicht nach einstimmigen Grundsätzen betrieben. Der Theil von der Küste, welcher am weißen Vorgebirge anfängt, und sich am rothen endigt, kam im Jahre 1765 unter die unmittelbare Aufsicht des Ministeriums. Von dieser Zeit an bis ins Jahr 1778 stiegen die Civil- und Militair-Unkosten dieser Besitzung bis auf 4,050,000 Livres: welche Summe aber die Nation für den Vortheil, der daraus gezogen wird, zu hoch fand.

Die Kaufleute haben selbst ein Comite unter sich ausgewählt und vestgesetzt, welches aus 9 Deputirten, 3 aus Liverpol, 3 aus London, und 3 aus Bristol besteht, und die Aufsicht über die Besitzungen hat, die vom rothen Vorgebirge bis an die Linie zerstreut liegen; obschon das Parlament jährlich 4 oder 5,000,000 Livres für den Unterhalt dieser Vestungen bestimmt hat, so liegen sie doch meistens im Ruin: doch sind sie noch dadurch beschützt, daß man nur mit Mühe sich ihnen nähern kann.

Auf dem übrigen Theile des westlichen Afrika's liegt kein englisches Comtoir. Jeder Kaper begiebt sich dorthin auf die für seinen Nutzen bestmöglichste Art, ohne irgend ein Hindernis oder besondern Schutz. Da der Wetteifer in diesen Häven größer ist, als in den übrigen, so habeu sich die Seefahrer der Nation nach und nach davon entfernt, und kaufen auf den Märkten, wo sie ehemals 12 bis 15000 Sklaven jährlich einhandelten, höchstens 2000.

Englische Besitzungen auf der Insel St. Helena.

Die englische Gesellschaft hat, um ihre Verbindungen mit ihren asiatischen Besitzungen zu unterhalten, zu St. Helena einen Ort errichtet, an dem man ankern kann. Diese Insel hat nur 28 Stunden im Umkreise und liegt mitten im atlantischen Weltmeere, 400 Meilen von den afrikanischen und 600 von den amerikanischen Küsten. Sie besteht aus lauter Felsen und Bergen, wo man auf jedem Schritte noch die klarsten Spuren eines gedämpften Vulkans findet. Die Portugiesen entdeckten sie im 16ten Jahrhundert, welche sie aber nicht achteten. Die Holländer errichteten in der Folge eine Niederlassung daselbst, woraus

sie aber von den Engländern verjagt wurden, welche sich seit 1693 daselbst niederliessen.

Die Luft auf dieser Insel ist sehr gesund; daher es auch oft geschieht, daß die Kranken, welche dahin gebracht werden, sehr bald, wie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ihre Gesundheit wieder erlangen. Die Wasser sind auch sehr gesund. Sie fließen in mehrern Bächen, welche sich mit Gewalt die Berge herab ins Meer stürzen. Der Boden dieser Insel ist weder eine Wildnis, noch unfruchtbar, wie Herr Abbt Raynal ihn beschreibt, aber er trägt eine gewisse Anzahl Bäume und Sträucher, die ihm eigen sind. Dergleichen sind die Citronen-Pomeranzen- und Feigenbäume. Der Pfersichbaum war der einzige von allen Obstbäumen aus unsern Gegenden, welcher daselbst fortkam. Der Rebstock war auch nicht glücklich. Das Gemüse wurde von den Insekten verzehrt. Das meiste Getreide wurde von den Mäusen gefressen. Man mußte sich daher auf die Hornviehzucht einschränken: und erst, nachdem man eine Menge umkommen sah, brachte man es dahin, ihre Anzahl zu vermehren.

Das Clima hinderte den Wachsthum des Grases, welches der Landmann säete. Man sann darauf, Gesträucher zu pflanzen, welchen weder Mäuse, noch Tröckne schädlich werden kann, und unter ihrem Schatten wuchs ein frisches

und gesundes Gras. Diese Pflanze konnte aber niemals mehr als 3000 Ochsen zugleich ernähren, und diese Zahl war nicht hinreichend für das Bedürfnis der Einwohner und der Negern. Um das mangelnde zu ersetzen, könnte man vielleicht die künstlichen Wiesen zur Hilfe nehmen, welche die Reisenden für den wirklichen Zustand der Dinge sehr brauchbar glauben. Aber dieses Mittel wird sehr schwer anzuwenden seyn, wenn nicht die Gesellschaft den besten Boden, den sie sich zu ihrem Dienste und in der That auch zum Nutzen und Gebrauche ihrer Beamten vorbehielt, dazu einräumt. Diese Insel liefert auch noch einige Ziegen, Wildschweine, weiße und rothe Rebhühner, Fasanen und einige andere weniger wichtige Thiere.

Die Volksmenge von St. Helena steigt bis auf 20000 Freye und Sklaven. Es werden daselbst, wie auf dem Gebirge der guten Hoffnung, mehr Knaben als Mädchen geboren. Wenn man aus genauen Berechnungen beweisen könnte, daß die Natur den nemlichen Gang in allen heißen Ländern gehe, so könnte man vielleicht die Ursache der allgemeinen Sitten und häuslichen Gebräuche der Völker, welche sie bewohnen, folgern. Der Haven von St. Helena ist ziemlich bequem. Die Häuser, welche ihn umschließen, geben ihm mehr das Ansehen eines Feldes, als einer Stadt. Die Vestungswerker, mit welchen sie umzingelt

sind, haben nichts vorzügliches, und die Garnison, die zu ihrer Vertheidigung da ist, besteht nur aus 550 Mann. Die Colonie kann den Seefahrern nur wenig Erfrischungen und etliche Ochsen gegen die Eß- und andere Waaren geben, die sie ihr aus Europa und Asia zuführen. Die Fische sind die gewöhnlichste Nahrung der Schwarzen, und werdens auch nach und nach für die Weißen werden.

Alle Schiffe, welche aus Indien nach England zurückkommen, ankern in dem Haven St. Helena, wo sie in Kriegszeiten Bedeckungsschiffe antreffen. Die Winde und der Meersstrom schleudern die, welche aus England nach Indien segeln, meistens davon weg. Mehrere unter ihnen, um die Hindernisse einer so großen Reise zu vermeiden, welche, ohne sich aufzuhalten, fortgesetzt werden soll, ankern am Vorgebirge der guten Hoffnung. Die übrigen, besonders die nach Malabar bestimmt sind, nehmen ihre Erfrischungen auf den Comorra-Inseln.

Englische Besitzungen auf den Comorra-Inseln.

Ob wir schon diese Inseln unter die englischen Besitzungen in Afrika setzen, so muß man sie nur als ein Erfrischungsort ansehen, wo die englische

Gesellschaft mit Erlaubnis des Regenten ein Comtoir hält. Diese 4 Inseln liegen im Kanal von Mosambique, zwischen der Küste Zanguebar und Madagaskar. Comorra ist die Hauptstadt davon, und von ihr ist auch dieser kleine Archipel benennt worden, ob sie schon sehr wenig bekannt ist.

Die Portugiesen, welche sie bey ihrer ersten Ausfahrt entdeckten, machten den Namen, Europäer, durch ihre Grausamkeiten so verhaßt, daß alle, die sich bisher daselbst sehen liessen, entweder getödtet oder sehr schlecht aufgenommen wurden; daher man sie auch ganz außer Augenmerk ließ. Die beyden Inseln **Mayotte** und **Möly** werden auch nicht stärker besucht, ob sie schon ehrbare, großmüthige, und sehr civilisirte Einwohner haben; denn die Annäherung ist schwer, und das Ankern unsicher. Die Engländer halten sich nur bey der Insel **Anjouan** auf, woselbst sie auch ihre Niederlassung haben.

Diese Insel hat nur 30 Meilen im Umfange, und bietet dem Auge des Seefahrers alle Reichthümer der Natur in ihrer erhabenen Simplicität dar. Immer grüne Küsten, und lachende Thäler vervielfachen die ländliche Schönheit, und machen sie angenehm. Dreyßig tausend Einwohner, welche in 82 Dörfern vertheilt leben, theilen ihre Produkten. Ihre Sprache ist die arabische,

und ihre Religion eine verdorbene muhamedanische. Sie haben so geläuterte Grundsätze der Sittenlehre, als man sie wohl in diesen Gegenden nicht sucht. Ihre angenommene Gewohnheit von Milch und Pflanzen zu leben, hat ihnen einen unzubesiegenden Ekel gegen die Arbeit eingeflößt. Von dieser Trägheit kömmt ihr Stolz, welcher bey Standespersonen darin besteht, daß sie ihre Nägel außerordentlich groß werden lassen. Um diese Nachläßigkeit zu verschönern, färben sie dieselben mit einer gelbrothen Farbe, die sie von einem Strauche erhalten. Die Reisenden haben beobachtet, daß die Eifersucht, welche in Asien und Afrika so gemein ist, auf diesen Inseln ganz unbekannt seye, welche Freyheit die meistens schönen Weiber uneingeschränkt genießen.

Dieses Volk, das, troz seiner Trägheit, die man ihm vorwirft, sehr schätzbar ist, hat seine Freyheit, die es bey einem benachbarten Volke suchte, von dem es herstammen soll, verloren. Ein arabischer Kaufmann, welcher vor etwa einem Jahrhunderte einen portugiesischen Edelmann zu Mosambique tödtete, rettete sich in ein Schiff, welches das Ohngefähr nach Anjouan führte. Dieser Fremde bediente sich so sehr seiner Ueberlegenheit an Kenntnissen, und der Beyhilfe seiner eigenen Landsleute, daß er sich eine willkührliche Gewalt erwarb, die sein Sohn noch heutiges Tages ausübt.

Diese Veränderung in der Regierung hatte keinen Nachtheil für die Freyheit und Sicherheit der Engländer, welche an der Insel landeten. Sie fuhren fort ihre Kranken ganz ungestört auf das Land zu bringen, wo die gesunde Luft, die vortreflichen Früchten, Eßwaaren und das Wasser sie bald wieder herstellten. Der Unterschied bestand darin, daß sie den Vorrath, den sie einkauften, theurer bezahlen mußten; und dieß aus folgender Ursache.

Die Araber machten ihre Wanderungen über die Insel, weil ein Araber ihr Beherrscher war. Sie brachten den Geschmack der indianischen Manufakturen dahin, und da die Cauris, die Cokosnüsse, und andere Eßwaaren, welche sie daselbst in Tausch annahmen, nicht mehr hinreichten den Luxus zu befriedigen, so wurden die Insulaner gezwungen für ihre Ochsen und Geflügel Geld zu fordern, welche sie den Engländern zuvor für Glaskügelchen und andere Kleinigkeiten von eben so geringem Werthe auslieferten. Diese Veränderung hat aber die Engländer von diesem Orte nicht abgeschreckt, welcher keinen größern Fehler hat, als daß er von unsern Seeplätzen zu entfernt liegt.

Dänische Besitzungen auf der afrikanischen Küste.

Das Gerücht von den portugiesischen Unternehmungen in Afrika verbreitete sich durch ganz Europa. Die meisten Mächte suchten daher mit diesem Volke sowohl seine Mühe als auch deren Erfolg zu theilen. Das Königreich Dänemark, welches in unsern Gegenden sehr wenig bekannt war, machte die ersten Versuche, um seine Flaggen in diese Gegenden zu bringen, aus denen man so viele Schätze erhielt. Im Jahre 1448 erhielt ein dänischer Edelmann von seinem König die Erlaubnis auf portugiesischen Schiffen zu dienen, und bot daher dem Prinzen Heinrich seine Dienste an. Ferdinand Alonso verreisete damals, als Gesandter, an den Hof des Königs vom grünen Vorgebirge. Der portugiesische Prinz wollte, daß Ballarte, in dem er viele Talente und einen außerordentlichen Eifer entdeckte, seinen Minister begleite. Als sie am Vorgebirge ankamen, fanden sie die Bewohner desselben bewafnet, um ihnen das Anlanden zu verwehren. Da sie ihnen aber durch zwey Negern die Versicherung gaben, daß sie lauter friedliche Absichten hegten, und ihr Vorhaben nur Handlungsver-

bindlichkeiten mit ihrer Nation zum Gegenstande hätten, so nahm man sie sehr höflich auf. Der Statthalter der Provinz bat sie, an der Küste zu warten, bis er dem König die Nachricht von ihrer Ankunft hinterbracht hätte; und während dieser Zeit tauschte man sehr friedsam die Waaren aus. Unter den verschiedenen Gegenständen, welche die Negern herbeybrachten, waren auch etliche Elephantenzähne. Ballarte war besonders aufmerksam darauf, und bezeugte ein Verlangen, lebende Elephanten zu sehen. Ein Neger erbot sich sie ihm zu zeigen; aber kaum waren sie eine Stunde vom Ufer entfernt, so wurde der Däne von seinem treulosen Führer getödtet.

Diese niederträchtige Betrügerey, welche die Portugiesen zur Rückkehr zwang, fachte die Begierde der Dänen, in diesem Lande sich zu zeigen, nur mehr an. Die Sage, welche ohnehin alle Begebenheiten vergrößert, machte in Dänemark den ungeheuren Reichthum bekannt, den Ballarte, wenn er nicht auf eine so unkluge Art sein Leben einem Neger anvertraut hätte, sich würde erworben haben. Eine Menge Abentheurer aus dieser Nation wollte die nemliche Laufbahn betreten, und da einige von ihnen durch den Handel sich ein großes Glück verschafften, so hielt es die Regierung endlich für nothwendig, daran Theil zu nehmen; daher wurde auch eine Gesell-

schaft errichtet, welche nur allein den afrikanischen Handel zum Gegenstand hatte.

Die Küsten von dieser Halbinsel wurden sehr lange von den Dänen besucht, ohne daß sie daurende Besitzungen daselbst errichteten. Es ist kaum ein Jahrhundert, daß sie sich entschloßen, sich vest niederlassen; aber ihre Besitzungen sind sehr mittelmäßig, und haben einen wankenden Bestand. Christiansburg und Friedrichsburg sind auf der Goldküste die einzigen von den fünf Comtoirs dieser Nation, welche ein wenig bevestigt sind. Die andern sind nur bloße Niederlassungen. Die Krone erhält für die Summe von 53,160 Livres auf diesen Besitzungen 62 Mann, wovon einige Schwarze sind. Wenn die Magazinen gehörigermassen versehen wären, so könnte man jährlich leicht 2000 Sklaven verhandeln. In der wirklichen Verfassung der Dinge werden nur 1200 gekauft, welche meistens fremden Nationen ausgeliefert werden, weil keine dänische Schiffe sie abholen.

Eine Gesellschaft, welche eine ausschließliche Freyheit besaß, übte ehemals ihre Rechte mit all der Grausamkeit aus, wovon die gesittetsten Nationen der Europäer in diesen unglücklichen Gegenden so öftere Proben gaben. Ein einziger von ihren Agenten hatte den Muth sich dieser Unbarmherzigkeit zu widersetzen, welche die Ge-

wohnheit zu einem Gesetze machte. Seine Güte war so allbekannt, und das Zutrauen in seine Redlichkeit so groß, daß die Negern 100 Meilen herreiseten, um ihn zu sehen. Ein Regent aus einer entfernten Gegend schickte ihm seine Tochter mit Gold und Sklaven, um einen Enkel vom Schilderop zu bekommen; so hieß der Europäer, welcher auf allen Küsten Nigritiens verehrt wurde.

Im Jahre 1754 wurde der Handel von Guinea allen Bürgern erlaubt, mit dem Bedinge, 12 Livres in den öffentlichen Schatz für jeden Neger zu erlegen, welchen man auf die dänischen Inseln der neuen Welt bringt. Durch diese Freyheit wurde der Handel in einem gemeinen Jahre bis auf 500 Sklaven herabgesetzt. Diese Unthätigkeit entschloß die Regierung im Jahre 1765 die Vorschläge eines Auswärtigen anzunehmen, welcher sich erbot diesem Handel seine gehörige Ausdehnung zu verschaffen, und man entlästigte ihn der Auflage, welche zuvor war. Diese neue Erfahrung fiel aber ganz unglücklich aus, weil der Urheber des Projekts niemals mehr als 170,000 Thaler für die Vollführung seiner Unternehmung zusammenbringen konnte. Im Jahre 1776 kam man wieder auf die Grundsätze zurück, welche man 11 Jahre vorher verlassen hatte.

Holländische Besitzungen auf der afrikanischen Küste.

Zu Anfang des lezten Jahrhunderts fiengen die Holländer erst an mit Ernste auf Niederlassungen in Afrika zu denken, welche sie auf die Ruinen der portugiesischen Macht erbauen wollten. Im J. 1617 trat ihnen Biram, König vom grünen Vorgebirge, die Insel Gorea ab. Sie bauten daselbst auf den Gipfel eines steilen Felsen die Vestung Nassau; da man sie aber nicht für vermögend hielt die Rhede zu vertheidigen, so erbauten sie die Vestung Orange, welche den Ort des Anlandens beherrschte. Die Politik der Portugiesen hatte sie von der Goldküste entfernt, wo im J. 1595 Bernhard Erikz die Negern zum Handel mit der Republik aufmunterte.

Durch geheime Unterhandlungen erhielten sie vom König von Salo die Erlaubnis sich zu Mawri niederzulassen, welches 3 Meilen von der westlichen Seite des Vorgebirgs Corse liegt. Ihr Bau wurde vollendet im Jahre 1621. Sie suchten also ihre Macht auf der Goldküste bis nach Benin und Angola auszudehnen; aber ihr Plan war sich einen Platz zu verschaffen, durch den sie sich zu Herren vom Ocean und der Fahrt nach Ostindien machen könnten. In dieser Absicht griffen sie die Vestung

Mina an, deren Lage ihrem Vorhaben günstig zu seyn schien. Ihr Vice-Admiral Johann Dirklams landete mit 1200 Mann von seiner Nation und mit 150 Negern von Sabo, die seinem Befehle unterworfen waren, in dem Gebiete des Landes Comodo an. Die Negern von Mina waren die einzigen, welche ihnen Widerstand thaten: und sie waren auch wirklich so glücklich, daß sie einmal die holländische Armee am Fuße eines Gebirges überfielen, ehe sie sich versammeln konnten, und 400 Soldaten oder Matrosen, ohne die Negern von Sabo und die Officiere mitzuzählen, umbrachten. Lamb war gefährlich verwundet, und rettete sein Leben mit Hilfe der Negern aus dem kleinen Comodo.

Dieser Zufall, welcher die Holländer nöthigte sich zurückzuziehen, ließ ihnen doch noch die Hoffnung übrig, sich über kurz oder lang in diesen Gegenden niederlassen zu können, um einen vortheilhaften Handel zu treiben.

Die Eroberung, welche ihnen im J. 1625 mislang, wurde 25 Jahre hernach vollkommen ausgeführt. Im J. 1637 gewann Niklaus Van-Ypren, Befehlshaber der Vestung Nassau, zu Mawri mehrere Negern-Fürsten durch List und Geschenke so sehr, daß sie alle seine Unternehmungen begünstigten, daher er auch bis in die portugiesische Vestung drang; von diesem Vor-

theile benachrichtigte er den Grafen Johann Moriz von Nassau, welcher damals mit der Eroberung Brasiliens beschäftigt war, und beschrieb ihm die Gelegenheit, die sich darbot, die ganze Goldküste der holländischen Gesellschaft unterwürfig zu machen. Der Graf schickte ihm sogleich den Obersten Hans-Coine mit neun Kriegsschiffen, und allen Hilfsmitteln, die man zu einer solchen Unternehmung braucht. Die Truppen traten beym Vorgebirge Corse ans Land. Hier wurde eine Armee von 800 Soldaten und 500 Matrosen gebildet, worunter die Negern als Hilfs-Truppen nicht einmal einbegriffen sind. Man versuchte sogleich sich des Hügels zu bemeistern, zu welchem die Vestung Mina gehört. Dieser erste Versuch blieb aber ohne Erfolg. Coine verlor daselbst eiu beträchtliches Detaschement. Aber der Major Bongarçon erreichte doch den Zwek diesen Platz zu erobern, woraus ihn die Portugiesen vergebens zu verjagen suchten. Bey dem ersten Feuer der Holländer und Aufforderung zur Uebergabe des Van-Ypren ließ der portugiesische Statthalter ein Zeichen mit Trommeln geben und kapitulirte. Der Sieger fand in der Vestung 30 schöne, gegossene Kanonen und vielen Lebens-Vorrath.

Das Dorf Mina, welches die holländische Vestung umschließt, ist ziemlich artig von Steinen

erbauet. Ehemals enthielt es 6000 Einwohner, aber die drückende Regierung der Gesellschaft, die Pocken und die Comodoischen Kriege haben die Zahl um neun Zehntel gemindert. Als dieses Volk noch frey war, und unter der Regierung seiner eigenen Officiere stand, so war es tapfer, stolz und großmüthig. Seit es aber unter der Sklaverey seufzet, ist es träg und furchtsam. Doch sind die Negern noch ziemlich arbeitsam; sie können Metalle gießen und bearbeiten, das Glas schleifen und schneiden, und mehrere Handwerke mit so vieler Geschicklichkeit verrichten als ihnen ihr Elend nur immer zu erreichen erlaubt. Die Portugiesen haben die Künsten dieser Völker vervielfacht, ihren Ackerbau bereichert, und ihren Handel vergrößert, aber nur in der Absicht, sich den Nutzen davon zuzuziehen. Die Holländer fordern von diesen Unglücklichen den fünften Theil des Fischfangs.

Die Vestung Mina, welche auch das Schloß St. Georg heißt, ist sicher eine der höchsten auf der Küste. Das Dorf, welches von ihr beschützt wird, durchwässert der Benja, woraus die Einwohner eine große Menge Salz erhalten. Herr Focquenberg versichert uns, daß dieses Wasser in troknen Zeiten salzigter ist, als die stärkste Salzbrühe am eingesalzenen Fleische; und in den regnerischen Monaten May und Junius so süß und frisch, als das Regenwasser.

Die Vestung St. Georg ist das vornehmste Waarenlager der Holländer in Guinea. Die Gesellschaft besitzt noch andere weniger wichtige auf der nemlichen Küste, welche von der Regierung zu Mina abhangen. Sie hat in dem Dorfe Mourec auch die Vestung Nassau, deren Einwohner alle Fischer sind, und ihr den fünften Theil ihres Fischfanges als Abgabe bezahlen. Die Luft daselbst ist nicht gesund; daher man sie auch den Begräbnisplatz der Holländer nennt. Diese Republikaner haben noch zwo Vestungen auf der nemlichen Küste, wovon die eine am kleinen Cormantin liegt, welches Dorf mit einer vortreflichen Erde umgeben ist; und die andere am großen Cormantin; dieser Ort ist sehr gesund, und hat überflüssiges Getreide und Obst, und wird von 12 bis 15 hundert Negern bewohnt, welche Handelsleute oder Fischer sind.

Sobald die Holländer den Portugiesen einen Theil ihrer Länder, welche sie auf der afrikanischen Küste besaßen, wegnahmen, so überliessen sie dieselben der ostindischen Gesellschaft zum Eigenthum. Diese mächtige Gesellschaft erbaute neue Vestungen, legte ungeheure Abgaben ihren Bewohnern auf, und strafte so gar alle, welche ihrem Interesse entgegen waren, mit dem Tode. Die europäischen Schiffer, welche sich in den Gegenden einfanden, deren ausschließlichen Handel

sie sich zuschrieb, behandelte sie als ihre Feinde. Ein so unkluges Betragen zerstörte diese Gesellschaft; und im J. 1730 sah sie sich gezwungen, auf alle Unternehmungen Verzicht zu thun, welche sie bisher ungestört betrieb. Sie erhielt sich nur noch das Eigenthum der Vestungen, deren Wehr und Unterhalt jährlich 280,100 Gulden oder 616,000 Livres kosten. Alle Jahre wird ein Schiff ausgeschickt, welches ihnen Vorrath zuführt, wiewohl auch dieses nur geschieht, wenn die Kauffahrteischiffe, welche diese Gegenden besuchen, keine mäßige Fracht für diese Verproviantirung fordern. Oft genießt sie auch noch das Recht, welches sie sich vorbehielt, 11 Soldaten auf jedes Schiff zu schicken, wenn sie anders 79 Livres 4 Sous für die Fahrt und Nahrung eines jeden bezahlt.

Die Vorsteher dieser verschiedenen Comtoirs können Sklaven kaufen, wenn sie der Gesellschaft, von der sie abhängen, von jedem Kopfe 44 Livres geben; wobey sie aber gezwungen sind, sie in Afrika selbst wieder zu verkaufen, und das Gesetz verbietet ihnen, sie für ihre Rechnung nach Amerika zu schicken.

Diese Gegenden darf in jetzigen Zeiten jeder Unterthan der Republik besuchen. Der Gesellschaft muß man aber für jede Tonne, welche das Schiff enthält, 46 Livres 14 Sous, und 3

vom

vom 100 für alle Eßwaaren geben, welche man aus Amerika nach Europa bringt.

In den ersten Zeiten der Freyheit hat der Handel mit Gold, Elfenbein, Wachs, rothem Holze und der Pfefferart, welche Malaguette genannt wurde, mehrere Schiffe in Bewegung erhalten. Für diese Artikel werden aber wirklich keine Schiffe mehr ausgeschickt; denn einige davon werden in die Schiffe geladen, welche zum Negernkauf bestimmt sind. Die Anzahl dieser Schiffe von meistens 200 Tonnen und 28 bis 36 Mann Schiffsvolk, stieg oft jedes Jahr auf 25 bis 30, welche 6 oder 7000 Sklaven verhandelten. Sie hat aber sehr abgenommen, seitdem die Colonien wegen der Verringerung des Kaffee's diese Ladungen nicht mehr bezahlen konnten. Die Provinz Holland hat zwar auch Antheil an diesem schändlichen Handel; aber Seeland treibt ihn hauptsächlich.

Die traurigen Opfer dieses grausamen Geldgeizes sind auf verschiedenen Besitzungen zerstreut, welche die vereinigten Provinzen auf dem vesten Lande Amerika's oder auf den Inseln haben. Sie sollen eigentlich öffentlich ausgestellt und einzeln verkauft werden; diese Ordnung wird aber so wenig beobachtet, daß beym Verkauf derselben sehr oft schon wieder der Preis ausgemacht

wird, für welchen die Sklaven von der nächsten Reise sollen verkauft werden.

Holländische Besitzungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

In der Mitte des lezten Jahrhunderts sahen die Holländer mitten im Genusse des höchsten Ruhms und des besten Glücks, daß ihnen ein Ankerplatz fehle, wo die nach oder aus Indien segelnde Schiffe Erfrischungen einnehmen könnten. Man war wegen dieser Wahl sehr verlegen, bis endlich der Wundarzt Van-Riebek im Jahre 1650 das Vorgebirg der guten Hoffnung vorschlug, welches die Portugiesen aus Unbedachtsamkeit verachteten. Ein Aufenthalt von etlichen Wochen hatte diesem scharfsinnigen Manne gezeigt, daß eine Colonie, welche an der äußersten Spitze des mittäglichen Afrika's liegt, zu einem Waarenlager für die Handlung Europens und Asiens sehr bequem seye. Man überließ ihm auch die Sorgfalt, diese Besitzung zu errichten. Seine Absichten hatten einen guten Plan. Es sollte jedem, der sich dort niederlassen wollte, ein so geräumiger Platz gegeben werden, als er brauchte. Diejenigen, die es nothwendig haben, sollte man mit Weizen, Thieren und Hausgeräthe ver-

stehen. Junge Weibsleute aus Armenhäusern sollten ihnen beygesellt werden, damit sie mit ihnen die Mühe theilten und sie versüßten.

Allen, welche in den drey ersten Jahren sich nicht an das Clima gewöhnen konnten, war es erlaubt nach Europa zurückzukehren, und mit ihrem Eigenthume nach Willkühr zu handeln. Nachdem diese Einrichtung getroffen war, begab man sich unter Seegel.

Die große Gegend, welche man zu dieser Absicht auswählte, war von den Hottentotten bewohnt, welche in Horden vertheilt waren, deren jede eine kleine unabhängige Republik ausmachte. Ihre kleinen Dörfer bestehen aus mit Fellen bedeckten Hütten, in die man einkriechen muß, und die in einer Cirkellinie stehen. Diese Hütten sind Magazine für einige Eßwaaren, und Hausgeräthe. Außer der regnerischen Zeit geht der Hottentot nicht hinein. Man sieht ihn immer an der Thür derselben gelagert. Hier schläft, raucht und berauscht er sich ganz ohnbekümmert über Zukunft oder Vergangenheit.

Die Viehzucht ist die einzige Beschäftigung dieser Wilden. Da jedes Dorf seine eigene Heerde hat, die allen Einwohnern zugehört, so muß auch jeder in seiner Reihe sie hüten. Dieser Dienst muß mit der größten immerwährenden Wachsamkeit versehen werden, weil dieses Land mit

wilden, gefräßigen Thieren sehr angefüllt ist. Täglich schickt der Schäfer Leute aus, um den Feind auszuspüren. Wenn ein Leopard oder Tiger sich in der Nachbarschaft gezeigt hat, so bewafnet sich das ganze Dorf. Man zieht dem Feinde entgegen; und es geschieht sehr selten, daß er dieser Menge vergifteter, zugespizter, oder im Feuer gehärteter Pfeile entläuft.

Die Hottentotten besitzen weder Reichthümer noch etwas, das ihre Stelle vertritt; und ihre Schaafe, in welchen ihr ganzes Vermögen besteht, sind allen gemein; daher es auch nicht leicht Stoff zu Theilungen geben kann. Sie sind auch durch Bänder einer unverbrüchlichen Einigkeit mit einander verknüpft. Wenn die Hirten nicht oft wegen verirrtem oder gestohlenem Viehe in Streitigkeiten geriethen, so würden sie niemalen mit ihren Nachbaren Krieg führen.

Sie sind, wie alle Hirtenvölker sehr wohlwollend, und haben eine gewisse Unreinigkeit und Dummheit von den Thieren an sich genommen, die sie hüten. Sie haben einen Orden errichtet, womit sie denjenigen beehren, welcher einige von den furchtbaren Zerstörern ihrer Schäfereyen getödtet hat. Die Götterlehre des Herkules hat den nemlichen Ursprung.

Mit unsern Schriftzügen kann man die Sprache dieser Wilden nicht wohl beschreiben. Es ist eine

Art Vogelgesang, welches aus pfeifenden und andern wunderbaren Tönen besteht, und mit unserer Sprache gar keine Aehnlichkeit hat.

Die Fabel gab den Weibern dieser Nation eine fleischerne Schürze, welche von der Mitte des Bauches herabhängt. Man hat es aber bestätigt gefunden, daß die Weiber eben so gestaltet sind, wie es deren mehrere unter heißen Himmelsstrichen giebt, wo die äußern Organen der Wollust sowohl die obern, als die sie umgebenden, größer und vollkommener sind, als die in den gemäßigten Gegenden.

Riebek, welcher sich unglücklicher Weise nach den Ideen richtete, welche bey den Europäern angenommen sind, fieng an sich desjenigen Landes zu bemächtigen, das ihm am bequemsten lag, und war bemüht sich daselbst zu bevestigen. Dieses Betragen misfiel den Eingebohrnen des Landes. **Warum**, sagte ihr Abgesandter diesen Fremden, **warum habt ihr unsere Erde besäet? Warum weiden eure Heerden auf derselben? Mit was für einem Auge würdet ihr eine solche gewaltthätige Benutzung eurer Felder ansehen? Ihr bevestiget euch hier, nur um die Hottentotten immer mehr in die Sklaverey zu zwingen.** Diese Vorstellungen wurden noch mit einigen feindseligen Angriffen begleitet. Die Holländer, welche noch schwach

waren, beruhigten die Gemüther durch viele Versprechungen und einige Geschenke. Alles wurde in Friede beygelegt, und seitdem haben sie ihre gewaltthätigen Besitzungen fremder Güter ziemlich ungestört fortgesetzt.

Es ist bewiesen, daß die Gesellschaft in einem Zeitraume von 20 Jahren 46 Millionen Livres anwandte, um die Colonie in ihren wirklichen Zustand zu versetzen. Wenn man den Berichten der Seefahrer, welche durch eine lange Fahrt ermüdet, und durch alle die Bequemlichkeiten angelockt, die man an diesem so berühmten Ankerplatze findet, Glauben beymessen darf, so ist dieses Etablissement das schönste, das man kennt. Eine kurze Beschreibung der Gegend, welche die Holländer daselbst besitzen, wird uns lehren, ob es diese Lobeserhebungen verdient.

Das Vorgebirg der guten Hoffnung, dessen Seegegend so stürmisch ist, macht die mittäglichsten Grenzen Afrika's aus. Sechszehn Meilen von diesem berühmten Gebirge liegt eine Halbinsel, welche auf der nördlichen Seite durch die Tabula-Bay, und auf der südlichen Seite durch die falsche Bay gebildet wird. An der erstern, welche von der andern nur 9000 Klafter entfernt liegt, lauden alle Schiffe, die meiste Zeit im Jahre an; aber vom 20 May bis an den 20 September ist die Rhede so gefährlich, auch sind

daselbst so viele Unglücke schon entstanden, daß die holländischen Schiffe nicht mehr dort ankern dörfen. Sie begeben sich alle in die andere Bay, wo man in dieser Jahrszeit nichts zu befürchten hat.

Die Luft auf dem Vorgebirge ist angenehm, aber die Winde sind immerwährend und meistens heftig. Man wird aber für diese kleine Unbequemlichkeit durch die angenehme Mäßigung der Luft, welche dieses Clima wegen seiner Lage sehr heiß machen sollte, um vieles schadlos gehalten. Die Luft ist so rein, daß man sie für das beste Heilmittel hält, welches die meisten aus Europa hergebrachten Krankheiten hebt, und auch für die aus Indien sehr heilsam ist. Die Colonisten werden selten von Krankheiten heimgesucht. Die Pocken so gar sind erst spät zu ihnen durchgedrungen. Diese Seuche wurde durch ein dänisches Schiff herbeygebracht, und stiftete sogleich und noch heutiges Tages zu gewissen Zeiten große Verheerungen.

Die Erde entspricht nicht der vortheilhaften Sage von ihr. Die Holländer sahen bey ihrer Ankunft eine Menge Heidkräuter und eine Art Zwiebeln, welche gekocht den Geschmack einer Kastanie haben, und Hottentottenbrod genannt wurden.

Die Erde, auf welcher diese Pflanzen keinen fetten Satz hinterlassen hatten, ist ein unfruchtbarer Sand. Man hat sie bisher, so gar in der Nähe der Hauptstadt noch nicht befruchten können, wo doch der Muth dazu nicht fehlte. Das Innere des Landes, einige Thäler ausgenommen, auf welche das Wasser die wenige Erde, welche auf den Bergen lag, herabschwemmte, ist nicht viel fruchtbarer; und wird noch weniger bewässert, als die Küsten, wo doch nichts seltner als eine Quelle oder ein Bach ist. Daher kömmts auch, daß obschon die Colonie nicht reich an Einwohnern ist, dieselben doch gezwungen sind, 150 Meilen Lands die Länge des Meers-Ufers hin, und 50 Meilen von dem Innern desselben zu bewohnen.

Die Cap-Stadt, die einzige in dieser Colonie, zählt etwa 1000 Häuser, von Mauersteinen erbaut, welche wegen der Heftigkeit der Winde mit Stroh bedeckt sind. Die Straßen sind lang und rechtwinklicht. In der Hauptstraße ist ein Kanal, dessen Ufer mit Bäumen besetzt sind. In einem etwas entlegenenen Theile der Stadt sieht man noch einen Kanal, aber der Sturz des Wassers ist so schnell, daß die Dämme einander beynahe berühren. Am Ende der Stadt ist der berühmte Garten der Gesellschaft. Er hat eine Länge von 8 bis 900 Klaftern. Ein Flüßchen

durchwässert ihn. Um die Pflanzen gegen den Wind zu sichern, hat man jedes Viereck mit Eichen umgeben, die wie Pallisaden gehauen sind, ausgenommen den mittlern Gang, wo man sie zu ihrer völligen Höhe empor wachsen läßt. Diese Bäume sind zwar mittelmäßig hoch, aber geben den angenehmsten Anblick, besonders in einer Gegend, wo sehr wenig Holz wächst, und wo man aus Batavia alles dasjenige beziehen muß, was man zum Zimmern braucht. Die Hülsenfrüchten nehmen den grösten Theil der Erde ein. Der kleine Platz, den man zur Botanik bestimmt hat, enthält wenige Pflanzen. Der Thiergarten, welcher an ihn stößt, hat auch seinen vorigen Zustand verloren. Ehemals enthielt er eine viel größere Anzahl fremder Vögel und vierfüßiger Thiere, die man in unsern Gegenden nicht kennt.

Die Reben bedecken die meisten Felder, welche um die Hauptstadt herum liegen. Ihre Produkten fehlen sehr selten, da man unter diesem Himmelsstriche weder Hagel noch Frost zu befürchten hat. Man hat Ursache zu glauben, daß unter einem so reinen Himmel, in einem sandigten Boden, dessen schönste Lage nur von der Wahl abhängt, das beste Getränke wachsen sollte. Aber dieser Wein entspricht dieser Vermuthung nicht; vielleicht ists ein Fehler des Clima, vielleicht

kömmts von der Nachläßigkeit der Rebleute her. Der beste Wein, welchen sie besitzen, kömmt aus Madera, und wird nur von den reichsten Einwohnern gekostet; er ist trocken, säuerlich und ziemlich angenehm. Derjenige, welcher unter dem Namen Constanz in Europa bekannt ist, wird auf einem Hügel gepflanzt, der 2 Meilen von der Stadt liegt. Dieses kleine Erdreich hat etwa 15 Morgen Landes in seiner ganzen Ausdehnung, und erhielt seine Reben aus Persien. Der Wein, den es trägt, ist theils weiß, theils roth. Um diese Gattung zu vermehren, vermischt man ihn mit einem ziemlich guten Muskatenwein, welcher auf den benachbarten Hügeln wächst. Einen Theil davon erhält die Gesellschaft um einen Preis, den sie selbst ansetzt; das übrige wird, der Barrik zu 1200 Livres, verkauft. Das Getreide wird in einiger Entfernung vom Cap gepflanzt. Es ist überflüssig und wohlfeil, aber der Anbau ist auch leicht, die Besserung häufig und die Felder können oft brach liegen. Vierzig oder 50 Meilen vom Haven hören die Pflanzungen auf. Aus einer größern Entfernung könnte man die Eßwaaren nicht vortheilhaft genug herbeyführen. Die Felder sind nun mit lauter Heerden bedeckt, welche zwey- oder dreymal im Jahre an den Hauptort der Colonie gebracht werden. Hier werden sie gegen europäische oder indianische

Waaren ausgetauscht, welche entweder durchaus nothwendig sind, oder nur zum Vergnügen dienen. Die friedfertigen Einwohner dieser entfernten Gegenden kennen das Brod nur wenig und nähren sich meistens von frischem oder gesalzenem Fleische, das mit Hülsenfrüchten vermischt ist, die in dieser äußersten Gegend Afrika's den nemlichen Geschmack haben, wie die unsrigen. Unser Obst, wovon nur weniges ausartete, ist eine ihrer vorzüglichsten Nahrungsmittel. Von asiatischen Pflanzen können sie nicht viele genießen, weil sie schlecht bey ihnen werden, und einige davon, wie der Kaffee und der Zucker, niemals gerathen.

Die Naturgeschichte des Cap zeigt verschiedene wichtige und bewundernswürdige Gegenstände, worunter besonders der Berg Perle verdient bemerkt zu werden, welcher etliche Meilen vom Ufer liegt. Er ist einer der höchsten in der Nähe des Vorgebirgs. Er besteht aus einer einzigen Masse von Granit, welche an einigen Orten gespalten ist. Die Natur hat nahe am Gipfel verschiedene Grotten und Bassins gebildet, in denen man weißen und gelben Bergkrystall findet.

Dieses Land hat auch warme mineralische Wasser, denen man verschiedene Eigenschaften zuschreibt. Man sieht zween Flüsse daselbst, wovon der eine 30 und der andere 60 Meilen von

der Stadt fließt. Das Wasser des erstern giebt der Leinwand unauslöschliche Fleken und den welken Pflanzen ihr Leben. Wenn man sie aus demselben zieht, so glaubt man sie seyen erst von ihren Stengeln abgepflückt worden. Das Wasser des leztern hat eben diese Eigenschaft, aber reiniget die Leinwand, auch ohne daß sie geseift wird.

Diese Gegend liefert die seltensten Thiere; als Kameelleoparden, Springböcke (Gemsen) Zebra, Rhinoceros mit zweyen Hörnern, Büffelochsen von der grösten Gattung, deren Hörner sehr schwer sind, Löwen, Tiger, Elephanten, Elendthiere, Coudouks, Wölfe, wilde Katzen, Hirsche, Gazellen, Wasserpferde, kleine Böcke mit schraubenartigen Hörnern, Phoques, welche sonst unter dem Namen Seewölfe bekannt sind, und verschiedene sehr schöne Vögelarten, wovon die wenigsten noch beschrieben worden. Die Küste ist sehr fischreich, und hat vieles Muschelwerk und Seepflanzen.

Als die holländische Gesellschaft sich auf dem Cap niederließ, so gab sie jedem der ersten Colonisten einen Raum von einer Quadratmeile. Auf diesem Platze konnten sie sich vollkommen ihren Unterhalt verschaffen. Unglücklicher Weise aber fiel man auf den Gedanken bey jeder Veränderung des Eigenthümers eines Guts dasselbe mit einer Auflage zu drücken; und dieser

Tribut, welcher nicht der einzige Vorwurf von Beschwerden ist, den sie ihren Herren machen, hat den Werth der Wohlthat um vieles vermindert. Ihr Schicksal verdiente um so viel mehr die Aufmerksamkeit der Regierung, da auch ihre Lebensart wichtiger wird. Die Sitten dieser edelmüthigen Colonisten sind sehr einfach, so gar in der Hauptstadt. Man kennt keine Schauspiele, man stattet selten Besuche ab, man spielt nicht, man spricht wenig. Die Freuden der Weiber bestehen darin, ihre Männer, Kinder, Gesinde und so gar Sklaven glücklich zu machen. Während sie sich mit dieser zärtlichen Sorgfalt beschäftigen, besorgen die Männer ihre Geschäften. Abends, wenn die Winde sich gelegt haben, genießt jede Familie die Spaziergänge und die angenehme Luft. So leben sie das ganze Jahr durch, und diese Einförmigkeit setzt ihre Glückseligkeit nicht um das mindeste herab.

Die Colonie hat nur 700 Mann Soldaten zu ihrer Vertheidigung, und 15000 europäische Holländer, Teutsche und Engländer, wovon der vierte Theil im Stande ist, die Waffen zu tragen. Diese Anzahl würde sich vermehrt haben, wenn nicht die grausamen Vorurtheile der Religion unzählige Unglückliche verstoßen hätten, welche unter diesem glücklichen Clima Friede und genugsamen Unterhalt suchten. Es ist unbegreiflich,

wie eine Republik, die mit so vielem Glücke alle Religionsübungen in ihren Staaten erlaubt, es zugeben konnte, daß die Gesellschaft einen solchen Religionshaß über das Meer trug. Wenn die Regierung je die Gewalt hat, einen Misbrauch abzuschaffen, der ihren Grundsätzen so entgegen strebt, so wird die Colonie sich um vieles bevölkern, und dann erst kann man ohngehindert die Sklaverey abschaffen, welche zwar weniger drückend als anderswo, aber immer eine Entehrung des menschlichen Geschlechts ist.

Die Zahl der Sklaven beläuft sich auf 40 bis 50,000, manche davon wurden auf den afrikanischen Küsten, manche zu Madagaskar gekauft, andere kommen von den malaischen Inseln. Sie genießen die Nahrung ihrer Herren, und sind auch nur zu ihren Arbeiten verurtheilt. Von allen Besitzungen, welche Europa in den übrigen Theilen der Erde hat, ist diese die einzige, wo die Weißen die Schwarzen gewürdigt haben, mit ihnen die glückliche, edle und tugendhafte Beschäftigung des friedsamen Ackerbaues zu theilen.

Wenn die Hottentotten auch an dieser Arbeit Geschmack gefunden hätten, so würde die Colonie einen großen Nutzen daraus gezogen haben; aber die schwachen Horden dieser Afrikaner, welche an den Grenzen der holländischen Besitzungen geblieben sind, starben im J. 1713 an einer epidemischen

Krankheit. Nur wenige Familien entgiengen dieser fürchterlichen Seuche; diese werden zu den Heerden oder zum häuslichen Dienste gebraucht. Die mächtigern Familien, welche die Ufer der Flüsse, die Nachbarschaft der Wälder, und die reichen Vieh-Weiden bewohnten, wurden nach und nach gezwungen die Gräber und die Wohnungen ihrer Väter zu verlassen und haben sich von den Grenzen ihrer Unterdrücker entfernt. Die Ungerechtigkeiten, welche sie leiden mußten, haben auch vieles zum Haß gegen alle unsere Arbeiten beygetragen, der ihnen ohnehin eigen war. Das unthätige freye Leben, das diese Wilden in ihren Wüsten führen, hat für sie einen Reiz, den ihnen niemand entnehmen kan. Einst wurde einer von ihnen als ein unmündiges Kind seinen Aeltern geraubt, und in unsern Sitten und Glaubenslehren erzogen. Man schickte ihn nach Indien, wo er mit vielem Vortheile zum Handel gebraucht wurde. Gewisse Umstände aber brachten ihn in sein Vaterland zurück; er suchte sogleich die Hütte seiner Aeltern auf. Diese sonderbare Lebensart fiel ihm auf. Er bedeckte sich mit einem Schaafsfelle und trug seine europäischen Kleider in die Vestung zurück. „Ich komme, sagte er zum Statthalter, um auf immer diese Art zu leben, zu der „ihr mich zwangt, abzulegen. Ich bin entschlossen, der Religion und den Gebräuchen meiner

„ Vorfahren bis in den Tod treu zu bleiben.
„ Aus Liebe zu ihnen will ich den Degen und
„ das Degengehäng, das sie mir verehrten,
„ aufbewahren. Erlauben Sie, daß ich alles
„ Uebrige hier ablege." Er erwartete keine Antwort, entfloh, und wurde seitdem nicht mehr gesehen.

Obschon der Charakter der Hottentotten nicht ganz nach den geizigen Wünschen der Holländer ist, so zieht die Gesellschaft doch reellen Nutzen von ihrer Colonie. Der Zehnte vom Getreide und Wein, den sie nimmt, der Zoll und die andern Gebühren tragen ihr nicht mehr als 100 tausend Thaler ein. Sie gewinnt nicht einmal 100 tausend Livres am Tuche, Leinwand, den kleinen Waaren, den Steinkohlen und an andern weniger wichtigen Sachen, welche sie daselbst verkauft. Die unvermeidlichen Unkosten einer so großen Besitzung und dessen was verdorben wird, verschlingen eine größere Summe als dieser gesammte Gewinn liefert; daher auch der Gewinn der Gesellschaft eine ganz andere Quelle hat.

Die holländischen Schiffe, welche nach Indien segeln, oder von dort zurückkehren, finden am Cap einen sichern Aufenthalt, einen angenehmen Himmel, und eine reine, gemäßigte Luft, und die wichtigsten Neuigkeiten dieser beyden Welttheile. Sie nehmen daselbst Butter, Käse, Wein,

Mehl,

Mehl, gesalzene Eßwaaren auf das Schiff und für ihre Besitzungen in Asien, und seit einiger Zeit auch zwo oder drey Ladungen Getreide für Europa. Die Bequemlichkeiten und Reichthümer würden sich um vieles vermehren, wenn die Gesellschaft endlich die abscheulichen Vorurtheile ablegte, welche vielen Dingen hinderlich sind.

Bis izt haben die Produkten des Vorgebirgs einen so geringen Werth gehabt, daß Ackersleute sich weder Kleider, noch andere Bequemlichkeiten verschaffen konnten, welche ihre Erde nicht hervorbringt. Die Ursache dieser Geringschätzung der Eßwaaren kam daher, weil man den Colonisten verbot, sie an fremde Seefahrer, welche die Lage, der Krieg, oder andere Beweggründe in ihre Häven zogen, zu verkaufen. Der Handels-Neid, eine der grösten Plagen, worunter die Menschheit leidet, hatte dieses unbarmherzige Verbot gegeben. Dieser angenommene Grundsatz hatte den Endzwek die übrigen handelnden Nationen von Indien abzuhalten. Sie gewährten daher keine Hilfe, wenn sie nicht bey der Administration darum anhielten, welche ihnen einen übermäßigen Preis ansetzte, um ihrer Absicht dadurch aufzuhelfen. So gar die Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts konnten diese unmöglichen Projekten nicht vereiteln. Dem bis izt, ob man schon die Hoffnung aufgegeben hat, die

andern Völker von Asien entfernt zu halten, war es den Colonisten noch immer verboten mit ihren Eßwaaren einen freyen Handel zu treiben. Tulbagh und einige andere aufgeheiterte Vorsteher waren nachgiebiger, wodurch sich ein großes Wohlseyn verbreitete. Doch ist man noch immer gezwungen die Agenten der Gesellschaft entweder einzuschläfern oder zu bestechen.

Präliminär-Artikel

des

Friedens zwischen Frankreich und England.

Vom 20 Jänner 1783.

Im Namen der allerheiligsten Dreyeinigkeit.

Der allerchristlichste König und der König von Großbitannien von gleichem Eifer beseelt, den Drangsalen des verderblichen Krieges ein Ende zu machen, und Einigkeit und gutes Verständnis, welches zum Wohl des Menschengeschlechtes überhaupt und zu Dero respektiven Königreiche, Staaten und Unterthanen Besten insbesondere gleich nothwendig ist, untereinander wieder herzustellen, haben zu dieser Absicht folgende Bevollmächtigte ernennt: Von Seiten Sr. allerchristlichsten Majestät Herrn Carl Gravier, Grafen von

Vergennes, Rath in allen königlichen Conseils u. s. w. und von Seiten Sr. Britannischen Majestät Herrn Alleyne Fiz-Herbert, bevollmächtigten Minister besagter Sr. Majestät des Königs von Großbritannien; welche, nachdem sie sich einander ihre Vollmachten in gehöriger Form mitgetheilt, über folgende Präliminär-Artikel einig geworden sind.

Erster Artikel.

Sobald diese Artikel unterzeichnet und ratificirt sind, soll eine aufrichtige Freundschaft zwischen Sr. Britannischen und Allerchristlichsten Majestät ihren Königreichen, Staaten und Unterthanen, zur See und zu Land, und in allen Theilen der Welt wieder hergestellt werden. Den Armeen und Flotten sowohl als auch den Unterthanen beyder Mächte sollen Befehle ertheilet werden, alle Feindseligkeiten zu unterbrechen, und in der vollkommensten Eintracht zu leben, das Vergangene zu vergessen, wozu ihre Souverains ihnen Befehl und Beyspiel geben. Zur Befolgung dieses Artikels sollen von beyden Seiten Seepässe ertheilet werden, um Schiffe abzuschicken, diese Nachricht den Besitzungen besagter Mächte zu vermelden.

II.

Se. Majestät der König von Großbritannien behalten den völligen Besitz der Insel Newfoundland

(Terre Neuve) und der anliegenden Inseln, wie sie denselben durch den XIII. Artikel des Utrechter Friedens sind abgetreten worden; ausgenommen was im fünften Artikel dieser Präliminarien vestgesetzt ist.

III.

Se. Allerchristlichste Majestät entsagen, um die Zwistigkeiten, die bisher zwischen den beyden Nationen von England und Frankreich vorgewaltet, zu hemmen, dem Rechte der Fischerey, so Ihnen kraft des besagten Artikels im Utrechter Frieden zugehört; nemlich vom Vorgebirge Bonavista bis an das Vorgebirg St. John auf der östlichen Seite von Newfoundland (Terre Neuve) unter dem 50 Grade nördlicher Breite. Die französische Fischerey soll hingegen bey gedachtem Vorgebirge St. John anfangen, und um Norden herum bis an die westliche Küste der Insel Newfundland heruntergehen, und am Vorgebirge Raye, welches unter dem 47 Grade 50 Minuten nördlicher Breite liegt, aufhören.

IV,

Die französischen Fischer sollen die ihnen im vorhergehenden Artikel zugestandene Fischerey mit eben den Rechten besitzen, welche sie kraft des Utrechter Friedens hatten.

V.

Se. Großbritannische Majestät treten an Se. Allerchristlichste Majestät die Inseln St. Pierre und Miquelon gänzlich zum Eigenthume ab.

VI.

Das Recht, in der Bucht des Lorenzflusses zu fischen, behalten die Franzosen nach dem fünften Artikel des Pariser Friedens, fernerhin.

VII.

Der König von Großbritannien giebt an Frankreich die Insel St. Lucie wieder zurück, und tritt ab, und garantirt demselben die Insel Tabago.

VIII.

Der Allerchristlichste König überläßt an Großbritannien die Inseln Grenada und die Grenadinen, St. Vincent, Dominika, St. Christoph, Nevis und Montserrat. Die Vestungen auf diesen Inseln, welche beyde Mächte sich einander durch Gewalt der Waffen abgenommen, sollen in demselben Zustande wieder zurückgegeben werden, in welchem sie sich zur Zeit der Eroberung befanden. Wohl verstanden, daß von der Ratifikation des Definitiv = Traktats an gerechnet den respektiven Unterthanen der Kronen Großbritan-

niens und Frankreichs, die sich in gedachten Inseln oder in andern Oertern, welchen nach dem Definitiv-Traktat sollen zurückgegeben werden, niedergelassen haben, eine Zeit von 18 Monaten bewilligt wird, um ihre Güter zu verkaufen, ihre Schulden einzuziehen, und ihre Effekten wegzubringen. Sie können wegziehen, ohne weder wegen ihrer Religion, noch andrer Ursachen halben, ausgenommen Schulden und Criminal-Processe, aufgehalten zu werden.

IX.

Der König von Großbritannien tritt ab und garantirt Sr. Allerchristlichsten Majestät zum völligen Eigenthume den Fluß Senegal, und was dazu gehört; nebst den Forts St. Louis, Podor, Galam, Arguin und Portendik. Auch geben Se. Britannische Majestät die Insel Goree in demselben Zustande, in welchem sie sich bey der Wegnahm befand, wieder zurück.

X.

Der Allerchristlichste König garantirt Seinerseits Sr. Großbritannischen Majestät den Besitz des Forts James und des Flusses Gambia.

XI.

Um allen Uneinigkeiten in diesem Theile der

Welt zuvorzukommen, sollen beyde Höfe entweder im Definitiv-Traktate oder in einer besondern Akte die Grenzen ihrer respektiven Besitzungen vestsetzen. Der Gummihandel soll künftig so fortgesetzt werden, wie die Engländer und Franzosen denselben vor dem Jahre 1755 getrieben haben.

XII.

Die übrigen Küsten von Afrika mögen die Unterthanen beyder Mächte künftighin, wie bisher gewöhnlich, besuchen.

XIII.

Der König von Großbritannien giebt an den Allerchristlichsten König alle Etablissements wieder zurück, welche demselben beym Anfange des gegenwärtigen Kriegs auf der Küste von Orixa und Bengalen zugehörten, benebst der Freyheit Chandernagor mit einem Graben zu umziehen, um das Wasser abzuleiten. Se. Britannische Majestät verpflichten sich überdem, so viel in ihrem Vermögen steht, solche Maasregeln zu treffen, daß die Unterthanen von Frankreich sowohl in diesem Theile Indiens, als auch auf der Küste von Orixa, Coromandel und Malabar einen sichern, freyen und unabhängigen Handel genießen mögen, so wie derselbe vormals von der französischen ostindischen Compagnie getrieben wur

de; es mag nun besagter Handel vou ihnen einzeln oder Compagnieweise geführt werden.

V I V.

Pondichery und Karikale sollen gleichfalls an Frankreich zurückgegeben und garantirt werden. Se. Britannische Majestät werden ferner dafür sorgen, daß die beyden Distrikte von Valanour und Valour von Pondichery abhängig werden, so wie die vier Magans (Distrikte) von Karikal, um beyde Plätze zu arrondiren.

X V.

Frankreich soll wieder zum Besitze von Mahe und des Comtoirs in Surate gelangen. Die Franzosen sollen in diesem Theile Indiens ihre Handlung nach den im dreyzehnten Artikel dieses Traktats enthaltenen Grundsätzen forttreiben.

X V I.

Im Falle, daß Frankreich Alliirte in Indien hat, sollen dieselben sowohl, wie die von Großbritannien eingeladen werden, dem gegenwärtigen Frieden beyzutreten. In der Absicht soll ihnen vom Tage an, da ihnen der Vorschlag wird vorgelegt werden, gerechnet, eine Zeit von 4 Monaten anberaumt werden, sich darüber zu entschließen. Im Weigerungsfalle aber sind

Se. Britannische und Allerchristlichste Majestät übereingekommen, ihnen weder mittelbar noch unmittelbar gegen brittische oder französische oder gegen alte Besitzungen ihrer respektiven Alliirten Hilfe zu leisten. Beyde gedachte Majestäten werden ihnen ihre Dienste zu einem wechselseitigen Vertrage anbieten.

XVII.

Der König von Großbritannien wird, um Sr. Allerchristlichsten Majestät einen aufrichtigen Beweis seiner Versicherung und Freundschaft zu geben, und zur Dauer des wieder herzustellenden Friedens alles beyzutragen, in die Abschaffung und Aufhebung aller der Artikel willigen, die seit dem Utrechter Friedenstraktat 1713 bis hieher in Ansehung Dünkirchens sind vestgesetzt worden.

XVIII.

Alle Traktaten, die bisher zwischen den beyden hohen contrahirenden Mächten Statt gefunden, und weder im Definitiv-Traktate noch in den gegenwärtigen Präliminär-Artikeln sind abgeschafft worden, sollen durch den zu schließenden Definitiv-Traktat erneuert und bestätigt werden. Beyde Höfe werden Commissarien ernennen, um den Handlungszustand zwischen beyden Nationen zu untersuchen, und neue Einrichtungen nach dem

Grunde wechselseitiger Convenienz zu treffen. Beyde Höfe sollen zu dem Ende freundschaftlich einen Termin zur Beendigung dieses Geschäfts bestimmen.

XIX.

Alle Länder und Landschaften, welche indessen, entweder von Sr. Allerchristlichsten oder Sr. Britannischen Majestät Waffen in irgend einem Theile der Welt erobert worden seyn möchten, und welche in den gegenwärtigen Artikeln nicht mit eingeschlossen sind, sollen ohne alle Schwierigkeit und ohne Vergütungsforderungen zurück gegeben werden.

XX.

Da es nöthig ist, eine bestimmte Zeit zu denen von beyden contrahirenden Mächten zu machenden Restitutioneu und Evacuationen veſtzusetzen; so ist man übereingekommen, daß der König von Großbritannien die Inseln St. Pierre und Miquelon, 3 Monate nach der Ratification des Definitiv-Traktats, oder wo möglich noch eher, wird räumen lassen, und ebenfalls in Zeit von 3 Monaten nach der Ratification des Definitiv-Traktats, oder noch eher, wo möglich, die Insel St. Lucie in Westindien, und Gorea in Afrika. Der König von Großbritannien wird ebenmäßig 3 Monate nach der Ratification des Definitiv-

Traktats, oder wenn's möglich, noch früher, in den Besitz der Inseln Grenada, der Grenadinen, St. Vincent, Dominica, St. Christoph, Nevis und Montserrat eintreten.

Frankreich wird in den Besitz der zurückgegebenen Städte und Comtoirs in Ostindien, und der Länder, die ihm als Herrschaften, die zu Pondichery und Karikal gehören sollen, zugestanden sind, 6 Monate nach der Ratification des Definitiv-Traktats, oder, wo möglich, noch eher eingesetzt werden.

Frankreich soll auch gegen das Ende des besagten Termins von 6 Monaten die Städte und Ländereyen, so es entweder selber oder auch seine Alliirten in Ostindien den Engländern weggenommen haben möchten, wieder denselben abtreten.

Dem zufolge sollen die nöthigen Befehle von beyden contrahirenden Mächten verschickt, und gegenseitige Pässe für die Schiffe, welche dieselbe überbringen werden, unmittelbar nach der Ratification des Definitiv-Traktats ertheilt werden.

XXI.

Die von den Waffen Sr. Allerchristlichsten Majestät und Sr. Britannischen Majestät gegenseitig gemachten Gefangenen sollen unmittelbar nach der Ratification des Definitiv-Traktats, ohne Ranzion, nachdem sie vorher die Schulden, so

sie während ihrer Gefangenschaft etwa gemacht, bezahlt haben, wechselseitig und auf Treu und Glauben ausgeliefert werden. Jede Krone soll die Unkosten, welche ihre Gefangene wegen ihres Unterhalts verursacht haben, bey den Souverains des Landes, wo sie sich aufhielten, nach beyderseitiger Vorzeigung der Scheine, und anderer authentischer Beylagen, wieder bezahlen.

XXII.

Um allen Ursachen zu Klagen und Streitigkeiten vorzubeugen, welche über Prisen, welche nach der Zeichnung dieser Peäliminär-Artikel gemacht worden, vorfallen könnten, hat man sich beyderseits, verglichen, daß Schiffe und Güter, die im Kanale und in der Nordsee genommen worden, nach 12 Tagen von der Ratification gegenwärtiger Präliminär-Artikel an gerechnet, von beyden Seiten wieder ausgeliefert werden sollen.

Der Termin für die Seen zwischen der Nordsee, dem Kanal, und den Canarien-Inseln, es sey im Ocean oder im mittelländischen Meere, soll ein Monat seyn; zwey Monate von gedachten Canarien-Inseln bis an die Aequinoctial-Linien oder den Aequator. Und endlich 5 Monate für alle Theile der Welt, ohne Ausnahme und weitere Bezeichnung der Zeit und des Orts.

XXIII.

Die Ratification gegenwärtiger Präliminär-Artikel soll in guter und gehöriger Form ausgefertigt und in Zeit von einem Monate, oder wo möglich noch eher, von dem Tage der Unterzeichnung dieser Artikel an gerechnet, gegenseitig ausgewechselt werden.

Zur Urkunde dessen haben wir unterschriebene bevollmächtigte Minister Sr. Britannischen und Allerchristlichsten Majestät, kraft der uns gegebenen Vollmacht, diese gegenwärtigen Präliminär-Artikel unterzeichnet und die Siegel unserer Wapen angedrückt.

Geschehen zu Versailles den 20 Januar 1783.

Präliminär-Artikel des Friedens zwischen Sr. Britannischen und Katholischen Majestät.

Unterzeichnet zu Versailles den 20 Januar 1783.

Im Namen der allerheiligsten Dreyeinigkeit.

Der König von Großbritannien und der König von Spanien von gleichem Eifer beseelt, dem Elende des verwüstenden Krieges ein Ende zu

machen, und Eintracht und gutes Verständniß, welches zum Wohl des ganzen Menschengeschlechts überhaupt, und insbesondere zum Besten Dero respektiven Königreiche, Staaten und Unterthanen so nothwendig ist, untereinander wieder herzustellen, haben zu dem Ende folgende Bevollmächtigte ernennt: Von Seiten Sr. Britannischen Majestät Herrn **Alleyne Fiz-Herbert**, bevollmächtigten Minister gedachter Sr. Majestät, und von Seiten Sr. Majestät des Königs von Spanien, **Don Peter Paul Abarea de Bolea, Ximenes d'Arnea** u. s. w. **Grafen von Aranda** und Castel Florido, Marquis von Torres, Villanan und Rupit, Vicomte von Rueda und Yoch, Baron von den Baronien Gavin Sietano, Clamosa, Eripol, Trazmoz, la Mata von Cal-Viego, Antillon, la Almolda, Cortis, Jorva, St. Geins, Robovillet, Oreau und St. Colme de Farues, u. s. w. welche, nachdem sie sich gehörig in guter Form ihre Vollmachten einander mitgetheilt, über folgende Präliminar-Artikel einig geworden sind;

Erster Artikel.

Sobald diese Artikel unterzeichnet sind, soll aufrichtige Freundschaft zwischen Sr. Britannischen und Kathol. Majestät, ihren Königreichen, Staaten und Unterthanen zur See und zu Land,

und in allen Theilen der Welt wieder hergestellt werden: den Armeen und Flotten sowohl, als auch den Unterthanen beyder Mächte, sollen Befehle ertheilt werden, alle Feindseligkeiten zu unterbrechen, und in der vollkommensten Eintracht zu leben, das Vergangene zu vergessen, wozu ihre Souverains ihren Befehl und Beyspiel geben. Zur Befolgung dieses Artikels sollen von beyden Seiten Seepässe ertheilt werden, um Schiffe abzuschicken, diese Nachricht den Besitzungen besagter Mächte zu vermelden.

II.

Se. Kathol. Majestät behalten die Insel **Minorka** zum Eigenthume.

III.

Se. Britannische Majestät wird Sr. Katholischen Majestät **Ost-Florida** abtreten, und Se. Kath. Majestat behalten **West-Florida**. Zu dem Ende soll vom Tage der Ratification des Definitiv-Traktats an gerechnet, sämmtlichen Unterthanen Sr. Britannischen Majestät, die sich entweder in der Insel Minorka oder in den Floridas niedergelassen haben, eine Frist von 18 Monaten eingeräumt werden, um ihre Güter zu verkaufen, ihre Schulden einzukassiren, und ihre Effekten und Familien fortzuschaffen, ohne daran weder wegen

ihrer Religion, noch irgend anderer Umstände halber, Schulden und Criminal-Processe ausgenommen, gehindert zu werden. Se. Britannische Majestät haben die Freyheit alle ihre Güter in Ost-Florida, es sey schweres Geschütze oder irgend sonst etwas, wegführen zu lassen.

IV.

Se. Kathol. Majestät werden inskünftige auf keinerley Weise erlauben, daß die Unterthanen Sr. Britannischen Majestät oder ihre Arbeitsleute unter irgend einem Vorwande in ihren Beschäftigungen Blockholz zu hauen, zu laden oder wegzuführen, in einem gewissen begrenzten Distrikte, beunruhigt werden. Zu dem Ende mögen sie ohne das geringste Hindernis Häuser und Magazine bauen und bewohnen, die sie für sich, ihre Familien und Güter nöthig haben, und zwar an einem Orte, der entweder in dem Definitiv-Traktate, oder innerhalb 6 Monaten, nach der Auswechslung der Ratificationen desselben, bestimmt werden soll. Se. Kathol. Majestät versichern durch diesen Artikel den völligen Genuß alles dessen, was ihnen hiedurch zugestanden wird, mit der Bedingung, daß diese Genehmigung in keinem Falle Dero Territorialrechten Abbruch thue.

V.

Se. Kathol. Majestät geben an Großbritannien die Inseln Providence und Bahama ohne alle Ausnahme in demselben Zustande wieder zurück, in welchem sie von den Truppen des Königs von Spanien erobert wurden.

VI.

Alle Landschaften und Länder, die in irgend einem Theile der Welt entweder von Sr. Britannischen oder von Sr. Kathol. Majestät erobert worden sind, sollen ohne einige Schwierigkeit, und ohne Vergütungsforderungen wieder zurükgegeben werden.

VII.

Vermöge des Definitiv-Traktats sollen alle die Artikel, die bisher zwischen den beyden hohen contrahirenden Mächten bestanden haben, und die weder durch obgemeldeten Traktat, noch durch gegenwärtige Präliminär-Artikel aufgehoben worden, erneuert und bestätigt seyn. In dieser Absicht werden beyde Höfe Commissarien ernennen, um den Handlungszustand zwischen beyden Nationen zu untersuchen, und neue Handlungs-Einrichtungen zu treffen, welche der gegenseitigen Convenienz gemäß sind. Zur Vollziehung dieses

Geschäfts werden beyde Kronen freundschaftlich eine erforderliche Zeit vestsetzen.

VIII.

Da es nothwendig ist, einen bestimmten Zeitpunkt zu den Restitutionen und Ausräumungen, die beyde hohe contrahirenden Mächte zu bewerkstelligen haben, vestzusetzen, so ist beschlossen, daß der König von Großbritannien 3 Monate nach der Ratification des Definitiv-Traktats, oder wo möglich, noch eher, Ostflorida evacuiren werde.

Gleichfalls soll der König von Großbritannien wieder in den Besitz der Bahama-Inseln treten, ohne die geringste Ausnahme, innerhalb 3 Monaten nach der Ratification des Definitiv-Traktats.

Dem zufolge sollen von beyden hohen contrahirenden Mächten die nöthigen Befehle zugeschickt, und gegenseitige Pässe für die Schiffe, so dieselben überbringen sollen, unmittelbar nach der Ratification des Definitiv-Traktats ertheilt werden.

IX.

Ferner sollen, gleich nach der Ratification des Definitiv-Traktats, alle Gefangene, so entweder von Sr. Britannischen oder von Sr. Kathol. Majestät, zur See und zu Lande gemacht worden,

ohne Lösungsgeld wechselseitig und treulich ausgeliefert werden; doch müssen sie vorher die Schulden, so sie während ihrer Gefangenschaft etwa möchten gemacht haben, bezahlen. Jede Krone soll überdem die Summe, die zur Unterhaltung ihrer Gefangenen verwandt worden, bey den Souverainen, in deren Gebiete sie sich aufgehalten haben, nach vorläufiger beyderseitiger Vorzeigung der Creditive und anderer authentischer Bescheinigungen, völlig wieder erstatten.

X.

Um allen Ursachen zu Klagen und Streitigkeiten zuvorzukommen, die etwa über Eroberungen, welche nach der Zeichnung dieser Präliminär-Artikel gemacht werden, vorfallen könnten, hat man sich beyderseits verglichen: daß Schiffe und Güter, die im Kanale und in der Nordsee genommen worden, nach 12 Tagen von der Ratification gegenwärtiger Präliminär-Artikel an gerechnet, von beyden Seiten wieder ausgeliefert werden sollen.

Der Termin für die Seen zwischen der Nordsee, dem Kanal und den Canarien-Inseln, es sey im Ocean oder im mittelländischen Meere, soll ein Monat seyn; zwey Monate von gedachten Canarien-Inseln bis an die Aequinoctiallinien oder den Aequator; und endlich 5 Monate für alle

Theile der Welt ohne Ausnahm und weitere Bezeichnung der Zeit und des Orts.

XI.

Die Ratification gegenwärtiger Präliminär-Artikel soll in guter und gehöriger Form ausgefertigt, und in Zeit von einem Monate, oder wo möglich, noch eher, von dem Tage der Unterzeichnung dieser Artikel an gerechnet, gegenseitig ausgewechselt werden.

Zur Urkunde dessen haben wir unterzeichnete bevollmächtigte Minister Sr. Kathol. und Großbritannischen Majestät, kraft der uns gegebenen Vollmacht, diese gegenwärtigen PräliminärArtikel unterzeichnet, und die Siegel unsrer Wapen dazu setzen lassen.

So geschehen zu Versailles den 20 Jänner 1783.

Graf von Aranda.

Aleyne Fiz-Herbert.

Kurzer Innhalt des Definitiv-Traktats zwischen England und Frankreich.

1. Zwischen beyden Mächten soll ein christlicher und beständiger Friede zu Wasser und zu Lande seyn.

2. Der Westphälische Friedens-Traktat von Nimwegen von 1678 und 1679, von Ryswik von 1679, der Friedens-und Handlungs-Traktat von Utrecht von 1713, der von Baden von 1714, die Triple-Allianz von Haag von 1717, die Quadrupel-Allianz von London von 1718, der Friedens-Traktat von Wien von 1738, der Friedens-Traktat von Aachen von 1748, und der von Paris von 1763 dienen zur Basis des gegenwärtigen, und werden aufs beste erneuert und bestätigt, so wie alle zwischen beyden Mächten vor dem Kriege subsistirende Traktaten.

3. Alle Gefangenen und Geiseln werden von beyden Seiten ohne Ranzion ausgewechselt. Alle nach Ablauf des Termins zur Aufhörung der Feindseligkeiten, genommene Schiffe werden zurükgegeben.

4. England behält Terreneuve und die dabey liegenden Inseln nach dem 13 Art. des Utrechter

Friedens, St. Pierre und Miquelon ausgenommen, die an Frankreich abgetreten werden.

5. England entsagt dem Rechte, vom Cap Bonavista bis Cap St. John an der östlichen Küste von Terreneuve zu fischen. Die Fischerey der Franzosen soll vom Cap St. John bis Cap Royn gehen.

6. Die Franzosen sollen die Fischerey in der Bucht von St. Laurenz, nach dem 5ten Artikel des Pariser Friedens fortsetzen.

7. England giebt St. Lucia an Frankreich zurük, cedirt und garantirt ihm auch die Insel Tabago.

8. Frankreich giebt die Inseln Grenada, die Grenadinen, St. Vincent, Dominica, St. Christoph, Nevis und Montserrat, an England zurück.

9. England cedirt und garantirt an Frankreich den Fluß Senegal, nebst den dazu gehörigen Dependenzien und Forts St. Louis, Podor, Galam, Arguin und Portendic, auch wird die Insel Goree den Franzosen zurückgegeben.

10. Frankreich garantirt dagegen England den Besitz des Forts James und des Flusses Gambia.

11. Es sollen Commissarien dahin gesandt werden, die Grenzen der Besitzungen zu bestimmen. Die Engländer sollen den Gummihandel vom Flusse St. John bis zu Portendic treiben.

12. Mit den übrigen Besitzungen beyder Nationen an der Küste von Afrika bleibt's beym vorigen.

13. England giebt Frankreich alle Besitzungen zurück, die ihm zu Anfange des Kriegs auf der Küste von Orixa und in Bengalen gehörten, mit der Freiheit um Chandernagor einen Graben zu führen, der das Wasser ableitet. England will auch den dortigen französischen Unterthanen den Handel an der Küste von Orixa, Coromandel und Malabar sichern, so wie die französische ostindische Compagnie ihn führte.

14. Pondichery und Karikal sollen ebenfalls den Franzosen überliefert und garantirt werden. Sie sollen auch noch als eine Zugabe zu Pondichery die beyden Distrikte von Valanour und Bahour, und zu Karikal noch die 4 Magans haben.

15. Frankreich soll in den Besitz von Mahe und Suratte wieder eintreten, und hier so Handlung treiben, wie im 13 Artikel dieses Traktats bestimmt worden.

16. Wenn nach dem 16ten Präliminär-Artikel die Alliirten der Engländer und Franzosen in Ostindien in Zeit von 4 Monaten der gegenwärtigen Pacification nicht beygetreten sind, so sollen sie von beyden Nationen nicht den geringsten Beystand haben.

17. England entsagt allen Artikeln, die sich auf Dünkirchen im Utrechter Friedenstraktat beziehen.

18. Gleich nach der Auswechslung der Ratificationen sollen Commssarien ernennt werden, um die Handlungs-Angelegenheiten beyder Nationen zu reguliren. In Zeit von 2 Jahren vom ersten Januar 1784 an gerechnet, soll alles zu Stande seyn.

19. Alle Besitzungen, die in diesem Traktat nicht eingeschlossen, und von den Waffen beyder Nationen erobert worden, sollen zurükgegeben werden.

20. St. Pierre und Miquelon sollen 3 Monate nach der Ratification dieses Traktats, so wie St. Lucie und Goree, geräumt werden, oder früher, wo möglich. Eben so soll England 3 Monate nach der Ratification, oder früher, wieder in den Besitz von Grenada, der Grenadinen, St. Vincent, Dominica, St. Christoph,

Nevis und Montserrat treten. Frankreich soll in Ostindien die ihm wieder eingeräumten Oerter 6 Monate nach der Ratification, oder früher, in Besitz nehmen, auch in eben dem Termin die Oerter in Ostindien an England zurückgeben, die dessen, oder seiner Alliirten Waffen daselbst weggenommen haben möchten.

21. Der Ausspruch über die Prisen vor den Feindseligkeiten soll den Gerichtshöfen überlassen werden.

22. Bey den Processen in den eroberten Inseln soll der Ausspruch der lezten Instanz gelten.

23. Beyde Mächte garantiren sich diesen Friedenstraktat.

24. Die Ratificationen sollen zu Versailles, ein Monat nach der Unterzeichnung dieses Traktats oder früher ausgewechselt werden.

Versailles den 3ten September 1783.

Manchester.

Gravier de Vergennes.

Innhalt des Definitiv-Friedens zwischen England und Spanien.

1. Lautet so, wie mit Frankreich.

2. Lautet ebenfalls so, wie der mit Frankreich.

3. Lautet gleichfalls so, wie der mit Frankreich.

4. Der König von England tritt dem König von Spanien Minorka ab.

5. Der König von England tritt dem König von Spanien Ost-und West-Florida ab. Die Brittischen Unterthanen können ohngehindert, wenn sie wollen, diese Besitzungen verlassen. Auch ntmmt England alle seine ihm gehörige Effekten und Artillerie aus Ost-Florida zurück.

6. Die Engländer können in den Distrikten zwischen den Flüssen Wallis oder Bellize und Rio Hordo Holz fällen, und wegführen. Die Schiffahrt auf diesen Schiffen ist beyden Nationen gemein. Die Grenzen sollen von Commissarien bestimmt und ausgesetzt, und den englischen Unterthanen soll nichts beym Holzfällen in den Weg gelegt werden. Sie können daselbst Häuser und Magazine, aber keine Vestungswerker anlegen, und sollen alle hiebey gemachten Stipulationen dem Souverainitätsrechte des Königs von Spanien keinen Eintrag thun.

7. Spanien giebt England die Insel Providence und die Bahamas zurück.

8. Alle eroberten Plätze, die in diesen Traktat nicht eingeschlossen sind, werden wieder zurückgegeben.

9. Gleich nach der Auswechslung der Ratificationen dieses Traktats sollen Comissarien zur Regulirung der Handlungs-Angelegenheiten beyder Nationen ernannt werden, welche Reglements in Zeit von zwey Jahren fertig seyn sollen.

00. England wird Ost-Florida 3 Monate nach der Ratification, oder früher, räumen, und England soll iu eben diesem Termin, oder früher, wieder von Providenee und den Bahamas Besitz nehmen.

11. Beyde Mächte garantiren sich diesen Traktat.

12. Die Ratification soll zu Versailles in Zeit von 1 Monat, oder früher, vom Tage der Unterzeichnung an, ausgewechselt werden.

Versailles den 3 September 1783.

Manchester.

Gravier de Vergennes.

ENDE.

Register des Innhalts.

A.

	Theil.	Seite.
Adgi-Ali-Bey	II.	32
Afrika	II.	1
Adler, afrikanische	II.	17
Affen, afrikanische	II.	11
Ahoni	II.	126
Alex	I.	13
Alexandrien	II.	37
Algiers	II.	63 67
Araber	I.	67
Arrache	II.	87
Arsew	II.	75
Artabat	I.	15
Assan	I.	161
Asien überhaupt	I.	1
Astrakan	I.	213
Arabien	I.	65
Ava	I.	169

B.

	Theil.	Seite.
Babar	I.	93
Badagry	II.	125
Baillarderes in Surate	I.	129
Barbarey	II.	44
Barmer	I.	170
Basra	I.	17
Batavia	I.	325
Baukunst der Chineser	I.	34
——— der Indianer	I.	99

B.

	Theil.	Seite.
Bengalen	I.	154
Benin	II.	127
Beguela	II.	249
Bequies	I.	38
Bisnapor	I.	156
Bizerte	II.	61
Besitzungen der Türken in Asien .	I.	9
——— der Maratten . .	I.	135
——— der Franzosen in Indien	I.	167
——— auf der malabar'schen Küste	I.	212
——— auf der koromandel'schen Küste . .	I.	215
——— in Bengalen . .	I.	222
Besitzungen Engl. in Indien .	I.	224
— — — — auf der malabar'schen Küste . .	I.	226
— — — — auf der Küste Koromandel . .	I.	232
— — — — in Bengalen .	I.	240
Besitzungen Portugiesische in Indien	I.	262
Besitzungen Holländische in Indien	I.	269
— — — — auf der malabar. Küste	I.	274
— — — — auf der Insel Ceylon	I.	276
— — — — auf der Küste Koromandel .	I.	287
— — — — auf der Halbinsel Malaka .	I.	290
— — — — auf den molukkischen Inseln .	I.	294
— — — — auf den Inseln Timor und Celebes .	I.	303
— — — — in Neuguinea .	I.	308
— — — — zu Borneo . .	I.	310
— — — — zu Sumatra . .	I.	312
— — — — zu Java . .	I.	318

B.

	Theil.	Seite.
Besitzungen der Spanier in Indien	I.	334
— — — — auf den philippinischen Inseln	I.	337
— — — — auf den marianischen Inseln	I.	354
Besitzungen Dänische in Indien	I.	359
Besitzungen Französische in Afrika	II.	154
— — — — auf der westlichen Küste Afrika's	II.	156
Besitzungen Spanische in Afrika	II.	222
— — — — auf den Canarischen Inseln	II.	226
Besitzungen Portugiesische in Afrika	II.	241
— — — — auf der afrikanischen Küste	II.	244
— — — — auf den Azoren	II.	256
— — — — zu Madera	II.	265
— — — — auf den Inseln des grünen Vorgebirgs	II.	273
— — — — auf den St. Thomas- und Prinz-Inseln	II.	280
Besitzungen Englische in Afrika	II.	282
— — — — auf der Insel St. Helena	II.	288
— — — — auf den Comorra-Inseln	II.	291
Besitzungen Dänische auf der afrikanischen Küste	II.	295
Besitzungen Holländische auf der afrikanischen Küste	II.	299
— — — — auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung	II.	306
Bone	II.	73
Bramen	I.	104
Brava auf der afrikanischen Küste	II.	225

B.

	Theil.	Seite.
Brava auf dem grünen Vorgebirge	II.	276
Büffelochsen, afrikanische . .	II.	8
Bugie	II.	74
Bildhauerei der Chineser . .	I.	33
——— der Indianer . .	I.	99

C.

Calbari	II.	127
Cap Apollonie	II.	122
Charakter der Negern . .	II.	136
Chandernagor	I.	222
Chatigan	I.	254
China	I.	25
Chinchurat	I.	289
Christiansburg	II.	297
Cingalesen	I.	280
Copten	II.	26
Corse	II.	245

D.

Damas	I.	13
Daman	I.	266
Dairos in Japan . . .	I.	53
Diarbek	I.	16
Despotismus in Indien . .	I.	96
——— in Siam . .	I.	184
Diu	I.	266
Divikote	I.	232
Dubbah	II.	11
Dschedda	I.	80

E.

	Theil.	Seite.
Ebenbäume	II.	7
Elephanten	II.	7
Egypten	I.	23
Epee	II.	125

F.

Fakirs, indische . . .	I.	10
Fez	II.	82
Feigenbäume afrikanische . .	II.	7
Fische fliegende . . .	II.	16
Friedrichsburg	II.	207
Friedens-Artikel zwischen Spanien und England . . .	II.	333
— — — — zwischen Frankreich und England . . .	II.	341

G.

Gabon	II.	128
Gazellen	II.	9
Georgien	I.	15
Gelehrte aus China . . .	I.	34
Gold aus Bambouk . . .	II.	115
Goldküste	II.	123
Goa	I.	266

H.

Hayfisch	II.	15
Handwerker in Indien . .	I.	102
Heilkunde in Indien . . .	I.	100
Heil. Kreuz in der Barbarei	II.	90

	Theil.	Seite.
Heil. Kreuz in Teneriffa . .	II.	236
Hindostan	I.	87
Handel der Chineser	I.	39
—— der Franzosen in China	I.	47
—— der Japaner . . .	I.	35
—— der Perser . . .	I.	64
—— der Araber . . .	I.	75
—— in Surate . . .	I.	33
—— der Europäer in Asien	I.	200
—— auf der koromandelschen Küste	I.	148
—— in Bengala . . .	I.	160 255
—— in Hachem . . .	I.	175
—— in Siam . . .	I.	188
—— in Kochinchina . .	I.	196
—— in Ceylon . . .	I.	283
—— in Neuguinea . .	I.	308
—— der Schweden in Indien	I.	370
—— in Egypten . . .	II.	140
—— in Algier . . .	II.	73
—— in Marokko . . .	II.	85 91
—— in Guinea . . .	II.	114
—— mit Sklaven . .	II.	116
—— mit Gummi . . .	II.	161
—— in Madera . . .	II.	267
Handlungsgesellschaft der Dänen	I.	362
— — — — — der Schweden	I.	370
Hottentotten	II.	307

J.

Japan	I.	49
Judäa	I.	14
Juthia Othia	I.	187
Juida	II.	124

J.

	Theil.	Seite.
Jspahan	I.	60
Insel Guam	I.	356
—— Baharein . . .	I.	84
—— Maldiven . . .	I.	142
—— Salcete	I.	227
—— Bombay	I.	228
—— Marianen . . .	I.	354
—— Ceylon	I.	276
—— Molukkische . . .	I.	294
—— Timor	I.	305
—— Lelebes	I.	304
—— Neuguinea . . .	I.	308
—— Borneo	I.	310
—— Sumatra . . .	I.	312 259
—— Java	I.	318
—— Philippinen . . .	I.	337
—— Luzon	I.	345
—— Panay	I.	350
—— Mindoro	I.	350
—— Mindona	I.	351
—— Galite	II.	63
—— Arguin	II.	156
—— St. Ludwig . . .	II.	163
—— Gorea	II.	168
—— Bourbon . . .	II.	180
—— Frankreich . . .	II.	184
—— Madagaskar . . .	II.	195
—— Canarien . . .	II.	226
—— Teneriffa . . .	II.	232
—— Gomera	II.	236
—— Palma	II.	237
—— Ferro	II.	237
—— Lancerota . . .	II.	238
—— Fuerte Ventura . .	II.	239
—— Terzere	II.	257

J.

	Theil.	Seite.
Insel St. Michael . .	II.	259
——— Fayal . .	II.	259
——— St. Georg . .	II.	264
——— Graciosa . .	II.	264
——— Pik . .	II.	264
——— Flores und Corvo	II.	265
——— Madera . .	II.	265
——— Porto Santo . .	II.	272
——— Serteren . .	II.	272
——— Selvages . .	II.	272
Inseln des grünen Vorgebirges	II.	273
——— St. Yago . .	II.	274
——— May . .	II.	275
——— Fuego . .	II.	276
——— Brava . .	II.	276
——— Buona = Vista . .	II.	277
——— Salz . .	II.	277
——— St. Niklaus . .	II.	277
——— St. Lima . .	II.	277
——— St. Vincent . .	II.	278
——— St. Anton . .	II.	278
——— St. Thomas . .	II,	280
——— Fürsten . .	II.	281
——— St. Helena . .	II.	288
——— Comorra . .	II.	291
——— Anjouan . .	II.	292

K.

	Theil.	Seite.
Kanara . . .	I.	137
Kalekut . . .	I.	137
Kauris . . .	I.	144
Kameele	I. / II.	70 / 9
Kästen in Indien . .	I.	113
Kavite . . .	I.	341

K.

	Theil.	Seite.
Kela . . .	II.	124
Klima in Afrika . .	II.	4
Koromandel . .	I.	145
Kochinchina . .	I.	192
Krankheiten der Negern	II.	151
— — — — in Guinea	II.	110
— — — — venerische.	II.	150
Krokodillen . .	II.	13
Kürbiswurm . .	II.	110
Künste der Chineser .	I.	32
— — in Guinea . .	II.	100

L.

Laguna . . .	II.	236
Lama . . .	I.	22
Loango . . .	II.	132
Löwen . . .	I.	6

M.

Malabar . .	I.	125
Maldivische Inseln .	I.	142
Makao . .	I.	265
Marokko . .	II.	77
Masulipatam . .	I.	234
Manati . . .	II.	15
Madras . . .	I.	239
Mahe . . .	I.	213
Malaka . . .	I.	182
Malaier . . .	I.	183
Mammeluken . .	II.	30
Manilla . . .	I.	342

M.

	Theil.	Seite.
Mnaufakturen der Peguaner	I.	150
Maratten . . .	I.	135
Maskate . . .	I.	83
Mazagan . . .	II.	89
Mequinez . . .	II.	81
Meerbusen . .	II.	133
Mokka . . .	I.	78
Mogodor . . .	II.	89
Molembo . . .	II.	132
Molukken . . .	I.	294
Mosambique . .	II.	254
Münzen der Chineser	I.	36
— — — der Indianer	I.	375
Musik der Chineser	I.	33
——— der Indianer	I.	100

N.

Natolien . .	I.	10
Negapatnam . .	I.	287
Niederlage, englische auf der Insel Sumatra . .	I.	259
— — — holländische auf der Insel Sumatra . .	I.	312
— — — zu Borneo	I.	310

O.

Orixa . . .	I.	145

P.

Palmbäume afrikanische	II.	6
Papagayen . .	II.	21

P.

	Theil.	Seite.
Patanen . .	I.	92
Pegu . . .	I.	169
Petit Popo . .	II.	124
Peguaner . .	I.	170
Pelikanen . .	II.	18
Persien . . .	I.	59
Pik Adam . .	I.	279
— von Teneriffa .	II.	236
Perlen aus Bahareim .	I.	85
Pfauen, afrikanische .	II.	19
Pferde, arabische .	II.	8
Phönizier . .	I.	13
Portendik . .	II.	156
Porto Novo . .	II.	125
Pondichery . .	I.	220
Produkten der molukkischen Inseln	I.	299
——— der Insel Luzon	I.	348
Präliminär-Friedens-Artikel zwischen Spanien und England	II.	333
——— zwischen Frankreich und England . .	II.	341

R.

Religion, asiatische	I.	8
——— Chinesische	I.	29
——— Japanische	I.	53
——— Persische	I.	62
——— der Bramen	I.	104
——— der Peguaner	I.	174
——— in Tongking	I.	190
——— der Wadas	I.	280
——— der Cingalesen	I.	280
——— in Guinea	II.	108

R.

	Theil.	Seite.
Rosette . . .	II.	39

S.

	Theil.	Seite.
Sale . . .	II.	88
Safy . . .	II.	89
Samorin von Kalekut	I.	137
Samarkand . .	I.	23
Serselles . .	II.	74
Segungo . .	II.	131
Seelenwanderungslehre der Indianer . .	I.	108
——— in Guinea	II.	109
Schaafe . . .	II.	12
Schiffe der Chineser	I.	44
Siam . . .	I.	181
Schlangen, afrikanische	II.	12
Sprache der Cochinchineser	I.	194
Surate . . .	I.	126
Syrien . . .	I.	12
Smyrna . . .	I.	11
Suza . . .	II.	59
St. Paul de Loanda .	II.	248
Strausvogel . .	II.	17

T.

	Theil.	Seite.
Tartarey . .	I.	20
Tanger . . .	II.	87
Tetuan . . .	II.	86
Tellichery . . .	I.	227
Thedelis . . .	II.	74
Tripoli . . .	II.	49
——— in Syrien	I.	14

T.

	Theil.	Seite.
Travankor . .	I.	140
Tunis . .	II.	53
Tonking . .	I.	190

V.

Vestung St. James	II.	283
——— Mina . .	II.	302
——— Farine .	II.	62
——— Arguin .	II.	156
Vorgebirg der guten Hoffnung	II.	306
Vogel mit 4 Flügeln	II.	2

W.

Wadas von Ceylon	I.	279
Wallroß . . .	II.	14
Weiber indianische .	I.	98
——— am Senegal	II.	103 167
Wölfe, afrikanische	II.	11

Y.

Yanaon . .	I.	125

Z.

Zustand der Negern, welche auf der afrikanischen Küste verhandelt werden.	II.	116

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Poncelin de La Roche-Tilhac, Jean-Charles, 1746-1828

Philosophische Beschreibung des Handels und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika In einen fruchtbaren Auszug gebracht, mit den Beobachtungen unserer Reisebeschreiber verglichen und nach den Bedingungen des letzten Pariser-Friedens zwischen Frankreich und England eingerichtet ; Bd.: 2

Straßburg (1788)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7701
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249590-4
VD18 12526150-001